THÜRINGEN UND DER HARZ MIT IHREN MERKWÜRDIGKEITEN, ...

Friedrich von Sydow, Ludwig Bechstein, ...





Thüringen und der Harz.

3

Berichtigtes alphabetisches Verzeichniß
der
jetzt thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechstein (Ludwig), Cabinets- und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (H. E. R. pseud.), in Potsdam.
Bleichrodt, Bauinspector in Frankenhausen.
Braungard, Bürgermeister und Lieutenant a. D. in Quedlinburg.
Bube (Adolf), Oberconsistorial-Secretair in Gotha.
Buddeus (Theobald), stud. theol. in Gotha.
Bürk (August), Schriftsteller in Weimar.
Duval (C.), Litter. in Großbodungen.
Ende, Candidat der Theologie in Kloster Donndorf.
Gärtner, Justizamtmann in Hasselfelde.
Gerber, Director des Lyceums in Sondershausen.
Gottschalk, Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Cölleda.
Hahnemann (Robert), Gerichtsactuar in Triptis.
Heringen (Gustav von), Kammerherr und Consistorialrath in Coburg.
Hesse, Doctor, Hofrath und geh. Archivar in Rudolstadt.
Hofmeister, Pastor in Kleinschmalkalden.
Hoffmann, (Fr.), Hofprediger in Ballenstädt.
Hohbohm, Pastor in Biesenrode.
Kegel, Candidat in Teistungen.
Lessing, Adjunct in Kloster Donndorf.
Nebe, Pastor in Roßleben.
Nehse, Gastgeber auf dem Brocken.
Pfister, Superintendent in Weißensee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Rümpler, Cantor in Kammerforst.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Pastor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor in Quedlinburg.
Schwerdt, Pfarrer in Neukirchen bei Eisenach.
Stamm, Professor in Braunschweig.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sturm (C. A. G.)
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershausen, Redacteur des Werkes.
Trautmann, Candidat in Querfurth.
Wachter, Professor in Jena.
Ziegler, Candidat in Hasselfelde.

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch=romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

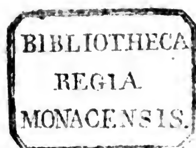
vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabriköerter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Dritter Band,

mit 12 Abbildungen.

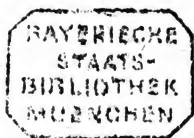
Sondershausen 1840.
Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



26. Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Osterode.



Osterode.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift.
Fr. v. Schiller.

Auf einem Hügel an der westlichen Seite des Harzes stand vor grauen Jahren das Bild einer Göttinn, Ostera geheißen. Sie mag die Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichts (ἠώς, aurora), gewesen sein, eine freudige heilbringende Erscheinung, deren Begriff leicht für das Auferstehungsfest des christlichen Gottes verwandt werden konnte. Die Verehrung dieses höhern Wesens der heidnischen Götterwelt mußte weit verbreitet sein und tiefe Wurzel geschlagen haben, daß die eifrigen Bekehrer den verhaßten Namen dulden und auf eines der höchsten christlichen Jahresfeste anwenden mußten. (cf. Grimm: deutsche Mythologie p. 181. 349.) Die Gründe, welche Johann Wolf und Andere gegen die Göttinn Ostera vorbringen, sind nicht stark genug, deren Existenz zu leugnen und die vielen heidnischen Gebräuche, welche sich unter uns erhalten haben, sprechen nur zu deutlich für ihre einstige Verehrung. In vielen Städten, Flecken und Dörfern des deutschen Landes wird, noch heute, gegen Abend des ersten Ostertages auf Bergen und Hügeln ein großes Feuer aus Stroh, Rasen und Holz, unter Zulauf und Frohlocken des Volks jährlich angezündet. Alle Gebirge, alle Berggipfel im Umkreis leuchten, und es ist gewiß, daß sich diese Feuer auf den Cultus der heidnischen Ostera beziehen. Ihren Namen und ihre Feuer verlegte man, nach Bekehrung der Sachsen, auf das christliche Fest. Nach dem lange fortdauernden Volksglauben thut die Sonne, in des ersten Ostertages Frühe, so wie sie aufgeht, drei Freudensprünge; sie hält einen Freudentanz, wenn sie untergeht. Wasser, das am Ostermorgen vor Sonnenaufgang stromabwärts und stillschweigend geschöpft wird, ist, gleich dem weihnächtlichen, heilig und

heilkräftig. Auch hier scheinen heidnische Vorstellungen auf christliche Hauptfeste übergegangen. Weißgekleidete Jungfrauen, die sich auf Ostern, zur Zeit des einkehrenden Frühlings, in Felsklüften oder auf Bergspitzen sehen lassen, gemahnen an die alte Göttinn, deren Bild, wie schon gesagt, auch auf einem Hügel an der westlichen Seite des Harzes verehrt wurde. Als aber Bonifaz, der Besieger so vieler Heidengötter, auch in diese Gegend kam, floh die rosenfingrige Göttin scheu in das Dunkel der undurchdringlichen Harzwälder. An der Stelle aber, wo Ostera verehrt worden war, stieg später eine Burg empor, deren Ruinen noch heute stark und trotzig in das Thal herabblicken. Sie soll vom Sassenherzoge Bruno um das Jahr 843 erbaut worden sein, der, wie Einige glauben, auch die Stadt Osterode gründete, die anfänglich nach seinem Namen Brunosrode hieß. Später nannte sich nach derselben das längst ausgestorbene Geschlecht der sogenannten alten Herren von Osterode. Als Graf Werner I. von Lauterberg im J. 969 mit Tode abging und seine fünf Söhne sich in seine Besitzungen theilten, erhielt der Aelteste derselben, der ebenfalls Werner hieß, Osterode. Er wurde, vermöge seiner Erstgeburt, zum Schirmvogte über das Kloster Pöhlde ernannt und residirte auf der alten Burg. Hier und da werden die Herren von Osterode nun genannt, besonders in Urkunden des Klosters Pöhlde. Als der Kaiser Lothar im J. 1130 einen Reichstag zu Braunschweig hält, erscheint auch Werner von Osterode. Söhne und Brüder von ihm waren Lüder und Burchard von Osterode, welche in einer Schenkung, die der Bischof Rudolf zu Halberstadt dem Stifte Hamersleben machte, mit angeführt werden. Basilius von Osterode befand sich in Kaiser Otto IV. Umgebung und wird in vielen Urkunden als Zeuge aufgeführt. Er hatte 3 Söhne: Basilius und Günzel von Osterode und Basilius von Windhausen. Letzterer erhielt vom Vater Schloß und Dorf Windhausen und war sehr tapfer und kriegliebend. Die andern beiden Brüder werden als Zeugen aufgeführt, als Graf Burchard von Lauterberg, der Krauskopf genannt, die Advocatur von Pöhlde an dies Kloster verpfändete. Es kommen noch mehrere Herren von Osterode in der Geschichte des Stifts Pöhlde vor, ohne daß sie sich jedoch besonders ausgezeichnet hätten. Der Letzte der alten Herren von Osterode aus der Lauterbergischen Linie war Hermann. Er gerieth im J. 1143 mit dem Abt von Gernrode in einen ernsten Streit und wurde deswegen von dem Bischofe von Mainz in den Bann gethan. Der Bannstrahl erschütterte den Herrn von Osterode so, daß er in ein schweres Siegthum verfiel und noch in demselben Jahre auf dem Schlosse Herzberg starb. Seine entseelte Hülle wurde zu Pöhlde in die gräfliche Capelle gebracht und da er keine Erben hinterließ, so wurde, nach alter Sitte, zugleich mit ihm sein Helm und Schild in die Gruft gelegt. Das Wappen dieses Geschlechts war sehr einfach. Es enthielt drei schwarze Rauten in silbernem Felde. — Die Burg fiel nun an Heinrich den Löwen, der oft auf derselben verweilte; dann wird sie nicht wieder erwähnt bis zum J. 1332, wo dieselbe ein

Balduin de Piscina bewohnte. Wann sie zerstört oder verlassen wurde, weiß man nicht. Ein halbeingefallener, mächtiger Thurm, das bedeutendste Stück der Ruine, und einiges andere Gemäuer, zeugen von dem, was sie gewesen und noch Jahrhunderte wird sie den Stürmen, die sie umbrausen, muthig trotzen. Einsam und von den Menschen verlassen blickt diese „alte Burg", wie sie in der Umgegend heißt, in die Gegend hinaus, nur noch von einer gespenstigen Jungfrau bewohnt, über welche sich eine Sage im Munde des Volkes erhalten hat.

Es war an einem Sonntag in der Frühe, als ein armer Leineweber der Stadt Osterode zuwanderte. Der Morgen hob heiter lächelnd sein rosiges Antlitz über die grünen Berge, balsamische Frische schwebte über den Thälern und Tiefen, die Gipfel der waldigen Höhen schwammen in bläulichem Duft und die bethauten Waldblumen funkelten im goldnen Sonnenglanz. Der Gesang der Vögel schallte aus dem Dickicht, leiser Glockenklang wehte aus den Thälern herauf, — über der ganzen Gegend schwebte ein milder, seliger Friede. Der Wanderer war lange, ohne auf die Schönheit des Morgens zu achten, vorwärts geschritten, denn ein tiefer Kummer belastete sein Herz. Ein geliebtes Weib lag ihm daheim krank, sechs hungrige Kinder harrten, sammt der Mutter, sehnlich seiner Wiederkehr und — mit leeren Händen kehrte er zu den Seinigen zurück. Ein reicher Vetter, von dem er Hilfe erwartete, hatte ihn mit harten Worten abgewiesen und der weite Weg zu dem Fühllosen war umsonst gethan und die Zukunft lag düster und nebelvoll, wie ein Gedicht Ossians, vor ihm. Als aber die Sonne höher emporstieg, als die ganze Natur um ihn her blühte und duftete, der Bach murmelte, die Vögel fröhlich zwitscherten, da wurde auch er ruhiger. Denn wenn das Morgenlicht sich zeigt, ist jedem gedrückten Gemüthe die Last minder fühlbar und diese Erfahrung sollte uns glauben machen, während der Nacht hätten wirklich boshafte, neidische Gnomen Gewalt über den Menschen, über dieses Zwitterwesen, welches mitten inne zwischen Erde und Himmel lebt, und diese hämischen Erdgeister schlüpften scheu in ihre Spelunken, sobald der erste Lichtstrahl, wie ein überirdischer Freund, den schwachen Adamskindern zu Hilfe käme. „Wie schön, wie herrlich," dachte er, umherschauend, „ist doch Deine Schöpfung, o Gott — und welch verhängnißvolles Geheimniß ist es, das nur den Menschen allein so oft ausschließt von jenem allgemeinen Genuß. Warum quält nur Er sich im Staube, und sorgt ängstlich für seinen Unterhalt, während doch alle Vögel so freudig singen und die Blumen so harmlos duften, unbekümmert um den folgenden Tag? Warum bin ich nicht getrost wie sie? Warum vertraue ich nicht meinem Gott? Kleidet er nicht die Lilien des Feldes? Hält er nicht unsere Tage in seiner Hand? Zwar bin ich von der Welt und den Menschen verlassen und weiß nicht, welcher Rabe mir und den Meinigen heute Speise bringen wird, — aber doch werde ich nicht sterben, sondern ferner leben und ferner athmen!

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird Dich aus der Höhle,
Da Dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken,
Erwarte nur die Zeit;
So wirst Du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auf, auf! Gib Deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht.
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!

So sang der Ermuthigte und hätte wahrscheinlich noch weiter gesungen, wenn ihm nicht eine fremdartige, glockenhelle Stimme einen guten Morgen zugerufen. Der Sänger blickte nach der Gegend hin, aus welcher der Zuruf erscholl und stand wie festgezaubert bei dem Schauspiele, das sich ihm darbot. An den Wellen des Baches, der am Wege dahinmurmelte, saß nämlich eine weißgekleidete Mädchengestalt und badete die wunderniedlichen, kleinen Füße, die rund und voll und weiß wie Marmor den Leineweber anleuchteten, daß er sich nicht erinnern konnte, je etwas Schöneres gesehen zu haben. Ehe er sich von seinem Staunen erholen konnte, stand die schöne Fremde schon vor ihm und sprach mit der wohllautendsten Stimme, die er jemals gehört hatte: „Du sangst da eben ein schönes Lied, das so recht für Bekümmerte gemacht ist. Möge Jedem, der es in seinem Unglück singt, die Hilfe so nahe sein wie Dir, denn wisse, Du bist zur glücklichen Stunde dieses Weges gekommen. Nur einmal im ganzen Jahre ist es mir erlaubt, hier an dieser Stelle zu weilen und wer mir da begegnet und es verdient wie Du, den mache ich glücklich, wenn ihn Reichthum glücklich machen kann. So höre denn: Wenn die Mitternachtsglocke die zwölfte Stunde verkündigt, so verlaß Deine Hütte und geh schweigend den Berg hinan auf welchem die Trümmer der alten Burg Osterode stehen. Zwischen den eingesunkenen Mauern wirst Du eine Blume erblicken, die pflücke Du ab und sogleich wird Dein Auge alle die Schätze erschauen, welche der Schoß des Burgberges verbirgt und von welchen Du nehmen magst, so viel Dir beliebt. Jetzt gehe Deines Weges und bringe Deinem treuen Weibe Trost und Hoffnung. Meine Zeit ist verronnen!

Der Leineweber hatte kaum Zeit gehabt, die schöne, schlanke Gestalt mit dem blassen, lieblichen Antlitze, der durchsichtigen, feinen, wie aus sanften Mondlicht gewebten Haut, dem großen, blauen, schwermüthigen Augenpaar und den langen, goldnen Locken, recht zu betrachten, als sie schon seinen Augen auf unbegreifliche Weise verschwunden war.

Wunderbar ermuthigt setzte er seinen Weg fort, denn oft schon hatte er von Freunden und Bekannten erzählen hören, wie oben in den wüsten Trümmern der alten Burg eine schöne stille Jungfrau hause, die zuweilen den Menschenkindern erscheine und sie nur selten unbeschenkt entlasse. Mit frohen Hoffnungen näherte er sich der Hütte, in welcher sein bleiches Eheweib mit dem Häuflein der Kinder bereits ungeduldig seiner Rückkunft entgegen gesehen hatte. Er erzählte. Die Kranke staunte und Beide vergaßen ihr Elend und harrten ungeduldig der Stunde, mit welcher eine neue, schönere Epoche ihres Lebens beginnen sollte, ein Leben voller Lust und Sonnenschein. Mit bleiernen Füßen schlich die Mitternacht endlich herbei und der Leineweber erhob sich, um bei dem ersten Schlage der Thurmuhr auf dem Platze zu sein, drückte noch einen Kuß auf die blassen Lippen seines Weibes und wanderte hoffend und bangend hinaus. Es war eine herrliche, stille Nacht. In der Tiefe der Landschaft schlug die Wachtel im Waizenfelde. Man hörte deutlich in der Ferne die Räder der Mühlen rauschen. Der Vollmond schien tageshell am wolkenlosen Himmel. Die malerische Ruine der Burg setzte sich dunkel ab gegen die tiefblaue Luft, nur die Zinnen des hohen, einsam sich erhebenden Thurmes erschienen im Lichte der Sommernacht magisch versilbert. Noch hatte der einsame Wanderer die Hälfte des Burgberges nicht erreicht, als die Uhr der Stadt bereits die zwölfte Stunde verkündete und mit ihrem dumpfen, feierlichen Schalle das Herz des Leinewebers elektrisch durchzuckte. Die Glockenschläge in der Nacht haben etwas eigen Rührendes, Ergreifendes. Ach, wenige schwärmend Fröhliche ausgenommen, dringen sie ja nur in das Ohr des Unglücklichen. Dem leidenden Kranken, der das Licht des Tages ersehnt, dem wachen Herzen des Hoffnungslosen, der sein Kissen mit Thränen netzt, der verzweifelnden Liebe am Sterbelager des Geliebten erschallt ihr Klang. Für sie bezeichnen diese Töne den Gang der Zeit, die der Glückliche schlummernd und träumend nicht mißt. Bewegt und heimlich schauernd schlich er in die Ruine hinein. Ein sonderbarer Glanz strahlte ihm aus einem Gewölbe entgegen und als er dem magischen Lichte folgte, sah er, daß eine glänzende weiße Lilie, die aus dem Steinboden emporgesproßt war, den hellen Schein verbreitete. Im Hintergrunde der Halle aber saß die schöne, bleiche Jungfrau, geschmückt mit einem silbergrauen Gewande und einen Kranz von weißen Rosen in den blonden Locken. Sie schlug die dunkelblauen Augen auf und heftete sie mit Freundlichkeit auf den Eingetretenen, winkte ihm zu, näher zu treten und die strahlende Blume zu pflücken. Der Leineweber that, wie ihm geheißen und brach mit zitternden Händen die Lilie ab. Kaum war sie in seinen Händen, als ein furchtbares Dröhnen im Innern des Berges entstand, der Boden dicht neben seinen Füßen versank krachend in die Tiefe und hervorstieg in rother Gluth ein gewaltiger Kessel, bis an den Rand angefüllt mit funkelnden Goldstücken. Es bedurfte einer nochmaligen Ermahnung von Seiten des blassen Burgfräuleins, ehe sich der staunende Arme von seiner Ueberraschung er-

holen und die Taschen und den Hut mit den glänzenden Münzen füllen konnte. Mit tiefen Bücklingen verließ er die Halle, langte glücklich in seiner Hütte an und als die frühe Morgensonne den Hausaltar des Leinewebers vergoldete, fand sie zwei frohe Menschen, die, eingedenk der frühern drückenden Armuth, mit einander sorgfältig überlegten, was mit dem unerwarteten Segen anzufangen sei, um in Zukunft ein heiteres und sorgenfreies Leben zu führen. Das Ergebniß ihrer langen Berathung war, daß sie ihre bisherige, armselige Wohnung verließen, ein neues, schönes Haus erkauften und in Stille und Fleiß glückliche Tage verlebten. Alljährlich aber an dem Tage, an welchem sie ihr Glück gefunden, wanderten sie hinauf nach der alten Burg und dankten dem, wenn auch nicht sichtbaren, Burgfräulein für die Gründung ihres Glücks.

Daß sich im Innern des Burgberges Schätze befinden, scheint in der That nicht unwahrscheinlich, wenn es wahr ist, was mir ein alter Bürger von Osterode erzählte, daß man nämlich dort sehr häufig Münzen finde, welche die Maulwürfe auswühlten und daß er selbst mehrere dergleichen gehabt, von denen einige rund, andere viereckig gewesen seien.

Die Stadt Osterode wurde nicht lange nach Erbauung der Burg gegründet, erhielt unter Heinrich dem Finkler Mauern, kam, sammt der Burg, an die Grafen von Lauterberg und nach deren Aussterben an Heinrich den Löwen. Als das Haus der Welfen in zwei Hauptlinien zerfiel, in die Braunschweig-Wolfenbüttelsche und die Braunschweig-Lüneburgsche, erhielt Braunschweig-Wolfenbüttel Osterode und oft hielten sich die Herzöge in der Stadt auf. Im J. 1617 erhielt Herzog Christian von Lüneburg-Celle die Stadt und als dieser 1633 starb, folgte ihm August der Aeltere in der Regierung. Dieser erbte im folgenden Jahre das Fürstenthum Kalenberg-Göttingen und gab es seinem Bruder, Georg von Lüneburg, der nun seine Residenz in Hannover aufschlug. Als August mit Tode abging und sein Bruder und Nachfolger Friedrich ebenfalls bald starb (1648), fiel auch Osterode an die in Hannover residirende Linie und ist von der Zeit an auch dabei geblieben. (cf. von Rohr: Merkwürdigkeiten des Oberharzes. Gatterer: Anleitung den Harz zu bereisen. Honemanus: Alterthümer des Harzes und Dr. Renners Nachrichten und Notizen von der Stadt Osterode.) Da die Tendenz unsers Werkes verbietet, den Lesern mit trocknen Zahlen und Nomenclaturen beschwerlich zu fallen und die Geschichte der Stadt nicht viel Interessantes darbietet, so eilen wir gleich bis zum J. 1510, in welche die Ermordung des Bürgermeisters

Heiso Freienhagen

fällt, dessen Geschichte reichlichen Stoff zu einem historischen Romane darbietet. Der Hergang der Sache war folgender:

Ein junger Bürger, Jakob Lurdes mit Namen, saß im Anfange des genannten Jahres in einem Gasthause beim Trunk. Draußen schüttete der Winter seine gefrorenen Schneeflocken recht unge-

berdig an die Fenster, wild rauschte der Sturm, finstere Gewölke wälzten sich von den Höhen des Harzes herab, entrollten ihre undurchsichtigen Schleier und verhingen die Ampel des Himmelsgezeltes. Jedes lebende Wesen suchte bei dem Unwetter ein schützendes Obdach und auch eine Gesellschaft von Männern und Frauen, welche zu Schlitten aus dem Innern des Gebirges kam und gesonnen war, das ebene Land zu besuchen, sah sich genöthigt, in dem Gasthause, wo Jakob Lurdes mit andern jungen Burschen verweilte, einzukehren. Lurdes, vom Weine erhitzt, drängte sich mehr, als es der Anstand erlaubte, an die Schönste der angekommenen Schönen. Der Bräutigam derselben verwies dem jungen Osteröder Brausekopfe seine Zudringlichkeit mit kurzen, derben Ausdrücken, und da Jakob Lurdes seinen Gegner nun mit Schmähungen überhäufte, versetzte ihm derselbe einen gewaltigen Schlag über den Kopf. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Kampfe. Die Fremden schaarten sich um ihren Freund und vertheidigten ihn gegen die Zechgesellen des Lurdes, die sich wie hungrige Tiger auf ihn warfen. Die Schenkstube ertönte nun von dem Rufe des Zorns, dem Frohlocken der Sieger, dem Geschrei der Verwundeten, dem Stöhnen der zu Boden Geworfenen. Durch die zerschmetterten Fensterscheiben drang der Lärm hinaus auf die Gassen und rief die Nachbarn und die Wächter der Stadt herbei, bewaffnete Bürger drangen in das Gemach und rissen die blutgierigen Streiter mit Gewalt auseinander, geboten Frieden und stellten endlich mit großer Mühe die vorige Ruhe und Ordnung wieder her.

Die Fremden waren aber nicht zufrieden, den Platz behauptet zu haben und ihre Gegner genöthigt zu sehen, das Gasthaus zu verlassen. Sie drangen bei dem Bürgermeister Heiso Freienhagen auf Bestrafung des Lurdes, der den Streit begonnen, und der Consul, ein ernster, gerechter Mann, untersuchte die Sache streng und ließ den Jakob Lurdes, obgleich er ihn aus der Taufe gehoben, zur Strafe seines rohen Uebermuthes, in das Gefängniß werfen.

Der wilde Lurdes war schon oft seiner unbesonnenen und tollen Streiche halber von Freienhagen hart angelassen worden und daher dem wackern Manne herzlich feind; sein Haß erreichte aber in dem dumpfen Gefängnisse, in welchem er wie ein eingesperrter Löwe tobte, den höchsten Grad und er schwur, fürchterliche Rache zu nehmen. Auch der Vater des Eingesperrten, Christian Lurdes, der ein Mitglied des Stadtraths war, fühlte sich in seinem Sohne beschimpft und war über Freienhagens Strenge ungemein erbittert. Kaum war daher der ungerathene Jakob wieder auf freien Fuß gestellt, als Vater und Sohn gemeinschaftlich versuchten, den Bürgermeister auf alle Weise zu kränken und ihn, wo möglich, zu stürzen. Lange scheiterten alle Versuche an der eisernen Rechtschaffenheit und Geradheit Freienhagens. Es war dem besonnenen, redlichen Manne auf keine Weise beizukommen und alle Pfeile, welche die Rachgierigen gegen ihn schmiedeten, prallten wirkungslos ab und würden auch ferner ohne Erfolg geblieben sein, wenn nicht Freienhagen gezwungen

worden wäre, auf die gegen ihn gerichteten Anfeindungen zu achten.

Eine junge, leichtsinnige Schöne nämlich, welche nach Einigen an einen Kaufmann Thomas, nach Andern an einen Eimermacher Helmbold verheirathet war, pflog, ihren alten Menelaos täuschend, heimlichen Umgang mit Jakob Lurdes. Sie war einst von Freienhagens Gattin beleidigt worden und athmete daher, gleich ihrem Liebhaber, die glühendste Rache gegen das Geschlecht des Bürgermeisters. Beide kamen daher überein, das Gerücht unter die Leute zu bringen, als sei die Frau Bürgermeisterin ihrem Gatten nicht treu, indem sie ganz gewiß hofften, daß dieses Gerücht zu Freienhagens Ohren dringen, sein häusliches Glück untergraben und sein Leben vergiften würde. Heiso wurde auch in der That gar bald von dem Gerede der Leute in Kenntniß gesetzt, denn es liegt in der Natur der gewöhnlichen Menschenart, unter dem Scheine einer falschen Theilnahme das Böse und Verwundende dem Betreffenden nicht vorenthalten zu können; aber er verachtete das elende Geschwätz, da er von der Unschuld seiner Gattinn fest überzeugt war. Einige Mitglieder des Magistrats waren jedoch mit der Gleichgiltigkeit ihres Vorgesetzten keineswegs zufrieden, meinten, es mache einen üblen Eindruck auf die Bürger, wenn das Haupt der Stadt sich ungestraft beschimpfen lasse und drangen darauf, daß die Sache streng untersucht werde. Freienhagen sah sich nun, so unangenehm es ihm war, in die Nothwendigkeit versetzt, einer Sache seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, die er stolz verachtet hatte, um aber nicht Richter in eigner Angelegenheit zu sein, übertrug er die Untersuchung den übrigen Gliedern des Stadtrathes, die denn auch eifrig dem unlautern Quell, aus dem die böswillige Verleumdung entsprungen war, nachforschten und bald den jungen Lurdes und die Ehefrau des Thomas als Urheber derselben vor Gericht forderten. Obgleich Letztere leugnete und Lurdes vorgab, nur in Folge eines Rausches die ungeziemenden Worte gegen Freienhagens Gattinn ausgestoßen zu haben, wurden Beide dennoch des bösen Leumunds schuldig befunden und verurtheilt, auf öffentlichem Markte einige Stunden an das Halseisen gelegt zu werden.

Der edle Freienhagen, der nicht Zeuge der Schande und Beschämung seiner Verfolger sein wollte, eilte ins Freie, während sich die Bevölkerung Osterodes um die beiden an den Pranger Gestellten versammelte. Die schöne Sünderin, die vor Wuth und Scham vergehen wollte, wurde von ihren zahlreichen Freunden und heimlichen Anbetern herzlich bemitleidet, die Zechgesellen des Jakob Lurdes aber brachen in laute Verwünschungen gegen den Bürgermeister aus, nannten ihn ungerecht, mißhandelten die Gerichtsdiener, als die Vollstrecker ungerechter Urtheile und führten den Lurdes, als er endlich freigelassen wurde, in Triumph nach der Schenke. Hier, vom Wein erhitzt, wurde Freienhagens Verderben beschlossen, ein Haufen Gesindel, das mit des Bürgermeisters Strenge unzufrieden war, schloß sich den Verschworenen an und mit lautem Toben und wildem Waf-

fengelärm durchzogen sie die Gassen und der Menschenknäuel wuchs mit jeder Minute und wälzte sich, gleich einer Verderben schwangern Lawine, dem Marktplatze zu, stürmte in Freienhagens Haus und verließ es nur dann erst wieder, als er sich überzeugt hatte, daß der Verhaßte nicht anwesend sei. In der Meinung, daß er sich geflüchtet habe, zerstreute sich der tobende Haufe und begann nun, die benachbarten Häuser zu durchsuchen.

Freienhagen wandelte während der Zeit sinnend in der Gegend umher, die in dem schönsten Schmucke des Frühlings prangte, und ahnte nichts von dem, was sich im Innern der Stadt begab. Da stürzte der alte Stadtschreiber Bertram, ein dem Consul sehr ergebener Mann, aus dem Thore, meldete ihm keuchend den ganzen Verlauf der Sache und bat seinen verehrten Vorgesetzten dringend, so schleunig als möglich die Flucht zu ergreifen. Freienhagen wollte aber weder feige entfliehen, noch die Seinigen ohne Schutz der rohen Wuth des empörten Volkes überlassen, und wandte seine Schritte der Stadt zu, so sehr auch der ehrliche Graukopf bat, seinen Bitten Gehör zu geben. Noch wenige Schritte vom Thore entfernt begegnete ihm jedoch ein von seiner Gattinn abgesendeter Bote, der ihm berichten mußte, daß sie, von einigen wackern Bürgern geschützt, unangetastet geblieben und daß man nur ihn als Opfer der Rache schlachten wolle; er solle daher unter keiner Bedingung eher in die Stadt zurückkehren, bis sie ihm die Beruhigung der aufgeregten Gemüther gemeldet habe. Komme er dennoch jetzt in die Stadt, so sei sein Tod gewiß, ohne daß er dadurch die Lage der Seinigen bessere. Er möge sich also so lange an einen sichern Ort begeben, bis die ruhigen und besonnenen Bürger die Oberhand gewonnen hätten. — Diese Botschaft bewegte den Bürgermeister, der Stadt, die er so lange beherrscht, den Rücken zu kehren und er that dies um so eiliger, als sein scharfes Auge aus dem Thore der Stadt einen starken Haufen Bewaffneter hervorbrechen sah, der offenbar nichts Anderes beabsichtigte, als den Flüchtigen einzuholen. Schnell eilte er in das Gebüsch und obwohl die Nachsetzenden mehrere Male dicht an seinem Versteck vorüberzogen, blieb er doch unbemerkt, wartete aber mit pochendem Herzen und großer Ungeduld auf das Sinken der Sonne und den Eintritt der Dämmerung. Endlich sank die Sonne hinter den waldigen Bergen im Westen hinab, und nun schlich Heiso, in den Mantel der Nacht gehüllt, auf dem Wege nach Herzberg dahin. Er erreichte es glücklich und Herzog Philipp der Aeltere von Grubenhagen, der sich auf dem Schlosse aufhielt, sandte mit dem ersten Grauen des Morgens einen Reiterhaufen nach Osterode, dessen Anführer die Bürger bei der ernstlichsten Ungnade zur Ruhe und zum Gehorsam gegen Freienhagen auffordern sollte. Obwohl die aufgeregten Bürger die Reiter nicht eingelassen, sondern ihnen nur das herzogliche Schreiben abgenommen hatten; so äußerte Freienhagen dennoch Verlangen, zu Weib und Kind zurückzukehren. Der Herzog erwiderte: Es sind viele böse Buben in der Stadt, sie sollten wohl von Neuem einen Aufruhr erwecken und unbescheidentlich mit Dir

umgehen: darum wage es nicht so bald wieder in die Stadt zu gehen! — Und Freienhagen blieb auf dieses weise Wort noch einige Zeit, aber die Unruhe, die Sehnsucht nach Weib und Kind, ließen ihn nicht lange rasten. Er machte sich heimlich auf und ging, fürchtend und hoffend, den Weg dahin. Das Thor war geöffnet, die Wächter starrten ihn zwar verwundert an, ließen ihn jedoch ungehindert passiren und er gelangte unangefochten in ein enges Gäßchen, wo der Stadtschreiber Bertram auf ihn traf. Der alte Mann traute seinen Augen nicht und konnte nicht begreifen, wie sein sonst so umsichtiger Vorgesetzter sich jetzt so unbesonnen mitten unter seine Feinde habe begeben können. Er schilderte ihm mit wenigen Worten den Zustand der Stadt, machte ihm deutlich, daß die Gemüther noch ebenso aufgeregt seien, als vorgestern und bewog endlich den Bürgermeister, daß er sich nicht nach seinem Hause, welches von den wüthendsten Bürgern wohl bewacht war, sondern in Bertrams Wohnung begab, welche nahe am Kesselbrunnen lag. Dort sollte er verborgen bleiben, bis der Herzog Hilfe senden oder die Ruhe wieder eingetreten sein würde. Leider aber war seine Anwesenheit schon kein Geheimniß mehr. Die Wächter hatten seine Ankunft bereits den jetzigen Herren der Stadt gemeldet, die Thore wurden geschlossen und eine genaue Haussuchung angestellt. Auch das Haus am Kesselbrunnen wurde untersucht, der Unglückliche in einem Kasten (nach Andern auf dem Taubenschlage) gefunden und von Jakob Lurdes und seinen Gesellen von der Höhe des Hauses in die Tiefe hinabgestürzt. Nach einer andern Sage wurde er erst auf das Rathhaus geführt, dort in die Spieße der untenstehenden Bürgerschaft geworfen und sein Körper in Stücken gehauen.

Herzog Philipp hatte kaum die Ermordung Freienhagen's, den er sehr achtete, vernommen, als er Kriegsvolk nach Osterode sandte und ein strenges Gericht über die Schuldigen ergehen ließ. Jakob Lurdes und die andern Hauptumultuanten wurden gerädert, viele Andere enthauptet und die minder Schuldigen auf ewige Zeiten aus der Stadt verwiesen. Um den ermordeten Bürgermeister noch im Grabe zu ehren, mußte die Bürgerschaft, die Geistlichkeit an der Spitze, eine feierliche Procession anstellen und Seelenmessen lesen lassen, außerdem auch zur Strafe das schon lange wieder verschwundene Barfüßerkloster an der St. Johanniskirche erbauen und eine Geldbuße von tausend Goldgülden, die jedoch später bis auf zweihundert erlassen wurde, bezahlen. Damit aber die Bürgerschaft nie wieder so eigenmächtig verfahre, wurde auch ein herzoglicher Schultheiß eingesetzt, der in allen Sachen neben dem Rathe handeln und ohne welchen derselbe durchaus nichts unternehmen sollte. Der erste dieser Schultheißen hieß Hanns Ewert und die Stelle ist bis heute beibehalten worden.

Im J. 1576 schien abermals ein Aufstand der Bürgerschaft unvermeidlich, da sie sich weigerte, mehrere neue Steuern zu bezahlen, doch wurde Alles gütlich beigelegt.

Im dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt Vieles zu erdulden und zwar nicht allein von den Kriegsvölkern, sondern auch ganz be-

sonders von den sogenannten Harzschützen. Die ganze Bevölkerung des Harzes und der umliegenden Gegenden hatte nämlich schon lange unter dem Drucke der immer mehr steigenden Armuth geseufzt und es war keine Aussicht vorhanden, der Noth abzuhelfen, so lange der Krieg fortdauerte. Dazu gesellte sich eine große Theuerung, die dadurch entstand, daß man die Münzen immer geringhaltiger, anfänglich aus Kupfer und Messing, zuletzt aus Zinn prägte. Ueberall wurde Geld geschlagen und man nannte diese Periode: die Kipper- und Wipperzeit. In derselben entstanden an allen Orten Streitigkeiten, indem Schuldner ihren Gläubigern diese schlechte Münze als gute zuzählen wollten; die Gläubiger aber die Annahme verweigerten, da man für einen alten Thaler zehn neue bekam. Weil das Uebel immer ärger wurde, stieg der Preis der unentbehrlichsten Bedürfnisse zu einer bedeutenden Höhe. Der Nordhäuser Scheffel Weizen galt 6 Thlr., Roggen 5 Thlr. 6 gGr., Gerste 4 Thlr., Hafer 2 Thlr., Erbsen 4 Thlr., Rübsamen 6 Thlr., ein gemästetes Rind 100 Thlr., eine Kuh 50 Thlr., ein Pfd. Rindfleisch 9 gGr., Schweinefleisch 10 gGr., Kalbfleisch 6 gGr., Butter 16 gGr., Speck 16 gGr., 1 Huhn 9 gGr., 1 Schock Eier 2½ Thlr., 1 Hering 3 gGr. u. s. w. Die Gebirgsbewohner befanden sich in der traurigsten Lage und da sowohl feindliche als befreundete Kriegshaufen ihnen das Wenige, was sie besaßen, nahmen; so griffen sie in der Verzweiflung nach den Waffen und schlugen die ungebetenen Gäste, welche sich in die Berge wagten, nieder. Als Tilly von Magdeburg über den Harz nach Erfurt zog, fanden seine Schaaren auf dem Harze so viel Todte, als wäre daselbst ein Treffen gehalten worden. Das ganze Gebirge war mit bewaffneten Haufen angefüllt, und da sie, von der Noth gedrängt, raubten und mordeten, so nannte man diese sogenannten Harzschützen auch wohl Schnapphähne, Ströder, Buschreiter, Klopper u. s. w. Sie zogen in ansehnlichen Haufen umher, fielen in Dörfer und Städte ein, machten reiche Beute und zogen mit derselben in die Wälder zurück. Auch die Stadt Osterode hatte viel von diesen Harzschützen zu leiden und besonders von der Rotte, deren Führer Hanns Warnecke aus dem benachbarten Eisdorf war. Er wird gewöhnlich

Hanns von Eisdorf

genannt und fügte mit seiner Schaar, die oft einige hundert Mitglieder zählte, der Stadt unsäglichen Schaden zu. Seine Frechheit ging so weit, daß er vor dem Pfingstfeste des Jahrs 1627 der Stadt einen Fehdebrief zuschickte und auch bald darauf einen Bürger, den er auf dem Felde traf, erschlug. Einige Tage später rückte er vor die Stadt, die ihm unentgeldlich Lebensmittel aller Art heraussenden und es dennoch mit ansehen mußte, daß er beim Abzuge alle Kühe, Schafe und Pferde, deren er habhaft werden konnte, mit sich fortführte. Vergeblich suchten ihn die Osteröder in ihre Gewalt zu bekommen, es wollte aber lange Zeit nicht gelingen, bis er sich in seiner Kühnheit auf den Jahrmarkt nach Osterode wagte. Er wurde in einem Bierhause (man nennt das Haus, welches jetzt die Nummer 259 führt,)

mit List gefangen genommen. Er verließ sich auf die Jahrmarktsfreiheit, die den Sonntag Nachmittag um 3 Uhr begann und bis den Dienstag Nachmittag um 3 Uhr dauerte. Unbesorgt überließ er sich mit einem einzigen seiner Leute dem Vergnügen, welches das bunte Volksgetümmel darbot und blieb bis Dienstag Nachmittag. Nun ließ er sein Roß satteln und es stand bereits, seines Herrn gewärtig, vor der Thür des Bierhauses, als plötzlich auf geheimen Befehl des Magistrates, die Glocke des Aegidienthurmes den Jahrmarkt schon um ein Uhr ausläutete, da es doch gesetzlich erst um drei Uhr geschehen durfte. Kaum hörte Hanns von Eisdorf die beunruhigenden Töne, so sprang er hinter dem Tische, wo er seinen Platz hatte, empor, um sich auf sein Roß zu schwingen und der drohenden Gefahr zu entfliehen. Die Bürger aber, die in der Wirthsstube befindlich waren und sich zum Theil, mit dem Plane der Obrigkeit bekannt, in der Absicht, ihn zu fangen, eingefunden hatten, ließen ihm nicht Zeit, das Freie zu gewinnen. Sie ergriffen den Tisch, hinter welchen der gefürchtete Hanns, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, saß, schoben ihm denselben auf den geharnischten Leib, daß er eingeklemmt war und sich nicht rühren konnte, ergriffen ihn und legten ihn in Bande. Ohne Säumen wurde er nach Celle gebracht, geviertheilt und ein Theil seines Körpers vor Osterode auf der sogenannten Wageloose an einen Pfahl aufgehangen.

Von den Unglücksfällen und Bedrängnissen, von den Feuersbrünsten und Kriegsleiden, welche Osterode von jener Zeit an bis heute erduldet, soll hier nicht weiter geredet werden. Da die Geschichte einer jeden Stadt, eines jeden Dorfes dasselbe enthält oder wenigstens ganz Aehnliches zu berichten hat.

Die Stadt, welche mit Inbegriff zweier Vorstädte und des daranstoßenden Dorfes „die Freiheit", gegen 700 Häuser und 4000 Einwohner zählt, bietet wenig Freundliches. Die Häuser sind größtentheils altmodisch und die Straßen nicht vom Besten gepflastert, nur der mit einem Sprigbrunnen geschmückte Marktplatz ist, wenigstens im Vergleich mit seinen Umgebungen, ziemlich hübsch zu nennen.

Das jetzige Schloß war früher eine Abtei, später die Residenz der Herzöge, jetzt ist es die Wohnung des hiesigen königlichen Justizbeamten. Der neue und der alte Schloßflügel, die Schloßkirche und die Wirthschaftsgebäude schließen einen viereckigen Hofraum ein. In ein entlegenes Kämmerchen dieses sogenannten Schlosses war, wie die Sage ging, der Geist einer Nonne gebannt, die ein schweres Verbrechen begangen und deren Seele im Grabe keine Ruhe hatte. Sie beunruhigte lange Zeit die Bewohner des Schlosses durch ihr nächtliches Toben, ward aber endlich von einem Jesuiten in ein Holzbild gebannt, das nun in ein einsames Gemach eingeschlossen wurde. Jahre vergingen und Niemand wagte dem unheimlichen Orte zu nahen. In neuerer Zeit wagte es ein junger Mann, der von dem Spuke hörte, die Thür zu erbrechen, um das gespenstige Holzbild in Augenschein zu nehmen. Er fand Alles, wie ihm gesagt worden war. Ein unförmliches, mit vielen wunderbaren Schnörkeln versehenes Bild lehnte

in einem Winkel des kleinen Kämmerchens und er bemühete sich, es hinabzutragen in sein Zimmer. Da er nicht vermögend war, es wegen seiner Schwere auch nur von der Stelle zu rücken, eilte er hinweg und kehrte augenblicklich in Begleitung einiger Knechte nach dem Gemache zurück. Vergeblich aber spähte er nach seinem Bilde. Es war auf unerklärliche Weise verschwunden und das Gesinde fürchtete schon, der Spuk werde von Neuem beginnen, allein es hat sich nichts wieder sehen und hören lassen und der Geist der Nonne muß endlich die ersehnte Ruhe gefunden haben.

Neben dem Schlosse steht die Schloß- oder Jacobikirche, früher ein Cistercienser nonnenkloster. Herzog Ernst II. hob es im J. 1558 auf, baute aber den Nonnen ein Haus und gab ihnen, so lange sie lebten, anständigen Unterhalt. Im J. 1751 wurde sie von Neuem aufgebaut, einfach, ohne alle Pfeiler, aber gegen die Länge viel zu schmal. Ein gut gemalter Christuskopf ziert dieselbe und das Altarblatt ist recht wacker in Holz geschnitten. Im J. 1810 fiel in dieser Kirche ein altes Grabgewölbe, der Familie von Minnigerode gehörig, ein und es kamen viele Särge zum Vorschein, in denen goldene Armketten, goldene Ringe und dergleichen gefunden wurden. Die Familie von Minnigerode wurde von diesem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, da sie aber schriftlich erklärte, daß sie die gefundenen Gegenstände der Kirche St. Jakobi zu freier Disposition überlasse, dagegen aber auch von den Kosten der Reparatur befreit sein wolle; so verkaufte man die gefundenen Pretiosen, so wie gegen sechzehn Centner Zinn und elf Centner Eisen, wofür man die Summe von 387 Thlr. erhielt. Die Kosten der Reparatur des Gewölbes betrugen 86 Thlr. und einige Groschen und die Kirche hatte also einen unvermutheten Gewinn von 300 Thalern.

Bei dieser Kirche steht das unansehnliche Rathhaus, an dessen einer Ecke eine Kette eingemauert ist, an welcher ein großes Messer hängt. Die Bedeutung desselben ist unbekannt; nach Einigen soll es das Symbol der höchsten Gerichtsbarkeit über Hals und Hand sein. An einer andern Kette hängt ein gewaltiger Knochen, der eine Länge von ungefähr drei Ellen haben mag. Das Volk nennt ihn die Hühnenrippe. Wahrscheinlich ist es die Rippe eines antediluvianischen Riesenthiers, da sonst in den Mergelgruben hiesiger Gegend häufig dergleichen Schätze aufgefunden wurden.

Die Markt- oder Aegidienkirche soll von Bonifaz gegründet worden sein. Sie enthält das in mancher Beziehung merkwürdige Begräbnißmonument der ehemaligen Herzöge von Braunschweig-Grubenhagen, von denen mehrere hier begraben liegen und besteht in einer großen Tafel, die, wie ein Altarblatt, durch zwei Flügel verschlossen werden kann. Auf der Rückseite der Flügel ist Herzog Wolfgang, der es verfertigen ließ, nebst seiner Gemahlinn Dorothea, abgebildet und stehen folgende Worte darunter:

Wolfgang, der hochgeborne Fürst und Herr,
Hat zur Gedächtniß und Ehr

Seinen Eltern und Brüdern fein,
So schon in Gott entschlafen sein;
Dies Epitaphium machen laan,
Damit seine fürstliche Gnade zeigt an.
Gottes Güt' und Allmächtigkeit
Seine Schöpfung, Gewalt, ewige Weisheit
Seine Barmherzigkeit und Mild
Den Gläubigen wird vorgebildt.

Auf der andern Seite sind viele allegorische Gemälde, die Erweckung des Lazarus, die des Jünglings zu Nain, das jüngste Gericht, die Auferstehung der Todten u. s. w. Auf dem Mittelstück der Tafel sind die Epitaphien selbst und zwar für Herzog Philipp I., für seine drei Söhne Ernst, Albrecht und Johann, für einen jungen Herzog Philipp, die Herzoginn Katharine, die Gemahlinn Philipp I., und deren Töchter Elisabeth und Barbara. Herzog Wolfgang ist ebenfalls hier beigesetzt und Rethmeier in seiner braunschweigisch-lüneburgischen Geschichte beschreibt die Feierlichkeiten, welche dabei statt gefunden, mit folgenden Worten:

„Die Leiche des Herzogs Wolfgang wurde am 22. März 1595 von dem Schlosse Herzberg unterm Geläute der Glocken abgeführt, und mit der dasigen Schule und etlichen dazu berufenen Predigern und Kirchendienern besungen, auch von Herzog Philipp dem Jüngern und seiner Gemahlinn, seinem Hofgesinde, vielen Personen vom Adel und einer großen Anzahl Unterthanen bis vor die Stadt Osterode begleitet.

Vor der Stadt Osterode aber wurde die fürstliche Leiche unter dem Geläute aller Glocken, von der Geistlichkeit, der Schule, dem Rathe und den Gilden wieder angenommen, und bis in die Schloßkirche begleitet, daselbst auf dem hohen Chore niedergesetzt, und bei Tag und Nacht bis zum 24. März bewacht.

Den 24. März wurde das Volk um elf Uhr mit allen Glocken der beiden Kirchen zusammengefordert, und eine zahlreiche Menge von Unterthanen aus den benachbarten Städten, Flecken und Dörfern hatte sich eingefunden, um den gütigen, väterlich gesinnten Landesvater bis zu seiner stillen Gruft zu begleiten und ihm auf diese Weise die letzte Ehre zu erweisen. Um zwölf Uhr wurde die fürstliche Leiche von der Schloßkirche nach der Aegidienkirche getragen. Die Träger waren vom Adel, zum Theil Obersten und Rittmeister, als Heinrich von Kirchberg, Georg von Harel, Wolf von Gadenstädt, Albrecht von Gadenstädt, Hanns Christoph von Berlepsch, Dietrich von Boineburg.

Vor der Leiche ließ man durch einen Knaben ein Kreuz tragen, welchem eine große Anzahl Osteröder und Herzberger Schüler, etliche Kirchendiener und Lehrer der Schulen mit fast allen Predigern im Fürstenthume Grubenhagen folgten, welchen Allen, einem Jeden nach seinem Stande, ein Geschenk an Gelde, oder eine Verehrung, gegeben wurde.

Nach diesen sind des Herzogs Wolfgang gewesene Trompeter, mit niedergesenkten, von schwarzem Tuche überzogenen Trompeten, gegangen; dann die beiden Marschälle des verstorbenen Fürsten; dann die Herzbergischen und Kalenbergischen Hofjunker, dann die Hofjunker des Grafen Franz von Waldeck und mehrere andere, fremde Junker. Zwischen diesen und der fürstlichen Leiche ist Einer von des Herzogs Wolfgang Kammerjunkern gegangen und hat des verstorbenen Fürsten Schwert in einer schwarzsammetnen Scheide, die Spitze niedergesenkt, getragen. Hierauf folgte die fürstliche Leiche in einem schwarzen Sarge, bedeckt mit einer Decke von weißer Leinwand, auf welcher sich eine schwarze Sammetdecke mit einem weißen, seidenen Kreuze befand.

Hinter der Leiche wurde das fürstliche Leibroß, mit einer schwarzen Tuchdecke behangen, vom Stallmeister des verstorbenen Fürsten und noch von einem Adeligen, geführt. Darauf folgte der Herzog Philipp der Jüngere und der Graf Franz von Waldeck; dann die Gemahlin des Herzogs Philipp des Jüngern, geführt von einem Herrn vom Adel; dann folgte das Fräulein von Holstein, geführt von einem vom Adel; darnach folgten die beiden Hofmeisterinnen, dann das ganze fürstliche Frauenzimmer und viele Frauen vom Adel.

Hierauf gingen die fürstlich verordneten Räthe und Kanzleiverwandten; auf diese kamen die fremden adeligen Frauenzimmer; darnach beider Fürsten, des Herzogs Wolfgang und des Herzogs Philipp des Jüngern Edelknaben. Hinter diesen folgten die Herren des Stifts St. Alexandri und die Herren des Stifts Mariä Virginis in und vor der Stadt Einbeck; dann die Deputirten der Stadt Einbeck; dann Schultheiß und Bürgermeister der Stadt Osterode; dann die vornehmsten Bergbedienten der Städte Clausthal und Andreasberg; dann der ganze Rath der Stadt Osterode; dann das gemeine Hofgesinde, die Gilden und Bürgerschaft, und endlich die Frauen der Rathsherren und der angesehenen Bürger in Osterode.

Die Schüler, welche vorangingen, hat man durch die Kirche zur Schule gehen lassen, sonst hätte man in der Kirche zu wenig Raum behalten können. Nachdem die Letzten von dem beschriebenen Zuge in der Kirche angekommen hat man des großen Zudranges wegen die Thüren verschließen müssen. Auf dem Wege und in der Kirche wurden gebräuchliche lateinische und deutsche Gesänge gesungen. Die Leichenpredigt hat der fürstliche Hofprediger, M. Leopold, über den Spruch welcher Sirach 44, 1 steht, gehalten."

Wolfgangs Bruder, Herzog Philipp II., ruht ebenfalls hier und sein Leichenbegängniß wurde mit nicht minderem Glanze begangen, als das seines Bruders.

Unter den übrigen Monumenten, welche die Kirche aufzuweisen hat, möchte für den Fremden höchstens noch das des berühmten Andreas Cludius Interesse haben, der Professor zu Helmstädt und so wie der bekannte D. Kleuker, Professor der Theologie zu Kiel, aus Osterode gebürtig war.

Die Kirche besitzt kostbare vasa sacra. Der Thurm der Aegi-

dienkirche hat eine Höhe von 180 Fuß und ist die Wohnung des Hausmanns.

Die Marienkirche in der Marienvorstadt ist nur deswegen anzuführen, weil in ihrer Sacristei eine schöne Passion in Oel hängt.

Die Johanniskirche ist aus Flußkieseln erbaut und liegt auf dem großen Stadtkirchhofe. Sie wird auch die Todtenkirche genannt, weil in ihr nur Leichenpredigten gehalten werden. Sie besitzt keine Orgel und der Thurm ist vor einigen Jahren abgetragen. Als sie im J. 1510 baufällig geworden, mußte die Bürgerschaft dieselbe zur Strafe, weil sie den Bürgermeister Freienhagen ermordet, wieder neu erbauen. Das in der Kirche befindliche Altarblatt, die Kreuzabnahme und die Himmelfahrt, ist recht gut gemalt. Auf dem Kirchhofe verdient ein eisernes Monument Beachtung, welches ein Osteröder Patrizier vor ungefähr 200 Jahren gießen ließ und auf welchem man die ganze Familie des Patriziers und auch ein Kind in Windeln erblickt. Als das Modell dazu noch nicht ganz vollendet war, wurde ihm ein Sohn geboren und da dieser jeden Augenblick hinsterben zu wollen schien, ließ der Vater das Kind, in der festen Ueberzeugung, daß es binnen wenigen Tagen sterben werde, in Windeln eingehüllt und mit dem Todtenkreuze geschmückt, mit auf dem Monumente anbringen. Als der Guß vollendet war, lebte der Knabe noch, wurde gesund und starb erst achtzig Jahr alt.

Bei dem Johannisthore liegt das sehenswerthe, große Kornmagazin, ein 240 F. langes, 60 F. breites und 80 F. hohes, massives Gebäude, welches in den Jahren 1718—22 erbaut wurde. Es hat den schönen Zweck, in theuern Jahren die Berg- und Hüttenleute des Harzes, welche oft darben mußten, auf billige Weise mit Korn zu versorgen. Jeder Verheirathete erhält alsdann monatlich 2 hannöv. Scheffel, jeder Unverheirathete, jeder Invalide, oder jede Wittwe, einen Scheffel und sie zahlen für denselben, der Preis mag sein, welcher er will, 16 Gr. Cassengeld oder 20 Gr. preuß. Courant. Fällt der Preis bis auf diese Summe, so wird nicht verkauft. Auf den Eintritt theurer und wohlfeiler Jahre und auf die Verwaltung selbst kommt es fast ganz an, ob das Magazin mehr oder weniger Schaden hat, denn obgleich, um den Verlust einigermaßen zu mindern, etwas Gerste unter das Korn gemischt wird, so steht die Anstalt doch fast immer im Nachtheil, da sie ja nicht des Gewinnes wegen errichtet ist. Der Hauptvortheil besteht darin, in wohlfeilen Jahren Vorräthe einzuschaffen. In den wohlfeilen Jahren 1768—70 hatte man versäumt, das Gebäude zu füllen und mußte es nachher sehr bereuen. Den Schaden trägt der König mit ⅔, die Gruben und Hütten mit ⅓. In den ersten 40 Jahren betrug der Schaden 83,000 Thlr., von 1801—28 gegen 65,000 Thlr. Die Idee zu diesem Provianthause faßte der am 4. März 1731 gestorbene Berghauptmann von dem Busche und die innere Einrichtung desselben ist trefflich zu nennen. Ueber dem Eingange stehen die Worte: Utilitati Hercyniae exstructum hoc aedificium A. O. R. CIↃIↃCCXXII. und an der Vorderseite prangt das kolossale, englische Wappen. In dem Ge-

bäude sind sieben Böden über einander, in jedem Boden befinden sich Oeffnungen und das Getreide kann auf diesem Wege leicht von dem obersten Raume in den untersten geschafft werden. Gegen 80,000 Nordhäuser Scheffel können auf den Böden zusammen lagern, doch wird der oberste Boden selten benutzt.

Wir dürfen unmöglich Osterode verlassen, um die interessanten Punkte der nächsten Umgebungen zu betrachten, ohne einen Blick auf seinen Gewerbfleiß zu wenden. Es ist hier nicht die Rede von den gewöhnlichen städtischen Gewerben, Gerbereien, Brennereien, Böttcher- und Tischlerwerkstätten, Nägelschmieden u. s. w., auch nicht einmal von der Brauerei (im 16. Jahrhundert war das Osteröder Bier sehr berühmt und die Königinn Christine von Schweden trank es so gern, daß sie den damaligen Landdrosten in Osterode, Bodo von Hodenberg, ersuchte, ihr einen Braumeister aus Osterode nach Stockholm zu schicken), die gegen frühere Zeiten sehr herunter gekommen ist; sondern von den sehr bedeutenden Fabriken in Wolle, Baumwolle und Linnen. Da die ärmere Classe der Bewohner von Osterode in denselben ihren Unterhalt zu verdienen im Stande ist, sind diese Fabriken sehr wichtig für die Stadt. Früher wurde bloß Serge, Chalons und Kamelott gefertigt, später auch Tuch, Zephyr, Tamis, Golgas oder gedruckter Flanell, Kottonade, alle Arten von Linnen und Drell. Die Grevesche Wollmanufaktur allein verarbeitet alle Jahr gegen 2000 Ct. Wolle. Mit dieser Fabrik ist auch eine Färberei verbunden und man kann in derselben alle Arbeiten, vom Sortiren der Wolle an, bis zur letzten Appretur der Zeuche sehen. Die berühmtesten Fabrikbesitzer sind die Herren Dameral, Greve, Uhl, Gräseler, König, Struve, Schöttler und Schröder. — Mühlen aller Art umgeben Osterode und unter ihnen verdienen zwei Gipsmühlen unterhalb der Stadt bemerkt zu werden, sowie die Blankschmiede vor dem Neustädter-Thore und der Kupferhammer am Sösekanale. Kein Reisender wird ferner unterlassen, den eine halbe Stunde von Osterode entfernten Scheerenberg zu besuchen, welchem, wie billig, in diesem Werke ein besonderer Artikel gewidmet ist.

Andere der Besichtigung werthe Punkte in Osterode's Nähe sind: der Uehrder Berg, südwestlich von der Stadt, von welchem man die beste Ansicht der Stadt und einen lieblichen Blick auf die Umgegend hat; das rothe Haus, ein Vergnügungsort der Osteröder mit einer ausgebreiteten Aussicht und der breite Busch, ein Gasthaus, das mit seiner Umgebung eine kleine Schweizerparthie bildet, und das Dörfchen Petershütte mit seinen schroffen, blendendweißen und überaus malerischen Gipsfelsen, deren einen man in dem bekannten Prachtwerke des Herrn von Trebra, trefflich colorirt, abgebildet findet. (cf. von Trebra's Erfahrungen vom Innern der Gebirge. 1785.)

In der Nähe des Dorfes Schwiegershausen, südlich von Ostee rode, liegt der Klinkerbrunnen, eine Kalksteinhöhle mit einem dunkeln, engen und unbequemen Eingange. Ihren Namen hat si-

von dem Geräusch, welches der selbst beim trockensten Wetter von der Decke herabfallende Sinter verursacht. Das Grundwasser der Höhle ist von bedeutender Tiefe. Eine ähnliche Höhle ist die Jettenhöhle, die in dem Holze vor Düna liegt, mit einem breiten, jedoch niedrigen, Eingange. Sie soll einst einem schönen Edelfräulein, welches von einem Ritter von Uehrde entführt worden war, zum geheimen Aufenthalte gedient haben.

Von zwei wüsten Dorfstätten, Beierfeld und Mettlingerode, Dörfer, welche im Bauernkriege zerstört wurden und von denen noch einige unbedeutende Mauern stehen, ist besonders Mettlingerode zu erwähnen, weil in der Nähe der alten Kirchenmauer dieses Dorfes ein Brunnen ist, der früher, seines trefflichen Wassers wegen sehr berühmt war. Im J. 1651 quoll er zuerst, verlor aber schon nach 6 Wochen sein Wasser wieder. Zu Pfingsten des J. 1705 kam die Quelle, aber nicht ganz auf dem frühern Punkte, wieder zum Vorschein, wurde bekannt, überbaut, häufig besucht, sein Wasser in ferne Gegenden verschickt und selbst König Georg II. ließ sich, so oft er in Hannover anwesend war, täglich ein Fäßchen davon durch Estafette bringen. Das Wasser war krystallhell und gab, heiß gemacht, einen durchdringenden Geruch von sich. Schon lange ist diese Quelle aus der Mode gekommen, doch ist es in dieser wassersüchtigen Zeit leicht möglich, daß sie bald ihren frühern Ruhm wieder erlangt. In ihrer Nähe befindet sich jetzt ein Wirthshaus, „der Brunnen" genannt.

Zwischen Uehrde und Osterode steht auf dem Lausberge ein 2 F. hoher Sandstein, in welchen ein Kreuz und die Jahrzahl 1609 eingehauen ist. Die Sage erzählt, daß ein ruchloser Schäfer an dieser Stelle vom Blitz erschlagen und hier begraben wurde.

Zwischen Osterode und Gittelde liegen die unbedeutenden Trümmer zweier Burgen, der Pippings- und der Hindenburg. Die Geschichte weiß Weniges von ihnen zu berichten. Auf der Pippingsburg in der Nähe des Dorfes Windhausen, sollen die Herren von Windhausen, Abkömmlinge der alten Herren von Osterode, gehaust haben. Aus den Händen derer von Berkefeld kam sie endlich an die von Oldershausen. Die Hindenburg wurde, weil sich seine Bewohner allerlei Räubereien erlaubt hatten, im J. 1397 zerstört. Der junge Herzog von Braunschweig, Otto von der Leine, zog, durch Nordhausen, Mühlhausen und Erfurt verstärkt, vor die Burg, stürmte und eroberte sie, nahm 42 Räuber gefangen, ließ sie henken und schleifte das Raubnest.

Oestlich von Osterode liegt eine Reihe großer, schwarzer, von Erlengebüsch beschatteter Teiche, die Teufelsbäder genannt. Vorzugsweise heißt aber

das Teufelsbad

ein tiefer, unheimlicher Erdfall, der von steilen waldigen Bergwänden umgeben ist und dessen trübes, grünliches Wasser unergründlich sein soll. Düstre Sagen, dem schaurigen Orte angemessen, flüstern

aus den beweglichen Blättern der Erlen und den Aesten der dunkeln Tannen und flüchtigen Schrittes eilt der einsame Wandrer vorüber, wenn in der Dämmerung auf der Oberfläche umherschwimmendes Wurzelwerk oder versunkene Tannen aus der Tiefe hervorragen wie Arme eines riesigen Wasserthieres oder des schrecklichen Wesens, welches in früheren Zeiten gar oft in diesem Kessel erblickt wurde. Oft erblickte man nämlich sonst einzelne, scheußliche Glieder, die einem furchtbaren Riesen anzugehören schienen, auf der Wasserfläche, oft grinste plötzlich ein fürchterliches Antlitz mit feurigen, rollenden Augen den Nahenden an und überschüttete den Verwegenen mit Schlamm und Feuerklumpen; oft fuhr eine ungeheure, schwarze Schlange wild in dem Pfuhle umher, daß der schlammige Grund wallte und siedete, brauste und zischte, und das Volk erzählte sich, daß der Teufel von der verzehrenden Hitze der Hölle sich abkühle in dem frischen Bade und nannte das finstere Wasser das Teufelsbad.

In jener Zeit, als der Spuk besonders oft gesehen wurde, wo er bald als wüthender Stier auf zagende Weiber oder hilflose Kinder losrannte und sie in das grundlose Moor trieb, wo er als Wehrwolf Hirt und Heerde schreckte und als trügliches Irrlicht den des Weges unkundigen Fremdling in die verderbliche Tiefe lockte, — in jener Zeit hauste in den düstern Waldungen und Schluchten des Gebirgs ein verwegener Räuber, der sowohl den Thieren des Waldes als auch den friedlichen Menschen der Umgegend den Tod geschworen hatte. Sein Aeußeres war gräßlich und der Wanderer ahnte bei seinem Anblick sein Schicksal, suchte zu fliehen und war es doch nicht vermögend, denn tödtlicher Schreck fesselte ihn an den Boden und er wurde ein Opfer der gierigsten Habsucht und wildesten Blutgier.

Einst lag dieser gefürchtete Räuber, das Schrecken der Gegend, im Dickicht versteckt, am Wege und harrte lange Zeit, aber vergeblich, auf irgend eine Beute. Schon wollte er mit verdüstertem Antlitze in das Gebirge zurückwandern, als aus der Ferne Tritte ertönten und nach wenigen Augenblicken ein alter Mönch, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, den Weg herabschritt. Den lauschenden Räuber hielt nicht das ehrwürdige Apostelhaupt des Paters, nicht das schwache Alter von seinem blutigen Handwerke zurück. Mit dem furchterregendem Rufe: „Halt!" sprang er aus seinem Versteck hervor, forderte Geld und bedrohte den zitternden Greis mit dem Tode, wenn er zögere, seine Habe auszuliefern. Der Arme, der nichts besaß, konnte nichts geben und mit einem gewaltigen Schlage spaltete der Räuber das Haupt des Mönches und ging hohnlachend in die Gebüsche hinein.

Es dämmerte bereits, fern im Westen zuckten, wie Schlangen, im dunkeln Gewölk feurige Blitze, eine Todtenstille herrschte unter den Bäumen und eine drückende Schwüle wälzte sich mit Gebirgslast auf die Brust der Menschen, daß sie in scheuer Beklemmung nach dem langsam herannahenden Unwetter schauten. Nur der freche Mörder, dessen Hand noch vom Blute triefte, wanderte sorglos in

dem einsamen Forste dahin. Noch war er fern von seiner Höhle, in der er gewöhnlich die Nacht zubrachte, der Hunger quälte ihn und deshalb war es ihm sehr erwünscht, daß eine Köhlerfrau, mit einem Korbe auf dem Rücken, über den Weg schritt. „Halt!" rief der Räuber. „Gewiß hast Du Lebensmittel in Deinem Korbe und mich hungert. Gib schnell heraus oder Du gehst nicht lebend von dieser Stelle." Das Weib nahm den Korb vom Rücken, wandte ihn um, zum Zeichen, daß sie nichts habe, den Fordernden zu befriedigen und flehte um Schonung. Der Räuber aber zog wüthend, daß seine Hoffnung abermals vereitelt war, sein Schwert aus der Scheide und hob es fluchend zum verderblichen Streiche, doch plötzlich sank sein bewaffneter Arm schlaff herab, sein Körper fing an zu zittern, seine Augen schauten stier vor sich hin und ein furchtbares Zagen bemächtigte sich seiner denn das vor ihm stehende Köhlerweib wuchs plötzlich zu einer riesigen Höhe empor, furchtbare Krallen streckten sich gegen den bebenden Sünder aus und eine hohle Stimme rief: „Das Maaß Deiner Sünden ist voll, mache Dich bereit, wir sehen uns bald wieder!"

Der Räuber taumelte entsetzt zurück bei dem Anblicke des Furchtbaren, der mit einem schrecklichen Donnerschlage entschwand und den ganzen Wald mit mephitischen Dämpfen erfüllte. Seiner Besinnung beraubt lag der sonst so unerschrockene Mann am Boden und erst beim Anbruche des Morgens öffneten sich seine Augen wiederum und er blickte verwundert umher und es währte lange Zeit, ehe er im Stande war, das Vorgefallene in sein Gedächtniß zurückzurufen. Er hielt Alles für einen wüsten Traum und mit jeder Stunde schwand die Furcht, die sich seiner bemächtigt hatte und die frühere Rohheit und Frechheit kehrte wieder ein in seine Brust und schon am folgenden Tage zog er, von seinen Rüden begleitet, aus der bergenden Höhle hervor, der Fährte des Wildes nach. Da raschelte es im Dickicht und ein schwarzer Eber von ungeheurer Größe, wie ihn das Auge des Jägers selten erblickt, brach aus dem Gesträuch hervor und eilte in großen, schwerfälligen Sätzen den Berg hinab. Der Räuber löste die Hunde vom Riemen und folgte mit ihnen über Felsen und Höhen, durch Thäler und Wildbäche, dem immer in gleicher Entfernung vor ihm herlaufenden Thiere nach. Schon begannen die lechzenden Hunde zu keuchen, schon begann der schweißbedeckte Räuber mit langsameren Schritten nachzufolgen, schon war er entschlossen seine Beute fahren zu lassen; da schien es, als wenn auch dem Eber die Kräfte schwänden. Langsamer und schwerfälliger begann er zu laufen und der Räuber sammelte noch einmal alle Kraft und flog mit Sturmeseile durch den Wald dahin. Noch wenige Schritte war er von dem Thiere entfernt, das jetzt einen jähen Abhang hinablief. Der Räuber folgte mit der klaffenden Meute nach, stürzte aber im unaufhaltsamen Laufe in die unergründliche Tiefe des Teufelsbades, welches der finstere Geist des Abgrundes trügerisch mit dem frischen Grün eines Wiesenteppichs bekleidet hatte. Schäumend schlugen die schlammigen Wellen über dem der Hölle Verfallenen

zusammen und begruben ihn in ihren geheimnißvollen Schooß; aus den düstern Erlengebüschen aber erschallte ein heiseres Lachen und eine schwarze, riesige Gestalt stürzte aus dem Gesträuch hervor und mit weit geöffneten Krallen dem Versunkenen in die schaurige Tiefe nach.

Und jede Spinnestube spricht
Von diesem Abenteu'r
Und wünscht den wilden Bösewicht
In's tiefste Höllenfeu'r.
Der pflegt noch, bis die Hahnen krähn,
Das Blutschwert in der Hand,
Mit glüh'nden Augen umzugehn,
Wie männiglich bekannt!

C. Duval.

Geschichte der Stadt Merseburg.

Nicht nur wegen der Annehmlichkeit ihrer Lage in einer sehr fruchtreichen Ebene, die sich hier in einem Abhange an die reizende Saalaue schließt, und wegen ihrer Alterthümlichkeit, sondern auch als ehemaliger Schauplatz Römischen Heldenthums, späterhin als gräfliche, bischöfliche und herzogliche Residenz, sowie gegenwärtig als Sitz einer Königl. Preuß. Regierung verdient die Stadt Merseburg unsere Aufmerksamkeit. —

Die geschichtlichen Angaben über den Ursprung des Namens und über das Alter derselben sind höchst verschieden. Einige leiten ihre Gründung, wie ihren Namen von einem alten deutschen König Marso ab, dessen Herrschaft man in die Zeit des Patriarchen Noah versetzt haben will. Andere schreiben die Erbauung dieser Stadt den Römern zu, und meinen, sie habe ihren Namen von dem unter den Römern verehrten Kriegsgotte Mars, dem hier ein Tempel aufgebaut worden sei, erhalten. — Bei dieser Ansicht würde die Entstehungszeit dieser Stadt entweder kurz vor oder kurz nach Christi Geburt zu setzen sein. Am natürlichsten möchte vielleicht ihr Name von dem Marschlande (Sumpfgegend) in dem sie erbaut ward, herzuleiten sein. Nach dem Zeugnisse der frühesten Schriftsteller ist sie die älteste Stadt in Obersachsen. —

Seit ihrer ersten Gründung hat sie in hohem Ansehn gestanden. Oft hielten die deutschen Kaiser hier lange Zeit ihr Hoflager, nicht selten wurden zahlreich besuchte Turniere, glänzende und andere Reichsversammlungen hier veranstaltet. Zur Zeit des noch hier herrschenden Heidenthums war sie der Sammelplatz bei abgöttischen Volksfestlichkeiten; kurze Zeit nachher, als das durch Kaiser Karl dem Großen im Sachsenlande eingeführte Christenthum, in ihr festen Fuß gefaßt hatte, ward sie zu einem Bisthum erhoben und von ihr aus erstreckte sich über einen bedeutenden Landstrich das geistliche Regiment. Sehr häufig ward sie jedoch auch durch Kriege und Feuersbrünste schwer heimgesucht, und bald theilweise, bald sogar wie



25.

Lith. v. Ed. Pietzsch & C° in Dresden.

Merseburg.

am Vorabend des Johannistages im Jahr 1387, fast gänzlich durch Brand zerstört.

Ihre erste Grundlage war ohne Zweifel die jetzige Vorstadt Altenburg. Da, wo dort die Kirche St. Viti und das Weinberghaus steht, sind noch die Ruinen einer alten Cidatelle sichtbar, deren Alter gewiß sehr weit hinaus steht. Nicht an der Stelle, wo jetzt das Schloß sich befindet, sondern vielmehr von der Domkirche südlich, da, wo jetzt die Dompropsteigebäude stehen, soll die alte römische Burg, sowie der Tempel des Mars gestanden haben, von dem einige den Namen dieser Stadt ableiten. Frühzeitig ward diese Burg zerstört. Schon der römische Feldherr Germanicus (um das Jahr 14 oder 16 nach Christi) und der Kaiser Antonius Pius (um das Jahr Christi 160) sollen bedeutende Verbesserungen an dieser Stadt gemacht haben. Besonders verdient machte sich um dieselbe der König der Franken Meerwig, um das Jahr 483, von dem auch einige den Namen dieser Stadt ableiten, indem sie behaupten, sie habe früher die Meerwigsburg geheißen. Er ließ sie mit einem weiten Graben und starken Mauern bis an den Geißelfluß und das über demselben hinausliegende Dorf, Gysila hin umgeben. Carl der Große ließ um das Jahr 806 die verfallenen Mauern der Stadt ausbessern, und sie in einen befestigtern Zustand versetzen. Er erhob den Ort zu einer Grafschaft und gründete daselbst die erste christliche Kirche, die er dem St. Johannes weihete. Seit dieser Zeit faßte auch das Christenthum erst Fuß daselbst. Merkwürdiger noch ist das, was die Kaiser Heinrich der Vogelsteller und sein Sohn Otto I. für diese Stadt thaten. Jener umgab sie mit einer neuen festeren Mauer, baute die, durch die Hunnen zerstörte Johanniskirche wieder auf und legte in der Nähe derselben ein ansehnliches Schloßgebäude an. Sein Sohn Otto der Große gründete hier ein Bisthum und an der Stelle, wo die jetzt noch vorhandene schöne Domkirche steht, auf Veranlassung eines am Laurentiustage des Jahres 966 über die Hunnen erfochtenen Sieges, eine Kirche, die er jenem christlichen Märtyrer, nach welchem der Siegstag benannt war, weihete. Jedoch ward auch diese Kirche nachmals wieder zerstört, und erst Kaiser Heinrich der Zweite hat den Ruhm, die noch jetzt vorhandene Domkirche erbaut zu haben. Auch nach ihm stürzten jedoch mehrmals Theile jenes Gebäudes wieder zusammen und die völlige Vollendung desselben reicht ziemlich bis zum Reformationszeitalter heran.

Die Stadtkirche St. Maximi ist ebenfalls in ihrer ersten Gestalt nicht mehr vorhanden. Im Jahre 1432 ward die alte Kirche theilweise abgebrochen und neu aufgebaut. Die Kirche St. Sixti, deren Thurm und Ruinen jetzt noch stehen, soll unter Kaiser Heinrich den Dritten, etwa um das Jahr 1045, erbaut worden seyn, weil die Kirche St. Maximi für die ganze Stadtgemeine zu beschränkt war. — Sie ward im Jahre 1327 zu einer Stiftskirche erhoben; verfiel jedoch nach und nach, weil man lange Zeit in Reparirung derselben zu nachlässig war. Man hat mehrmals versucht,

sie wieder aufzubauen, das Unternehmen ward jedoch immer wieder gehindert. —

Die Kirche St. Viti in der Altenburg ist nicht die ehemals zu dem neben anliegenden St. Petrikloster gehörige Kirche, sondern sie soll um das Jahr 1200 aus dem zu jenem Kloster gehörigen Kreuzgange zu einer Kirche umgewandelt und eingerichtet worden sein. —

Die merkwürdigste Kirche der Stadt ist ohne Zweifel die Kirche St. Thomä Cantuariensis in der Vorstadt Neumarkt. Sowohl ihrer seltenen Bauart wegen, als auch darum, weil sie noch größtentheils in ihrer ursprünglichen Gestalt vorhanden ist, verdient sie einer etwas nähern Betrachtung. Der bloße Anblick dieser Kirche führt den mit der Bauart des Alterthums nicht ganz Unbekannten auf ihr hohes Alter. Sie ist in Form eines scharfen Kreuzes erbaut. Gegen Morgen endigt sie sich in einen kleinen, halbrunden Anbau, der einer Capelle ähnlich, und außen mit dem alterthümlichen steinernen Perlenkranze verziert ist. Gegen Abend auf der Nordseite befindet sich ein ziemlich hoher, viereckiger Thurm, dessen oberster Aufsatz jedoch nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden, sondern bei einer spätern Reparatur wahrscheinlich sehr merklich verändert worden ist. Diesem Thurme gerade über, auf der Südseite der Kirche, muß ein gleicher Thurm entweder schon gestanden haben, oder doch bis auf eine gewisse Höhe zu bauen angefangen worden sein. Die Mauern der Kirche zeigen hiervon die deutlichsten Spuren. Um vieles imposanter würde die Ansicht dieser Kirche, besonders von der Abendseite aus sein, wenn jener Thurm noch vorhanden wäre. Auf beiden Seiten der Kirche, gegen Mitternacht und Mittag, waren sonst Seitenhallen angebaut, nach Aussage der Chronikenschreiber der Kreuzgang für die Nonnen, welche im 14. Jahrhundert aus einem Benedictinerkloster zu Zwenkau hierher versetzt worden waren.

Die südliche Halle muß schon sehr frühzeitig abgebrochen worden sein; doch die Spuren ihres ehemaligen Daseyns sind unverkennbar. Die nördliche Halle, welche, wie aus der gothischen Bauart derselben zu schließen war, später errichtet worden, als die Kirche selbst, die im byzantinischen Style erbaut ist, hatte sich noch ziemlich gut, bis auf unsere Zeit, erhalten.

Bei der im August 1825 begonnenen, im November 1826 vollendeten großen Reparatur dieser Kirche ward auch jene nördliche Halle abgebrochen, vorzüglich deshalb, weil sie der Kirche von der einen Seite das Licht benahm. Das in ihrer Vordermauer sich befindende, halb verschüttete, ausgezeichnet schöne Hauptthor ward ausgegraben und in die Mitte des nördlichen Vorstoßes des Kreuzgebäudes zur größten Zierde desselben versetzt, dagegen ward die früher an jener Stelle befindliche kleinere Pforte in der Nähe des Thurmes als zweiter Eingang der Kirche eingebaut. — Zu bedauern ist es, daß der Fuß jener Kirche fast drei Ellen hoch durch die, wegen des oft stattfindenden hohen Wasserstandes nöthig gewordene Ausfüllung verschüttet ist. Hierdurch sind die schönen Säulen, welche sonst die Seitenhallen von der Kirche selbst trennten, fast zur Hälfte dem Auge

entzogen, ein Fehler, der jedoch jetzt weniger bemerkbar ist, weil die Seitenwände durch die Frauenstühle verdeckt werden.

Es läßt sich kaum bezweifeln, daß um die Erbauungszeit der Kirche die Localität hier eine ganz andere gewesen sei, als sie gegenwärtig ist. Der jetzt unweit der Kirche vorbeifließende Arm der Saale ist wahrscheinlich erst später gegraben und der ganze Neumarkt gegen die Ueberschwemmungen der alten Saale vielleicht durch hohe Dämme geschützt gewesen. Gewöhnlich schreibt man die Erbauung dieser Kirche dem Bischof Rudolph von Merseburg zu, der im Jahre 1239 zum Bischofthum gelangte. Doch weder dieser Zeitraum, noch die auf der Abendseite der Kirche am Fuße des Thurmes eingehauene Jahrzahl 1198 scheint die Zeit ihrer Erbauung richtig zu bezeichnen. Nur in der jetzt abgebrochenen Seitenhalle befand sich an den Fenstern der Spitzbogen, an der Kirche selbst herrscht überall der Rundbogen. Bei ihrer frühern innern Beschaffenheit war das Schöne ihrer architektonischen Verhältnisse gar nicht zu erkennen, da sie außerordentlich mit Chören, Capellen und einzelnen Männer- und Frauenstühlen verbaut war. Jetzt da alles Ueberflüssige von ihr entfernt ist, gewährt ihr Inneres, besonders von der Abendseite und namentlich von dem Orgelchore aus, einen sehr schönen Anblick.

Der jetzt wegen der Ausfüllung der Kirche zum Theil abgetragene Altar ward im Jahre 1695 und die jetzt noch vorhandene, wohlklingende Orgel im Jahre 1697 erbaut. Im Jahre 1669 und 1716 wurden schon bedeutende Reparaturen an dieser Kirche vorgenommen, doch noch nie wohl hat sie eine so bedeutende und zweckmäßige erhalten, als die vorerwähnte, gegenwärtige. Das ehrwürdige Gebäude war seinem Untergange nahe, durch die erhaltene Reparatur ist es fähig gemacht, noch Jahrhunderte auszudauern. Als zu dieser Kirche gehörige Merkwürdigkeit verdient noch ein alter Taufstein erwähnt zu werden. Er ist aus einem Rothstein gehauen, 4 Fuß 2½ Zoll hoch und 4 Fuß 1½ Zoll rhein. breit. An seinem Fuße sind ringsum Thiergestalten, als Sinnbilder des Thierdienstes, rund um ihn, über diesen Thiergestalten sind in zwölf Feldern zwölf Propheten, auf deren Schultern die zwölf Apostel ruhen, eingehauen, eine sinnbildliche Andeutung, wie durch das Juden- und Christenthum der Götzendienst verdrängt, und das Christenthum auf dem Judenthum aufgebaut worden ist. Auf der Oberfläche dieses Steins ist ein tiefer Kessel und in alter sehr unleserlicher Schrift um denselben das lateinische Distichon gehauen:

Hos deus emunda, quos istis abluit, unda
Fiat ut, interius, quod fit et exterius.

Zu deutsch:

Reinige du, Gott! die, die hier das Wasserbad reinigt,
Daß das Innere rein, rein wie das Aeußere wird.

Im Jahre 1544 ward die Stadt Merseburg wieder mit einer sehr heilsamen Anstalt bereichert. In demselben nämlich ward das hiesige

Domgymnasium und zwar ursprünglich als eine sogenannte Fürstenschule in der Beschaffenheit, gegründet, daß daselbst 70 Knaben unentgeldlich erhalten und unterrichtet wurden.

Unter Bischof Michael Sidonius wurde jedoch jener Anstalt diese Vergünstigung wieder genommen und auf die zu Grimma neuerrichtete Landesschule übergetragen. Doch unter dem Churfürst August wurden im Jahre 1575 die verfallenen Schulgebäude wieder erneuert und größtentheils mit Emolumenten versorgt, deren sich diese nützliche Anstalt noch jetzt erfreut. Auch der bekannte Herzog Christian, dem Merseburg in baulicher Hinsicht so viel und unter andern auch das schöne, jetzt zu einem Kaffeehause umgewandelte, Teichhaus verdankt, machte sich um diese Anstalt sehr verdient.

Unter den weltlichen Gebäuden dieser Stadt verdient ohne Zweifel das zuerst bischöfliche, nachmals fürstlich sächsische Residenzschloß, jetzt Königl. Regierungsgebäude, unsere besondere Aufmerksamkeit. Schon die Annehmlichkeit seiner Lage auf einer Anhöhe, an deren Fuße sich die Saale hinwindet, und von wo aus der Blick mit Vergnügen über die üppigen Fluren der schönen Saal- und Elsteraue, von der Stadt Halle über Skeuditz, Leipzig bis Lützen in einem großen Halbzirkel hinschweifen kann, giebt ihm einen großen Werth. Es ist in einem Quadrat von bedeutendem Umfange gebaut, dessen Mittagsseite jedoch durch die Domkirche geschlossen ist. Die Alterthümlichkeit, die es an seiner Stirne trägt, die vielen hohen Erker und die 7 Thürme, mit denen es verziert ist, und von denen besonders der sogenannte weiße Thurm, der bis in seine äußerste Spitze aus Mauerwerk besteht, ein wahres Meisterwerk der Baukunst ist, geben ihm ein sehr ehrwürdiges, stolzes Ansehn. Merseburg würde, besonders aus der Ferne, bei weitem den schönen Anblick nicht gewähren, wenn jenes alterthümliche Gebäude es nicht zierte. Es soll von dem Bischof Heinrich von Wahren etwa um das Jahr 1250 zu bauen angefangen worden sein. Doch was dieser aufgebaut hatte, ward durch den Bischof Thilo von Throta um das Jahr 1470 wieder niedergerissen und an derselben Stelle das jetzt noch vorhandene Schloßgebäude aufgeführt. Nach ihm waren es besonders die Bischöfe Vicentius und Michael sowie der mehrerwähnte Herzog Christian, die für die Erweiterung und Verschönerung des Schlosses sehr viel thaten.

Bischof Vicentius erbaute das Küchen-, Back- und Brauhaus, sowie den dabei befindlichen großen Pferdestall. Bischof Michael ließ den großen Weinkeller graben, welcher späterhin zur Aufbewahrung des, in den fürstlichen Weinbergen gewonnenen Weines gebraucht ward. Herzog Christian ließ im Jahre 1665 das äußere Eingangsthor bauen, das ganze Schloß renoviren und mit vielen Zimmern noch verschönern. Bis in das Jahr 1561, wo der letzte Bischof Michael Sidonius starb, war es der Sitz der Bischöfe.

Späterhin war es die Residenz der Herzöge von Merseburg. Von dem Jahre 1738 an, wo der letzte Herzog Heinrich starb, blieb es größtentheils unbewohnt, doch befand sich darin eine Woh-

nung des Stiftsdirectors und die fürstliche Kammer. An den Stiftstagen diente es zur Aufnahme der churfürstlichen Gesandten, sowie zum Versammlungsorte der Stände bei Geschäftszusammenkünften, wie bei Feierlichkeiten und Lustbarkeiten. Seit dem Jahre 1815 ist es der Königl. Regierung als Geschäftsgebäude überwiesen.

Von merkwürdigen Gebäuden verdienen hier noch die beiden Rathhäuser, sowie die Wasserkunst in der Vorstadt Altenburg erwähnt zu werden. Das Rathhaus zum tiefen Keller, dessen erste Erbauung nicht ganz sicher ausgemittelt werden kann, ward in seiner gegenwärtigen Gestalt nach dem im Jahre 1744 entstandenen großen Brande wieder aufgebaut.

Das neue Rathhaus auf dem Markte ward von dem Rathe der Stadt im Jahre 1524 zu bauen angefangen und im Jahre 1628 vollendet. Die Erbauung desselben kostete an 7000 Fr.

Durch die um das Jahr 1629 erbauete und durch den Herzog Heinrich kurz vor seinem Tode bedeutend verbesserte Wasserkunst wird das Saalwasser durch die Vorstadt Altenburg, durch den Schloßgarten, sowie über den ganzen Dom in hölzernen, unterirdischen Röhren geleitet. Leicht könnte jene nützliche Anstalt auch zur Verschönerung der Stadt und des schönen Schloßgartens durch Springbrunnen benutzt werden.

Noch manche andere Merkwürdigkeit aus der Vergangenheit würde hier unsern Blick fesseln, doch enge Grenzen sind uns gesteckt und unser Auge verweile deshalb nur noch auf einigen Merkwürdigkeiten aus der Gegenwart. Vor allem fesselt hier unsere Aufmerksamkeit die neu erbauete Bürgerschule.

Das Bedürfniß eines neuen, erweiterten Schulgebäudes ward bei uns lange und tief gefühlt, und es ward dasselbe immer dringender, je mehr sich die Kinderzahl in der Stadt mehrte. Schon im Jahre 1818 ward zwar jenem Bedürfnisse einigermaßen dadurch abgeholfen, daß man in dem alten auf dem tiefen Keller befindlichen Schulgebäude mehrere neue Einrichtungen machte, und auf dem neuen Rathhause einige Zimmer zum Gebrauch für die Bürgerschule einräumte. Doch dies war ja immer nur ein Nothbehelf. Nach mancherlei, zwischen der Königl. Regierung und dem Stadtrathe gepflogenen Verhandlungen kam es endlich im Jahre 1825 dahin, daß in der Mitte der Stadt auf dem sogenannten Tekinoberge der Grund zu einem neuen Bürgerschulgebäude gelegt ward. Wegen der nah vorüberfließenden Geißel war die Grundsteinlegung mit manchen Schwierigkeiten und größeren Kosten verbunden, doch wurden alle diese Hindernisse glücklich überwunden und das Gebäude im Herbst des Jahres 1826 vollendet, und den 28. September gedachten Jahres feierlich eingeweiht. Die Kosten der Erbauung, die sich über 12,000 Thlr. belaufen, trägt die Stadtcommune Merseburg. Durch ein aus den Fonds des St. Andreas-Hospitals in der Vorstadt Neumarkt durch die Königl. Regierung bewilligtes Darlehn ward es der Commune möglich, den beabsichtigten Zweck schnell und glücklich zu erreichen. Das Gebäude ist von bedeutender Größe (40 Fuß lang

und 20 Fuß tief) äußerlich, ein wirkliches Prachtgebäude, innerlich sehr bequem, nett und zweckmäßig eingerichtet. Das Ganze war auf zwölf Schulzimmer und eine Wohnung für den Castellan berechnet. Da jedoch für den gegenwärtigen Bedarf acht Schulzimmer hinreichten, so ward in dem zweiten, als dem obern Stockwerk, in der Mitte des Gebäudes, ein schöner, geräumiger Saal und auf jeder Seite noch ein Schulzimmer angelegt. In dem Erdgeschoß befinden sich, wie in dem obersten Stockwerk, vier Klassen. Die Zimmer haben die gehörige Größe und das nöthige Licht.

Für Jahrhunderte hinaus kann dieses Gebäude, wenn Gott es behütet, die Stelle einer Bürgerschule vertreten, denn selbst dann, wenn die Bevölkerung von Merseburg noch bedeutend wachsen sollte, wird es groß genug sein, die Schuljugend der Bürgerschaft zu fassen. Haben nun freilich wohl Opfer dargebracht werden müssen, um einen großen Zweck durchzuführen und müssen deren auch noch mehrere gefordert werden: gewiß wird die Nachwelt uns den Dank nicht versagen, die da erntet, wo wir säeten; wie auch wir da ernten wo die Vergangenheit säete.

Im Ganzen hat Merseburg seit einem Jahrzehnt außerordentlich viel an Freundlichkeit des Ansehns nicht nur, sondern auch an zweckmäßigen Einrichtungen gewonnen. Hauptsächlich verdankt sie dies den Anordnungen der Königl. Regierung.

Ein großer Uebelstand und Nachtheil für die Stadt war die sonst alljährlich eintretende Ueberschwemmung eines Theils derselben. Durch die Erhöhung des Straßenpflasters über den höchsten Wasserstand ist jener Nachtheil, freilich nur mit bedeutendem Kostenaufwande entfernt worden. Das sonst vorhandene schlechte Straßenpflaster überhaupt ist durch neues, besseres ersetzt. Die düstern, alterthümlichen Thore sind abgebrochen und an deren Stelle neuere Säulenthore getreten; ein Umstand, mit dem sich freilich der Alterthumsliebhaber nicht recht befreunden will. Auch außerhalb der Stadt sind mehrere sehr zweckmäßige, zur Verschönerung der Stadt dienende Einrichtungen gemacht worden. Eine sonst vor dem Sixtithore befindliche große Sandgrube ist ausgefüllt und zu einem kleinen Park umgewandelt und manche andere wüste Plätze durch Anpflanzungen verschönert und nutzbar gemacht worden.

Da bei der vergrößerten Einwohnerzahl die Wohnungen jetzt mehr gesucht werden, als sonst, so haben sich auch viele Einwohner der Stadt beeifert, wüste Baustellen wieder mit Gebäuden zu besetzen, verfallene Wohnungen zu repariren und verdüsterte zu verschönern, und mit Gewißheit kann man behaupten, daß, wer Merseburg vor zwanzig Jahren und seitdem nicht wieder gesehen hat, es kaum wieder erkennen würde. Freilich hat so manche Anstrengung gemacht werden müssen und muß gemacht werden, doch wo das Gute, das Nützliche, das Schöne gedeihen soll, da kostet es Kraftanstrengung, Fleiß und Aufopferung.

Thg.

Groß-Bargula.

Nicht an den großen und viel belebten Heerstraßen allein, nicht auf den bis in die Wolken emporragenden, Meilen weit ausgedehnte Gauen beherrschenden Bergen und riesenhoch aufgethürmten Felsen nur; nicht da ausschließlich, wo weit in das Land hinein schimmernde Ueberbleibsel großartiger, alterthümlicher Kunstwerke und hochberühmter Stammburgen, die Denkwürdigkeiten der Geschichte dem Wanderer entgegen predigen, dem Forscher in dem Buch der Vergangenheit Halt gebieten und ihn zur Beachtung tausendfach beschriebener und gefeierter Merkwürdigkeiten einladen; nicht da allein, Freund der Geschichte, sinniger Sammler der Erinnerungsmale längst in tiefes Dunkel versunkener Vergangenheit, sei der Ausbeute Deines Forschens gewärtig; — auch da, wo Dich auf wenig befahrenen Feldwegen oder kaum beachtungswerth scheinenden Fußpfaden, die Richtung abwärts führt, von der breiten, ebenen Bahn durch grünende Saatfelder, nährende Triften und buschumzäunte Wiesen, wo Dir von fern herüber, aus laubgrüner Umgebung die Spitze eines einzelnen Kirchthurmes, das Läuten der Abendglocke, das Blöken der heimziehenden Heerde, der Feierabendgesang harmloser Landleute und das Bellen wachsamer Hofhunde, das Dasein eines abgelegenen Dörfchens verkündet, auch da findest Du oft, was Du nicht geahnet, reichen Stoff zu merkwürdigen, alterthümlichen Erinnerungen und vielbedeutende Anklänge geschichtlicher Beziehungen aus uralter, vielbewegter Zeit. — Besonders reich an Erinnerungszeichen dieser Art, sind die Gauen des Thüringer Landes und namentlich das in vielfachen Krümmungen sich hindurch ziehende Unstrut-Thal.

In diesem Thale, wenn man es von Langensalza aus verfolgt und Merxleben und Negelstädt passirt hat, gelangt man zu dem Dorfe Groß-Bargula, dessen Fluren nordöstlich und östlich an Klein-Bargula und Herbsleben, südlich an Döllstedt, westlich an Gräfen-Tonna und nördlich an Clettstedt grenzen, und welches vermöge der Krümmungen des Thales, in der Entfernung von einer Viertelstunde

erst, dem Auge sichtbar wird. — Still und abgeschieden liegt es da in anspruchsloser, ländlicher Ruhe, und seine Bewohner bewegen sich in unbefangener Thätigkeit und Heiterkeit, gewiß größtentheils ohne Ahnung von den geschichtlich merkwürdigen Beziehungen, die sich an seine Räumlichkeit knüpfen. —

Auf dem Wege von Merxleben her bietet Groß-Vargula einen malerischen Anblick dar, besonders wenn die Abendsonne die Unstrut versilbert und die Fenster des Schlosses in Feuer setzt; dann hebt sich aus dem Schatten des Laufgrabens das Dach der Kemnate kühn hervor; die auf dem Berge gegenüberliegende Kirche erglänzt und die an den Wendungen des Flusses angebauten Häuser blicken freundlich aus den sie umgebenden Gärten hervor; vor dem Berge aber, welcher den Hintergrund schließt, erhebt sich, an heilige Erinnerungen mahnend, der Bonifaciushügel mit seinen vier Linden empor, um dem Bilde gleichsam die Weihe zu geben. Laß uns mit einander, freundlicher Leser, hier einen Ruhesitz aufsuchen und während die Abendsonne vollends hinunter sinkt, Dir mittheilen, was uns Thüringens fleißiger Chronist, Olearius, und andere Historiographen Bemerkenswerthes von Groß-Vargula aufbewahrten und was der würdige, dermalige Prediger des Ortes, Herr Pastor Zacke, freundlich bemüht war, aus den leider auch hier, wie an den meisten Orten, nur höchst mangelhaft vorhandenen geschichtlichen Nachrichten zu erläutern und zu ergänzen.

Dunkel, des entschiedenen, bedeutenden Alters wegen, ist zwar die Erbauung und Entstehung des Namens von Groß-Vargula; doch in Ermangelung anderer fest verbürgter Nachrichten, aber auch vorhandener Gegenbeweise, wollen wir annehmen, was Olearius davon, als aus Petr. Albinus, Toppius, Georg Fabricius, Laur. Peckenstein und andern Chronisten entlehnt, erzählt, woraus doch allerwenigstens, das bedeutend hohe Alter von Groß-Vargula hervorgeht. Er sagt nämlich: Vargula habe erst Varila geheißen, wie es auch in einem Kaufbriefe von 1385 zwischen dem Teutschen Orden und dem Rath zu Erfurt genannt sei; und es habe seinen Ursprung und Namen dem Feldhauptmann des Kaisers Augustus Quintilius Varus zu verdanken, welcher vom zehnten bis zum zwölften Jahre nach Christi Geburt Deutschland durchzogen und sich mit seinem Kriegsheere hier gelagert habe. Zur Bestätigung führt er aus einem älteren Gelehrten, Joh. Hintrem, folgende Stelle eines Buches unter dem Titel: „Spiegel des Geizes, wider die Wiedertäufer 1620," an: „Als Quintilius Varus vom Keyser Augusto mit etlichen Legionen Römisches Volkes in Teutschland gesandt war, die Teutschen unter der Römer Joch zu zwingen, wie denn auch gemeldeter Varus so weit kam, daß er in Thüringen an der Unstrut ein Schloß, nach seinem Namen Varila genanndt, bauete, welches noch den heutigen Tag stehet, rüstet sich der Teutschen Oberster Fürste Arminius genanndt wieder ihn." — Auch wird in jenen Schriften unser Vargula schon Großen-Vargel genannt, zum Unterschiede des benachbarten Klein-Vargel, welches später erbauet

worden und im Jahr 1516 in einer eigenthümlichen Beziehung erwähnt wird, nämlich in einem von Claus und Curt Vitzthum von Ekstett unterschriebenen Gebatterbrief an den Rath zu Tennstedt, in welchem derselbe eingeladen wird, Pathenstelle bei der Taufe einer Glocke in Klein-Vargel zu vertreten.

Olearius muß eine besondere Vorliebe für Vargula gehabt haben, indem er, um ihm eine ausgezeichnete Berühmtheit beizulegen, die wohl in mehr als einer Beziehung gewagte Behauptung aufstellt, daß Kaiser Carl der Große zwar zu Ingelheim in der Pfalz geboren, aber in Vargula empfangen worden sei, und führt hierzu sogar als Beweis eine Stelle an, aus einer Uebergabsacte, nach welcher Kaiser Carl die Vargelsche Pflege dem Stifte Fulda geschenkt, welche wörtlich lautet: „Donamus et contradimus terram conceptionis nostrae, hoc est, totam provinciam circa flumen Unstrut, ipsamque chortem nostram Vargulaba cum omnibus pertinentibus suis, sicut eam nos a parentibus nostris in proprietatem accepimus.“ — Ohne der Berühmtheit von Groß-Vargula zu nahe treten zu wollen, müssen wir den Glauben an die Autentität dieser Behauptung und an den angeführten Beweis, eines Jedem eigener Willkühr überlassen; — und gehen zunächst auf die Herren oder Besitzer von Vargula über, in welchen bedeutende Veränderungen statt fanden: —

Nach dem Untergange des Thüringischen Königreichs anno 524 kam auch Vargula mit ganz Thüringen unter die Oberherrschaft der fränkischen Könige, aus welcher es, nach der vorher citirten Schenkungs-Urkunde Kaiser Carl des Großen, an das Stift Fulda übergegangen wäre. — Vom Jahre 1017 an finden wir es im Besitz der Freiherren, Schenken von Vargula, oder vielmehr zuerst nur, der Freiherren von Vargula, von welchem tapfern und vielberühmten teutschen Rittergeschlecht, der Erste und Aelteste, Namens Albrecht, Friedrichs des Ersten, Burggrafen zu Meißen, Tochter zur Gemahlin gehabt; desgleichen treffen wir einen Wilhelm, Freiherrn von Vargula, anno 1042, auf einem Turnier zu Hall. — Als im Jahre 1130 Kaiser Luther der Sachse seinen Tochtermann, den Landgrafen Ludwig von Thüringen zum Fürsten erhob, unterwarf er ihm nicht allein die Thüringischen Grafen zu Lehnsleuten, sondern ordnete ihm auch mehrere der angesehensten Edelleute zu besondern erblichen Aemtern und Ehrendiensten (Hof-Chargen) zu; nämlich: der von Vargula wurde zum Schenken (Mundschenk), der von Schlotheim zum Truchseß (Oberaufseher über Hof und Küche), der von Ebersberg zum Marschall (Ceremonienmeister), der von Vaner zum Kämmerer, und der von Kirchberg zum Burggrafen ernannt. — Von dieser Zeit an treten unsere Freiherren unter dem Namen Schenken von Vargula auf. Sie waren unternehmende und tapfere Kriegshelden, wovon wir nur folgende Beispiele herausheben: Nachdem Kaiser Otto IV. im Jahre 1212 Weißensee überfallen und verbrannt, Landgraf Herrmann es aber wieder erbauet und befestiget hatte, erschien anno 1213 abermals ein kaiserli-

3*

ches Kriegsheer vor Weißensee und bedrängte die ganze Umgegend; da zogen die Kriegsobersten des Landgrafen, Graf Günther von Schwarzburg und Rudolph Schenk von Vargula, gegen das kaiserliche Heer aus und lieferten demselben am St. Niclastage bei Tennstedt ein Treffen. Rudolph ward mit einem Pfeil in den Schenkel geschossen, wovon er lebenslang lahm blieb; die Kaiserlichen wurden geschlagen und die Grafen Friedrich von Beichlingen und Ludwig von Stolberg gefangen genommen. Die Thüringer machten gute Beute und die gefangenen Grafen und Edelleute mußten sich mit bedeutenden Geldsummen loskaufen. — Kaiser Friedrich II. führte anno 1227 eine bedeutende Kriegsmacht gegen die Saracenen nach Palästina, und Rudolph Schenk von Vargula führte in diesem Zuge des Kaisers Haupt-Fahne. — Als im J. 1248 die Landgräfliche Familie ausstarb, und Hessen und Meißen um deren Besitz in Streit geriethen, standen die Grafen von Schwarzburg und Kefernburg den Hessen bei, Walther Schenk von Vargula aber schlug sich auf die Seite des Marggrafen Heinrich von Meißen, bekriegte die Grafen, und nahm vier Grafen, zweie von Schwarzburg und zweie von Kefernburg, gefangen, welche sich ebenfalls mit großen Summen auslösen mußten und dann einen ewigen Frieden mit den Schenken schlossen. — Derselbe Schenk brannte auch in diesem Kriege Ordruff nieder. — Im J. 1358 erbaute Rudolph Schenk von Vargula das Schloß Rudolphstein, um aus demselben die Eisenacher, welche sich den Hessen ergeben hatten, zu beobachten; nach Beendigung des Krieges (1263) wurde dieses Schloß jedoch wieder geschleift. — In demselben Jahre (1263) leistete Herzog Albrecht der Große von Braunschweig den Hessen gegen Thüringen und Meißen Beistand und richtete auf dem Durchzuge zu Groß-Vargula bedeutenden Schaden an. — Diese Unbill zu rächen, sammelte Rudolph Schenk von Vargula in Abwesenheit Marggraf Heinrichs eilig einen Kriegshaufen, zog damit am Abend des Tages Simon Judä aus Leipzig, überfiel und schlug den Feind in derselben Nacht bei dem Dorfe Wicklin im Stift Merseburg, ohnweit Halle, und nahm den verwundeten Herzog von Braunschweig, die Grafen Heinrich und Otto von Anhalt, Graf Heinrich von Schwerin, Graf Hans von Eberstein, viele andere Ritter, 566 Kürassiere und über Tausend gemeine Reisige gefangen. Dieser Krieg brachte nicht allein reiche Beute und hohes Lösegeld für die Gefangenen, sondern die Hessen mußten auch von dem Anspruch auf Thüringen abstehen und wurde zu diesem Ende die erste Erb-Einigung zwischen Thüringen und Hessen geschlossen. — Anno 1274 wallfahrtete ein Schenk von Vargula, dessen Name nicht angegeben ist, nach Jerusalem zum heiligen Grabe, wurde von den Saracenen gefangen, trat bei denselben in Kriegsdienste und focht mit ihnen tapfer und ritterlich. Auf einem Zuge gegen die Tartaren gerieth er in der Letzteren Gefangenschaft und verheirathete sich mit einer Tartarin. Als er jedoch mit einer Gesandtschaft zu dem König von Polen geschickt wurde, nahm er die Gelegenheit wahr und flüchtete mit seiner Gemahlin wieder in die

Heimath. Letztere wurde in Reinhardtsbrunn begraben und es stand auf ihrem Leichenstein folgende Inschrift: **Anno Domini 1286 obiit Cythavia Russica, generosi Domini Baronis de Vargila gemma honestissima. Orate pro ea.**

Mit so viel Ruhm und Ehre die Schenken von Vargula in der Geschichte genannt sind, eben so rühmlich und ehrenvoll war auch der Umstand, welcher nach glaubwürdigen Nachrichten die Veranlassung gab, daß sie den Namen ihres lange behaupteten Besitzthums ablegen mußten. Es war nämlich Albrecht Schenk von Vargula, welcher als Oberhofmeister der unglücklichen Gemahlin Landgraf Albrechts, Margarethe, am 24. Juni 1270 in der Nacht auf der Wartburg, diese hart bedrängte und in Lebensgefahr schwebende Fürstin aus den Händen ihres grausamen Gemahls durch die Flucht befreiete. Des Landgrafen ganze Ungnade fiel deshalb auf den edlen Ritter und beraubte ihn der Herrschaft Vargula und aller seiner Güter. Das dergestalt aus seinem Eigenthum vertriebene Freiherrn-Geschlecht wendete sich nach dem Schlosse Tautenburg und schrieb sich sofort nicht mehr Schenken von Vargula, sondern Schenken von Tautenburg, unter welchem Namen wir ihnen später, bei der Beschreibung der Tautenburg wieder begegnen werden.

Von dem Landgrafen brachte der Teutsche Ritterorden die Herrschaft Vargula an sich und hatte sie bis zum J. 1385 in Besitz, als zu welcher Zeit sie käuflich an den Stadtrath zu Erfurt übergieng; zum Beweis führen wir die darüber aufgenommene, nicht uninteressante Urkunde wörtlich an:

„Wir Sifried von Gemmingen, Meister von Teutschen und Welschen Landen, des Teutschen Ordens, des Spitals unser Frauen Brüder von Jerusalem, Fridrich von Lipsberg, Land-Comther, dazu die Gebieter und Brüder Baley in Thüringen, desselbigen Ordens mit der ganzen Baley, bekennen und thun kund allen denen, die diesen Brief sehen, hören oder lesen. Wenn wir von wegen großer Orloge und Kriege der Fürsten und Herren von Meißen, Wastha, und andern merklichem Schaden, mit solchen großen und schedlichen Schulden befallen, und schuldig waren unter Christen und Jüden, die sich allezeit mehrten und auftrugen, daß die Baley, unüberwindlichen Schaden davon empfangen hätte, ob die Schuldicht lenger gewehret solte haben, und doch keine fahrende Güter inne hat, damit man die Schuld geleschen könte, man mußte von Noth erbliche Güter zu verkauffen angreiffen, und darumb etwa dicke nach unsers Ordens Gewohnheit zusammen seynd gewest, und Unterrede gehalten, wie man aller bequemliches und mit minnerm Schaden von diesen Schulden möchte kommen, und das alle eintrechtiglich mit einander, und dazu mit allen Gebietern zu Teutschen Landen erkoren, und für das beste erkannten, daß diese nachgeschriebene Verkäufe, Feste und Güter, bequemlicher, und der Baley unschädlicher wäre, zu verkaufen, denn andere erbliche Güter so viel, damit man die Schuld geleschen könte. Hierümb wird obgenandte, Sifried Meister, Friedrich Compthür, Brüder und Baley zu Thüringen, mit Willen und Geheiß des Hochmeisters zu Preußen,

und mit Rathe aller Gebieter in Teutschen Landen, die Vesten und das Dorff Varila zu Thüringen im Maintzischen Bistumb gelegen, mit allen Lehen, Hufenland, Aeckern, Wiesen, Gewechs, Wasser, Weide, Holtzmark, Weiden, Mülen, Backöfen, feste Weiden, Zinsen, Renten, Gülten, Beten, Diensten, Gerichten, Rechten und Zugehörungen im Dorfe und zu Felde, damit das Kirchen-Lehen auch folgen soll, und mit allen den Ehren, Würden, Freyheiten, Rechten und Besitzungen, als wir oder der Orden das gehabt hat, oder gehaben möchten, in alle Weise, nichts ausgeschlossen, vor frey eigen, und alles frey-eigen unbeschwerte Güter recht und redlich verkaufft, und uns der von uns und des Ordens wegen geeussert, und gänzlichen verziegen, und also von rechtem ewigen Kauffe in geantwortet, dem Ersamen, Weisen Leuten, dem Rathe, den Räthen, und der gantzen Gemeine der Stadt Erffurt und ihren Nachkommen, Käuffern, ümb drey tausend uud funffzig Geschock guter Meißener Groschen, die sie uns gäntzlich und baar bezahlt, bezahlt und geantwortet haben, und wir in der genandten Baley Nutz gewendet, und die obgenandte Schuld damit geleschet haben. Und sagen sie und ihre Nachkommen, und die Stadt Erffurt, von unser und des Ordens wegen, der quit, ledig und laß, mit Kraft und und Uhrkund dieses Briefes die vorbenandte Vesten, Dorff, und die andern Güter, Rechte und Zugehörungen, als die vorbenand seynd, wir ihn auch ufgelassen und geantwortet haben, vor frey eigen, und als frey eigen, am Gerichte und am gehegten Bank, als gewöhnlich ist, und davor auch und vor diesem Kauf, daß er stet und gantz gehalten werde, und vor eine rechte Wehre aller vor und nachgeschriebenen Rede, Stücke und Artickel, haben wir gered, und sollen und wollen das alles, das auch in dem Kauffe begriffen ist, eine rechte Währe seyn. Auf daß nun dieser Kauf und alle vorgeschriebene Rede, stet, gantz und unverbrüchlich gehalten, und darwieder nichts gesucht oder gethan werde in zukünfftigen Zeiten, so verziehen wir uns zu dieser Sachen, von unser und des Ordens wegen, aller Freyheit, Handfesten und Gnaden, die wir oder der Orden von Bäpsten, Kaysern oder Königen, Fürsten oder Herren, haben gehabt, han, oder hernach gewinnen möchten, und dazu alles des Rechten, geistlich und weltlich, welcherley die seynd, und ob es Noth were, daß man sie eigentlich benennen solte, damit wir oder der Orden oder unsere Nachkommen, oder jemand anders, wer der auch were, wieder diesen Kauff oder die keyne obgenante Rede oder Stücke kommen oder thun möchten, in die keyne Weise, mit Gericht oder ohne Gericht, und besondern der Rechte und Wiedersprache, daß anderst sey geschehen oder gered, denn geschrieben, oder daß das Geld nicht gezahlt oder bezahlt sey, oder daß wir in dem Kaufe betrogen oder beschwert seyn, oder daß dem Kaufe und der Eusserung nicht nachgefolgt sey, als recht ist, oder daß man uns, den Orden, oder unsere Nachkommen, möge oder solle setzen in das erste Recht, und darzu auch aller Sachen und Ansprache, welcherley die geseyen möchten, gäntzlich und ohne Gefährde. Und das zu Bekäntnisse, Uhrkund und

einer wahren Sicherheit aller vorgeschriebenen Rede, haben wir den genandten Käuffern diesen Brief gegeben und versigelt, wir Sifrid Meister mit unsern, und wir Fridrich Compthur, Gebieter und Brüder obgenandt, mit unsern Baley zu Thüringen Insiegel, die hieran wissendtlich gehangen seynd, der geben ist als man zehlt nach Christi Geburt, Tausend dreyhundert fünff und achtzig Jahr, an S. Johannis Baptistä Abend, als er geboren ward." —

In einem 1440 zwischen dem Churfürsten Friedrich II. von Sachsen und seinem Bruder Herzog Wilhelm ausgebrochenen Kriege, standen die Grafen von Gleichen dem Herzog Wilhelm, die Stadt Erfurt aber dem Churfürsten bei. Als nun 1450 ein Vertrag zu Stande kam, mußte Erfurt dem Grafen von Gleichen alle Kriegskosten ersetzen, zu diesem Zweck überließ es dem Graf Adolph das Amt Vargula auf zwölf Jahre zum Nießbrauch und zahlte an Graf Sigismund eine Summe Geldes, blieb jedoch immer im Besitz von Vargula, welches anno 1663 mit Erfurt an das Churhaus Mainz und später an die Krone Preußen fiel, unter welcher es noch jetzt dem landräthlichen Kreise von Langensalza zugetheilt ist. —

Im J. 1408, also unter der Erfurter Herrschaft, soll jenes steinerne feste Gebäude (die sogenannte Kemnate) erbauet worden sein, welches, in Ruinen noch stolz wie seine Erbauer, in seinem Dache noch manche Pfeilspitze bewahrend, zur Abwehr der Witterungs-Unbilden an seine eigene Kraft verwiesen, noch manche Jahre der Zerstörung trotzen wird, wenn nicht Menschenhände dieselbe fördern. Das 1573 neben der Kemnat erbauete und mit ihr von einem gemeinschaftlichen Wassergraben umgebene Schloß, ist wahrscheinlich abgetragen, auf seinem Grunde aber das jetzt noch stehende erbauet worden, dessen Baustyl dem Zeitalter Ludwig XIV. anzugehören scheint, in welcher Manier die unter der Mainzischen „Boineburgischen Statthalterschaft" entstandenen Gebäude sämmtlich aufgeführt sind. — Dieses Schloß, welches bis 1816 zum Amthause diente, ist jetzt ein Besitzthum des Banquier Lutheroth in Frankfurt und wird nothdürftig baulich erhalten.

Die erste Kirche, welche am Ende des Dorfes gegen Morgen gestanden, war von Carl dem Großen erbauet und dem heiligen Bonifacius geweihet. — In der 1407 zu Eisenach von einem Mönch verfaßten Chronik heißt es: „Es bauete Kayser Carl 3 Kirchen in dem Lande Thüringen, eine an der Ilm zu Meldingen, und ließ sie weihen in des H. Creuzes Ehre: Die andere an der Unstrut zu Vargila, die ließ er weihen in des H. Bonifacii Ehre: Die Dritte zu Körner, und ließ sie weihen in St. Peters Ehre. — Zu Olearius Zeit stand von dieser Kirche noch ein beträchtliches Stück Mauer, doch auch dieses ist später bis auf den Füllmund abgetragen und ausgegraben worden, nach dessen leerer Stelle ihr ehemaliger Umfang zu beurtheilen ist. Die Seite gegen Morgen zu, wo der Altar gestanden, mag wohl in eine Rundung ausgegangen sein. Uebrigens werden noch auf dem ganzen Hügel Todtengebeine gefunden, auch

zeugen die Ueberbleibsel von einer Mauer, welche den Hügel eingeschlossen, für seine kirchliche Bestimmung.

Die zweite Kirche, nicht fern vom Schlosse, gegen die Mitte des Dorfes gelegen, ist im Jahr 1434 zu bauen angefangen worden, und zwar im reinen teutschen einfachen Styl; sie war dem H. Jacobus geweihet; ist im baulichen Stande erhalten und wird noch jetzt fortwährend zum Gottesdienst benutzt.

Außerdem hatte Bargula drei Capellen, und zwar: 1) Zu unserer lieben Frauen, der Mutter Gottes; von derselben war zu Olearius Zeit noch ein Stück des Gemäuers, zu beiden Seiten von der Unstrut umflossen, vorhanden; sie wurde insgemein die Clause genannt. Wahrscheinlich war sie, ehe die jetzige Kirche erbauet wurde, zum Gebrauch der Schloßbesitzer bestimmt; — sie existirt jetzt nur noch dem Namen nach in den Zinsen, welche der Diaconus von Gräfen-Tonna seit der Reformation auf sie zu beziehen hat. — An diese Capelle knüpft sich eine Sage, welche sich lange in dem Munde des Volkes erhalten hat, und in früheren lichtloseren Zeiten vielleicht Manchen nicht wenig geängstiget haben mag; wir dürfen sie nicht vorenthalten:

„Ein Ritter, der im Morgenlande an seinen Wunden gestorben, (oder auch daraus zurückgekehrt sei), habe in Folge eines Gelübdes die Capelle erbauet und seinen Knappen als Sacristan derselben angestellt. Dieser nun, welcher sich ohne Zweifel in seinem geistlichen Amte, des weltlichen Sinnes nur schwer erwehren können, habe neben der Capelle in einer Clause gewohnt, verlasse aber nach seinem Todte öfter seine Ruhestätte des Nachts und lege sich den Leuten, die zu verbotenen Zwecken, auch den Mädchen, welche zu spät aus der Spinnstube kämen, wenn sie die nahe Brücke passirten, als schwarzes zusammengeknäueltes Thier in den Weg, oder setze sich ihnen gar auf die Schultern, daß sie schier von der Last erdrückt und nicht eher davon befreiet würden, als bis sie ein andächtiges Vaterunser beteten.“

Ohne Zweifel eines jener erdichteten Warnungsmährchen, dessen Wirksamkeit vor dem hellen Lichte unserer Zeit, wie so manches andere Warnungsmittel, in sein Nichts zerflossen ist, — Da wir aber einmal das so überaus fruchtbare Gebiet der Sage betraten, so gedenken wir hier sogleich noch einer andern; es heißt:

„Der heilige Bonifatius soll, als er sich in die neue Kirche zu Bargula verfügen wollen, um sie einzuweihen, seinen dürren Stock in die Erde gesteckt haben; während der Messe aber sei der dürre Stab grün geworden und habe einige Sprößlinge getrieben. Als nun Bonifacius wieder aus der Kirche herausgetreten und dies Wunder wahrgenommen, habe er dem versammelten Volk zugerufen: dies sei der offenbare Beweis für die Göttlichkeit und Aechtheit seiner Lehre. — Der Stab aber sei zu einem Baum emporgewachsen und der Stammvater aller in der Hecke des Pfarrgartens nach der Bonifacius-Kirche zu stehenden Ulmen geworden sein.“ —

Mag es sich mit dieser Sage verhalten wie es will; — wer kann wohl ihre Tendenz verwerfen? Auch ist sie in Bargula noch

heute in frischem Andenken, und nur ungern wird im Pfarrgarten ein Ulmbaum gefällt. — Aber wo sich einmal die treue Gefährtin alles Alterthümlichen, die Volkssage heimisch machte, da bleibt sie nicht leicht in den ihr in der Regel ursprünglich angewiesenen heiligen Schranken; sie artet fast immer aus; drum ist es auch nicht zu verwundern, wenn man noch vor nicht gar langer Zeit zuweilen die Glocken unter dem Bonifacius-Berge läuten hörte und auf demselben öfter des Nachts einen schwarzen Kater mit feurigen Augen sein Unwesen treiben sah. — Auch eine dunkle unzusammenhängende, sich an das Döllstedter Kloster anknüpfende romanhafte Sage und ein Platz an der Grenze der Flur, auf welchem eine Hexe verbrannt worden sein soll, durften da nicht fehlen, wo so Vieles an eine merkwürdige Vergangenheit erinnert.

Noch erwähnt Olearius: Es habe der Schäfer im Augustmonat des Jahres 1595 an der Unstrut, dem Pfarrgarten gegenüber die Schafe gehütet; in dem Augenblicke aber, als er fortgetrieben, sei plötzlich hinter ihm das Erdreich eingesunken, und ein Abgrund, oder grundloses Loch entstanden, von beträchtlicher Breite und Größe, aus welchem sich ein starker Strom in die Unstrut ergieße. — Dieses grundlose Loch nun ist zwar im Laufe der Zeit, von Wassergüssen gänzlich zugeschüttet worden und kaum noch eine Vertiefung davon zu sehen; statt dessen aber hat im Jahre 1829, in derselben Richtung und nicht weit von derselben Stelle, unter Hervorspringen einer starken Wassermasse, ein anderer Erdfall stattgefunden, dessen Rand jedoch bald an einer Stelle eingesunken ist, so daß er jetzt nur einem Kessel gleicht, aus welchem das Wasser der nahen Unstrut zuströmt. Man vermuthete anfangs mineralische Theile in dem Wasser, Tromsdorf fand jedoch bei genauer Untersuchung nur Ockertheile darin. —

Einer Merkwürdigkeit, die wir zwar wohl in mehreren Gegenden Thüringens, doch nicht so hervortretend finden, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. — Es ist der Kranz von alten Wartthürmen in der freien Umgegend. — Die Bienstädter-, Döllstedter-, Gr. Vargulaische und Clettstädter-Warthen scheinen miteinander correspondirt zu haben, und man könnte daraus entweder auf eine Vertheidigungslinie, oder auf eine engere Grenze des alten Thüringens schließen. —

Doch der letzte Blick der scheidenden Tageskönigin grüßt eben unser ehrwürdiges Vargula und über der dampfenden Unstrut bildet sich der Schleier, welcher bald das ganze freundliche Thal decken wird. Aber in abwechselnd heiteren und freundlichen Melodieen senden die heiteren Burschen und Mädchen dem schwindenden Tag ihre Abschiedsgrüße nach; denn es sind Thüringer, und die Thüringer lieben Musik und Gesang. — Auf denn; hinab in ihre freundliche Mitte; sie werden uns mit gemüthlichem Gruß und biedrem Handdruck empfangen; wir werden bei ihnen keine Noth leiden, denn sie wissen zu leben und sind gastfrei; und dann werden sie sich um uns sam-

mieln; und die Nachkommen der tapfern Dienstmannen ter edlen Schenken von Vargula werden sich gern etwas erzählen lassen, was sie von ihrer lieben Heimath wahrscheinlich zum größten Theil selbst noch nicht kannten. — Und so hätten wir denn wieder einen Schritt vorwärts auf der Bahn unseres Zweckes gethan; hätten merkwürdige vaterländische Erinnerungen am Rande des Abgrunds der Vergessenheit ergriffen und sie aufs neue gegen das endliche Schicksal alles Irdischen hoffentlich auf längere Zeit geschirmt.

Friedrich von Sydow.

Die Tautenburg*).

Ob lispelnd sich die Blumen neigen,
Ob flüstern Moos und Immergrün,
Ein ernstes, feyerliches Schweigen
Umhüllt den öden Burgruin.
von Donop.

Es war ein maigrüner, sonniger Pfingstsonntag, als ich nach den Ruinen der Tautenburg wanderte. Durch einen herrlichen Wald, den Tautenburger Forst, führt der Weg zu den Burgtrümmern. Alle Reize des duftigen, frischen, grünen Waldlebens umfangen uns: der frische Waldgeruch weht uns aromatisch an, es zittert Sonnenschein durch dichtbelaubte Bäume, das Wild ruft, an seine fröhliche, gesunde Existenz mahnend, die Waldvögel singen, es klingt der muntre Holzschlag durch den Wald, es knallt die Büchse in dem Holz und die Blätter flüstern all' die ahnungsschwangern Lieder, die unsres Herzens süße Sehnsucht wecken. Da öffnet sich plötzlich die dichte Laubwand, wie eine Moosrose auf frischem Grün lacht uns das Dörfchen Tautenburg entgegen und ganz nahe dabei auf einer mäßigen Anhöhe erhebt sich von Sonnenschein umspielt und gleichsam frühlinglich verjüngt die Burgtrümmer, um die ganze Landschaft aber hängt, wie ein grüner Schleier, das duftige, grüne Waldleben.

Stiller und romantischer, wie die Tautenburg, kann wohl nirgends in Thüringen ein Ritterschloß gelegen haben; drei Stunden von Jena entfernt, ruht sie einsam und abgeschieden und wird deßhalb von Fremden wenig besucht. Wer von der Eitelkeit der Erdenfreuden entfernt seine Tage in stillem Seelenfrieden zubringen will, sollte sich hier ansiedeln: die dichte Waldung verbreitet eine heilige Düsterheit über diesen, von allem Geräusche der Welt geschiedenen Ort und der Wanderer, der ihn besucht, verläßt ihn mit ernster, wehmüthig feierlicher Stimmung. Hierher dringt kein Ton ausgelasse-

*) Diese Beschreibung dürfte wohl, wegen der pag. 37 erwähnten Uebersiedelung der Schenken von Vargula nach Tautenburg, hier am passenden Platze stehen. D. R.

ner Freude, kein wilder Lärm des nichtigen Treibens der Menschen stört hier die stillen Betrachtungen, zu denen die Einsamkeit des Waldes einladet und nichts unterbricht die heilige Stille, als das ewige Rauschen der Wipfel. Unwiderstehlich ist der Zauber, den Waldgegenden auf des Menschen Herz ausüben, es erfüllend mit dem geheiligten Schauer überirdischer Ahnung und schön und wahr singt der Dichter:

Sey willkommen, Wandersmann,
in des Waldes Einsamkeit!
Was ein armes Leben freut,
hier man einzig finden kann.

An der Quelle ruht das Reh,
Drossel übet freien Sang;
Waldesnacht mach' dir nicht bang,
Grün thut keinem Auge weh.

Bach und Thau giebt kühlen Schein,
Blume blühet ungepflückt,
tief in Klüften, nie erblickt,
schlummert Gold und Edelstein.

Eile nicht zu Stadt und Thal:
Eine Mühle treibt der Quell,
Drossel, so gesungen hell,
sitzt im Bauer stumm und kahl.

Aus der Erde stillem Schoos
reißen sie den Edelstein;
wie ein Auge giebt er Schein,
das von Thränen überfloß.

Armer, armer Wandersmann!
Weil', o weil' in Waldesnacht!
Draußen Mond und Sonne wacht,
sieht dich jeder fragend an.

Aber hier im Waldesschooß
gehst du einsam mit dem Quell,
siehet dich kein Auge hell,
als der Thau auf Blum' und Moos.

Ein ungleich vierseitiger, noch ziemlich wohlerhaltener Thurm ist allein noch übrig von der Veste, die einst der Sitz der Schenken von Tautenburg war. Die Geschichte der Burg, um deren Haupt nicht einmal die Sage ihre ewig frischen Wunderblumen-Kränze gewun-

den hat, bietet fast gar keine interessanten Momente dar. Ueber die Zeit ihrer Erbauung und über ihre ersten Schicksale haben sich, wie bei den meisten alten Burgen, gar keine Nachrichten erhalten.

Schon ums Jahr 1007 eignet ein Esico Comes de Lubeschitz dem Stifte Merseburg ein Tutinberg zu (Chron. Ep. Merseb. in Ludewig Rel. T. IV. p. 348) und später wird (ebendas. p. 358) vom Bischof Dietmar gemeldet, daß er mit mehreren anderen Ortschaften Tautenburg dem Domcapitul übereignet habe, aber es ist sehr zu bezweifeln, ob diese Stellen auf unser Tautenburg zu beziehen sind.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts kommen mehrere eines Geschlechts vor, die den Namen Tuto von Tutinburg führten und in der Gegend von Tautenberg ansässig waren. Ein Tuto de Tutinberg eignete im J. 1223 mit Zustimmung seines Sohnes und mehrerer Stammvettern, die ebenfalls den Namen Tuto führten, dem Kloster zu Eisenberg sein Guth zu Gunderamishagen (Friederici Hist. Pincernar. Varila-Tautenburg p. 100) und 1227 dem Kloster Pforta die Mühle zu Dornburg zu (Pfort. Cop. Buch) und es liegt daher die Vermuthung sehr nahe, daß Tautenburg früher ein Eigenthum und das Stammhaus dieses Geschlechts gewesen, der Erbauer ebenfalls Tuto geheißen und die Burg nach ihm benannt worden sey.

Später finden wir Tautenburg in den Händen der von diesem Schlosse so genannten Schenken.

Von der Abkunft des thüringischen Geschlechts der Schenken ist nur so viel bekannt, daß sie ursprünglich von dem Kloster Fulda mit der Herrschaft Vargula — einer uralten Herrschaft in Thüringen, ohnweit Erfurt, welche schon von Kaiser Carl dem Großen im J. 785 dem genannten Kloster zugeeignet worden war — beliehen wurden, wovon sie sich früher Herren, später Schenken (Pincernae) von Vargula nannten. Diese letztere Bezeichnung bezieht sich auf das Erbschenkenamt, welches sie an des Landgrafen von Thüringen Hofe verwalteten.

Als nämlich Kaiser Lothar im J. 1130 den thüringischen Grafen Ludwig mit dem Barte zum Landgrafen in Thüringen ernannte und mit diesem Lande belieh, bestellte er zugleich, um den Glanz der landgräflichen Würde zu erhöhen, zwölf edle Ritter aus den edelsten Geschlechtern, welchen die Hofämter bei dem Landgrafen erblich übertragen wurden. Hierbei wurden die von Vargula zu Erbschenken ernannt, so wie damals auch die Truchsesse, Marschälle, Cämmerer und Burggrafen ernannt und zu Erbhofämtern erhoben wurden (Spangenberg Querfurt. Chronik lib. II. c. 38. — Olearii Syntag. rer. et antiq. p. 18. — Friederici l. l. §. II. p. 4. 5) *).

---

*) Was mehrere alte Scribenten, um den Glanz dieses seit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts in Thüringen so ausgebreiteten Geschlechts zu erhöhen,

In welchem Jahre die Tautenburg eine Schenksche Besitzung geworden, läßt sich nicht genau angeben. Nach Leuber (de quarta Monarchia — ap. Menke rer. German. T. III. p. 1810 — c. 27. p. 1919) soll ein Wihelm, den er Baro in Tautenburg, Saaleck et Vargula tituliret, im J. 1130 und ein Thammo Schenk zu Tautenburg gar schon um 1020 gelebt haben. Gleichwohl kann das Erbschenkenamt am Hofe der thüringischen Landgrafen nicht älter seyn, als die landgräfliche Würde in Thüringen selbst. Daß übrigens die Tautenburg mindestens schon zu des Schenken Rudolf von Vargula Zeiten, der mit seinem Vater Walther zu Anfang des 13. Jahrhunderts sich am landgräflichen Hoflager zu Wartburg aufhielt und dort in großem Ansehn stand, den Schenken gehörte, geht aus der alten Inschrift an der Schloßkapelle zu Tautenburg vom J. 1232, welche den Erbauer dieser Capelle Rudolf den Zweiten dieses Namens nennt:

ANNO. DNI. M. C. C. XXXII. RUDOLPHUS. SECUNDUS. HUJUS. NOMINIS. OBSIRUXIT. HANC. CAPELLAM.

hervor (Friederici I. 1. p. 9). Walther und Rudolf waren es, die den Grund zu dem Glanze und Wohlstand legten, zu dem sich ihr Geschlecht von jener Zeit an schnell erhob. Doch übrigens scheinen sich die Besitzer von Tautenburg wenig hier aufgehalten zu haben, sie lebten meist an auswärtigen Höfen und zeichneten sich theils als Helden, theils als Staatsmänner aus. So war Albert Schenk von Tautenburg Hofmeister der Söhne des Landgrafen Albrecht des Unartigen, Friedrichs mit der gebissenen Wange und Diezmanns: er beförderte die Flucht der verstoßenen Mutter derselben, Margaretha, von der Wartburg, so daß diese ihm beim Scheiden noch zu-

davon erzählen, daß der Stammvater desselben zu des Kaiser Tiberius Zeiten mit dem Drusus Germanicus nach Deuschland gekommen sey und Thüringen mit unter die Botmäßigkeit der Römer gebracht habe, ist, wie sich von selbst versteht, eine leere Fabel. — Am vollständigsten hat die Geschichte der Schenken Friederici Hist. Pincernar. Varila-Tautenburg. Jen. 1722. Zusätze und Berichtigungen dazu siehe in J. G. Horns Handbibl. ꝛc. ꝛc. Th. 1. S. 155 und in Falkensteins Thüring. Chronik Th. III. S. 1374. — Die am 10. November 1819 auf Anordnung des Großherzogs Carl August von S.-Weimar erfolgte Eröffnung des Schenkschen Erbbegräbnisses in der vormaligen Klosterkirche zu Frauenprießnitz, welches durch Luftöffnung zum Theil verschüttet war, gab Veranlassung zu der von dem dasigen Pfarrer Schneider herausgegebenen Denkschrift „Das alte Erbbegräbniß der Schenken von Tautenburg zu Frauenprießnitz" (Naumb. 1820. gr. 8), welche von den in den Särgen aufgefundenen, jetzt in der Kirche zu Frauenprießnitz aufbewahrten Kleinodien und noch vorhandenen Denkmälern Nachricht giebt, und auch Vulpius nahm davon Veranlassung eine „Kurze Uebersicht der Geschichte der Schenken von Tautenburg" (in der „Vorzeit" Bd. 4. St. 1. und auch besonders abgedruckt, Erfurt 1820, D.) zu bearbeiten.

rief: „Euch, Albert, empfehl' ich die Sorge für meine armen Kinder!" —

Im Anfang des 16. Jahrhunderts wurden die zwei Söhne des Statthalters in Friesland, Johannes Schenken von Tautenburg, Johann und Georg, die Stifter zweier Linien, der Niederländischen und Thüringischen. Die letztere verbreitete sich in mehreren Zweigen: es gab Schenken von Apolda, von Debergen (Döbritschen), Trebra, Saaleck, Kevernburg, Nebra, Dornburg, Priesnitz, andrer Zweige nicht zu gedenken. Alle diese stammten von den Schenken von Tautenburg ab und waren sämmtlich mit angesehenen Schlössern und Gütern angesessen.

Der letzte Schenk von Tautenburg war Christian. Zwar hatte er das Glück, die sämmtlichen Schenkschen Besitzungen wieder zu vereinigen, allein im Uebrigen war sein Geschick höchst unglücklich. Nachdem schon seine beiden Söhne in frühester Jugend gestorben waren, verschied auch am 25. November 1631 seine junge, zwei und zwanzigjährige Gattin, Dorothea Sybille, Tochter des Grafen Heinrich II. von Reuß=Plauen, und obgleich Christian das Ende seines Geschlechts vor Augen sah, konnte er sich doch zu keiner zweiten Vermählung entschließen. Am 12. May 1638 brannte sein Schloß zu Priesnitz ab: Christian, der sich dort aufgehalten hatte, ging nach Tautenburg und als ihn die Schrecken des dreißigjährigen Kriegs auch von da vertrieben, floh er nach Jena und kehrte erst im folgenden Jahre (1639) nach Tautenburg zurück, wo er bald darauf, am 3. August 1640, vierzig Jahre alt, verschied.

Mit ihm erlosch das Geschlecht der Schenken von Tautenburg. Sein Leichnam mußte bei den damaligen Kriegsunruhen sieben Jahre in Tautenburg verborgen bleiben, bis er in dem Familienbegräbniß zu Frauenpriesnitz beigesetzt werden konnte. Auch in Jena wurde diese Beisetzung feierlich begangen, denn Christian war daselbst Rector Magnificus gewesen. Herzog Wilhelm hatte die Feierlichkeit selbst angeordnet und Abgeordnete dahin gesandt; statt der Leiche wurde des Verblichenen Helm, Schild, Wappen und Fahne getragen, alle Glocken ertönten, der Superintendent Thielemann von Frauenpriesnitz hielt in der Stadtkirche die Leichenpredigt und rief klagend aus: „das Geschlecht der Schenken von Tautenburg ist nicht mehr!"

Nach Christians Tode fiel Tautenburg dem Churhause anheim, welches die von Werther, von Döring und von Taute damit belehnte, diese wurden anderwärts entschädiget, als man im J. 1657 die Tautenburgische Herrschaft zum Herzogthum Sachsen=Zeitz schlug. August I., welchem sie nach Absterben dieser Linie zufiel, ertheilte sie dem Grafen Moritz von Sachsen, nach dessen Tode sie wieder ans Churhaus kam.

Das Schloß Tautenburg, in welchem sich später der Sitz des dasigen Amtes befand, wurde bis auf den noch jetzt vorhandenen Thurm im J. 1780 abgebrochen, das Material nach Frauenprießnitz geschafft und mit diesem dort das jetzige Schloß, wohin auch die Amtsexpedition von Tautenburg verlegt wurde, erbaut.

Seit 1815 gehört Tautenburg zum Großherzogthum Sachsen-Weimar.

Robert Hahnemann.



27. Lith. u. Ed. Pietzsch & C° in Dresden.

Falkenstein.

Der Falkenstein.

Der Herbstwind wehete über die Stoppeln, rauschte in dem sich färbenden Eichenlaube und warf die fallenden Birkenblätter über die Waldwege, — da verließ ich mit mehreren Freunden Ballenstedt, um dem Falkensteine für dieses Jahr den letzten Besuch abzustatten. Es schien uns passend, dies gerade jetzt zu thun, wo Alles in der Schöpfung zum langen Winterschlafe sich rüstete, wo das Auge fast nichts mehr als verwelkte Blüthen und hinsterbendes Grün gewahrt; zeugt doch die alte Burg hoch auf dem Berge auch von versunkener Größe und hingestorbenen Freuden!

Der nächste Weg von Ballenstedt zu der Stelle des Selkethales, von welcher man den Falkenstein besteigt, ist reich an Abwechselung. Man wandelt anfangs durch das Feld, erreicht dann den Saum des Waldes und geht vor einigen Gebäuden vorüber, welche den Namen: „das Kohlenschacht" tragen. Rings umher liegen Steinkohlengruben, welche vor noch nicht zwanzig Decennien verschüttet wurden, vielleicht aber durch die Betriebsamkeit muthiger Unternehmer wieder aufgenommen werden. Der Weg führt darauf im Walde fort auf das preußische Gebiet, das man sehr bald erreicht und zwar in die Besitzungen des Freiherrn von der Asseburg; man durchschreitet ein enges Thal, ersteigt darauf einen ziemlich hohen Berg und wandert nun auf einer Hochebene fort, welche zur Rechten und Linken prächtige Buchen und Eichen zeigt. Nachdem man über die sogenannte „Trift" gegangen ist und nochmals einen Theil Hochwaldes durchschritten hat, steigt man auf dem sehr steilen und beschwerlichen „Lumpenstege" in das Selkethal hinab.

Wir hatten auf dem ganzen Wege bis ins Thal kein lebendes Wesen gesehen; kein schüchternes Reh war vor oder neben uns in die Gebüsche gesprungen; kein Singvogel erfreute uns durch seinen lieblichen Gesang, nur einige Raubvögel sahen wir hoch in den Lüften sich wiegen. Wir schritten nun eine kurze Zeit lang auf noch saftig

grünem Rasen am linken Ufer der Selke fort; bald führte uns eine Brücke auf das rechte. Auf diesem Punkte sieht man zum ersten Male auf überraschend malerische Weise den Falkenstein südwestlich auf den Bergen liegen und es ist nicht zu leugnen, daß er sich von keiner anderen Stelle, selbst nicht von der Selkensicht aus so großartig und imposant darstellt, als von dieser. Bald ist das Thal der Breite nach durchschritten, man hört, während man es durchwandelt, das Rauschen und Klappern aus der Papiermühle des eifrig betriebsamen Herrn Keferstein herübertönen und betritt den wohlerhaltenen Pfad, welcher nach einem nicht gerade mühevollen Steigen von einer Viertelstunde bis zu der Burg führt. Für leicht ermüdende Wanderer ist unterwegs ein Ruheplatz bereitet, auf dem mehrere Bänke und ein steinernes Gestell mit einer Nische stehen, in welcher einst das Bild eines Heiligen die Gläubigen zur Anbetung aufforderte. Wir, rüstige Bergsteiger, hatten eine kurze Ruhe verschmäht, der bekanntlich oft eine größere Ermüdung folgt, und schritten durch das erste Thor in den äußern Schloßhof. Vorwärts gehend hat man zur Rechten die auf nacktem Fels erbaute, eigentliche Burg; zur Linken führt ein Weg hinab zu einem grünen Rasenplan, der ringsum von Bäumen beschattet ist. Ein zweites Thor führt in den Zwinger; geht man in demselben fort, so behält man zur Linken die hohe, noch ziemlich wohlerhaltene Ringmauer mit ihren Schießscharten, zur Rechten die Burggebäude, kommt dann abermals durch Thore, und schreitet über einen Platz, auf welchem früherhin Gebäude standen, durch einen gewölbten Gang, in dem man den Eingang der Kapelle zur Linken hat, in den innern Burghof. Als die noch immer stattliche Burg in ihrer ganzen Herrlichkeit dastand, mußte man sieben Thore durchschreiten, ehe man in das Innere kam.

Wir zogen es vor, den nähern Weg in die Burg zu wählen, stiegen vom Zwinger aus die steinerne Treppe zur Rechten hinauf und traten durch eine enge Thür in die alte räucherige Küche der Veste und aus dieser in den rings von Gebäuden umschlossenen Burghof. Bleibt man an dieser Stelle stehen, so hat man gegenüber die Kapelle, einige Schritte zur Rechten den halbgewölbten Thurm; von diesem zieht sich ein Gebäude in Bogen und Winkel zur Kapelle hin; zur Linken hat man einen Treppenthurm, von welchem abermals wie auf der gegenüberstehenden Seite die Gebäude sich mit der Kapelle verbinden. Nicht ganz in der Mitte des Schloßhofes etwas zur Rechten dem Thurme zu, steht der wohlerhaltene tiefe Brunnen, welcher ein frisches, kühles Wasser liefert.

Wir gelangten auf der steinernen Treppe, deren Stufen stark ausgehöhlt sind, zu den Zimmern, in welchen der Kastellan des Schlosses wohnt. In dem größesten davon war einst die Gerichtsstube, so wie das Archiv, das mehrere kostbare Reliquien enthält. Nachdem wir das Herz mit Speise und Trank erquickt hatten, führte uns der Kastellan durch die Säle und Kamenaten des „Pallas“ oder des Hauptburggebäudes, von denen einige, wie der Rittersaal mit den nordöstlich angrenzenden Gemächern, noch ganz im alterthümli-

chen Zustande sich befinden; andere sehr geschmackvoll und sinnig nach der Weise der Vorzeit eingerichtet sind. In dem einen Zimmer, das durch seine schönen, alten, bemalten Fensterscheiben ein eigenthümliches Licht empfängt, befinden sich mehrere werthvolle Kleinodien, als: ein Crucifix von Elfenbein, das eine Meisterhand verfertigte; verschiedene erzene Standbilder und kunstreiche Arbeiten. In einem angrenzenden Zimmer steht neben anderem Merkwürdigen eine köstliche metallene Vase, welche der Held unseres Jahrhunderts aus dem Lande der Pharaonen in sein schönes Frankreich (nach Saint-Cloud) entführte; deutsche Sieger entrissen ihm auch dies Beutestück und es zieret nun ein Prunkgemach in dieser Rittervește. Das sehr gelungene Bild eines Ritters aus der alten Zeit erregte auch heute meine Bewunderung; es ist von einem wackern Künstler der Düsseldorfer Schule gearbeitet. — Ein großes Zimmer, in dessen hohe Fenster buntfarbige Glasscheiben und auf Glas gemalte Wappen des Hauses von der Asseburg eingefugt sind, gewährt eine prächtige Aussicht auf das Thal und die umliegenden Berge; auch sind die Wände desselben mit mehrern werthvollen, alten Gemälden geschmückt und eine erzene Reiterstatüe des großen Gustav Adolph nimmt die Aufmerksamkeit in Anspruch. Höchst freundlich ist ein anstoßendes Cabinet, das in einem vorspringenden Thürmchen eingerichtet ist.

Andere Zimmer des Bergschlosses zeigen ebenfalls vieles geschmackvoll Geordnete und Merkwürdige. So enthalten die, welche an den schmalen, mit stattlichen Geweihen verzierten Gang stoßen, durch dessen Fenster man die lieblichsten Aussichten auf den südlichen und westlichen Theil des Selkethales genießt, einzelnes sehr Werthvolle, unter andern eines der vorzüglichsten Bilder von Lucas Cranach, welches den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen nebst seiner Mutter darstellt.

Von der Gallerie des hohen Thurmes, den starke eiserne Reife umgeben, hat man eine der schönsten Gebirgsansichten. Nordöstlich sieht man weit über das Thal und die Berge hinaus und gewahrt bei heiterem Wetter deutlich die Thürme des Domes zu Magdeburg; südlich erheben sich einzelne Berge, mit Wald gekrönt; nordwestlich ruht das Auge auf schroff sich erhebenden Bergen, dann wieder auf Wiesen, durch welche die Selke fließt; der Ramberg mit seiner Victorshöhe zeigt sich und über alle Felsen und Höhen ragt dort der ehrwürdige Brocken empor. Selbst in dieser Jahreszeit, wo schon so vieles Schöne verweht und der Schmelz der Farben erblichen ist, entzückte uns diese Aussicht.

Unten im Thurme war das Burgverließ; bei dem Aufräumen desselben soll man noch Ketten und Ueberreste menschlicher Gebeine gefunden haben. Unter einem großen Theile der Burggebäude erstrecken sich tiefe und feste Kellergewölbe hin, und zwar in zwiefacher Reihe über einander, welche zum Theil zur Bewahrung von Vorräthen, zum Theil zu Gefängnissen gedient haben mögen.

Alles dies betrachteten wir mit wechselnden Empfindungen. Herzlichen Dank sagten wir im Geiste dem Besitzer der Burg, wel-

cher zur Erhaltung und geschmackvollen Auszierung derselben so Vieles gethan hat und fortwährend thut. Wie beklagenswerth wäre es gewesen, wenn dies Bergschloß, das von allen Ueberbleibseln einer großen Vergangenheit eines der stattlichsten im deutschen Lande ist, allmählig in Trümmer zerbröckelt und versunken wäre! Sehr rühmenswerth ist auch die Humanität, mit welcher das Innere desselben jedem Wanderer geöffnet wird; eine Humanität, die sich auch bei der Inhumanität einzelner, die Veste besuchender Fremdlinge, denen die Betrachtung der aufgestellten Kunstwerke oft nicht genügt, immer gleich bleibt.

Wir versäumten nicht, einen Gang um die Burg zu machen, der durch die lieblichsten Aussichten lohnt, und verweilten längere Zeit auf einem gar freundlichen Punkte, nordwestlich von der Burg, von welchem der Blick über einen großen Theil des Thales dahinschweift. Die Freunde forderten mich auf, ihnen Merkwürdiges aus der Geschichte der Burg mitzutheilen und ich befriedigte gern ihren Wunsch.

Der Falkenstein ist wahrscheinlich unter der Regierung Heinrichs IV. (1056 — 1106) erbaut, obwohl nach einigen Nachrichten schon Kaiser Heinrich der Finkler nach seiner Vermählung in Wallhausen auf Burg Falkenstein übernachtet haben soll. Der Kaiser ließ damals viele Vesten zur Zähmung der unruhigen Sachsen an geeigneten Stellen gründen. Im Jahre 1118 wird des Falkensteins als eines den Kaisern gehörigen Schlosses erwähnt. Lothar, Herzog von Sachsen, hat in dem Kriege mit Heinrich V. die kaiserlichen Schlösser Falkenstein und Wallhausen zerstört. Andere behaupten, daß die Ritter der nahe gelegenen Conradsburg, nachdem sie ihre Veste in ein Benedictiner-Kloster verwandelt, den Falkenstein, auf welchem noch heutiges Tages der Falk horstet, erbauet hätten. Wäre es gegründet, daß die Grafen von Falkenstein schon zu den zwölf hohen Familien gehört haben, aus denen Karl der Große die Oberhäupter der Sachsen erwählte, so würde dadurch nur das hohe Alter der Burg noch mehr bezeugt werden. Graf Burghardt I. (1152 — 1172) nahm an vielen Berathungen der sächsischen Fürsten und Herren Theil; wahrscheinlich stand er, so wie seine Nachfolger, in engerem Verbande mit der vom Kaiser Heinrich dem Finkler gegründeten Stadt Quedlinburg, deren Schirmvögte die Grafen längere Zeit waren, bis dies Amt auf die Grafen von Reinstein überging. Hoyer vom Falkenstein erwarb sich ein großes und bleibendes Verdienst; er sammelte mit seinem Freunde, dem sächsischen Edelmanne Ecco oder Epko von Rebkow oder Repko die alten niedersächsischen Gesetze, Rechte und Gewohnheiten, welche Karl der Große den Sachsen gelassen hatte, also das damalige übliche sächsische Landrecht, den sogenannten Sachsenspiegel, anfangs in lateinischer Sprache, dann in deutscher 1230; man findet folgende Verse in alten Ausgaben, welche dies bezeugen:

Nun danket allgemein
Dem Herrn von Falkenstein,
Der Graf Hoyer ist genannt.
Daß in deutscher Sprache ist gewandt
Dieses Buch durch seine Beth (Bitte)
Ecco von Repkau es thät.

Eine auf dem Schlosse zu Quedlinburg befindliche Handschrift dieses Werkes von großer geschichtlicher Wichtigkeit wird für die ächte Urschrift gehalten, und verdient die Aufmerksamkeit aller Derer, denen die Denkmäler der Vorzeit theuer sind. Unstreitig haben die Grafen von Falkenstein, deren Macht nicht gering und deren Besitzungen sehr bedeutend waren, an allen wichtigern Begebenheiten Theil genommen, welche den Harz, Thüringen und Sachsen berührten; leider aber fand sich bis jetzt nur weniges Sichere in Beziehung auf ihr Wirken vor. Vielleicht gelingt es einem würdigen Geschichtsforscher, welcher eben damit beschäftigt ist, die alten Urkunden des Falkensteiner Archivs genau zu prüfen, über wichtige Gegenstände Aufklärung zu geben, die noch im Dunkel sind. Im vierzehnten Jahrhunderte vermachte Graf Burchhardt (unter dem 8. Januar 1332), da er keine Erben in gerader Linie hatte, zu Quedlinburg seine Besitzungen dem Halberstädter Domstifte; nur einige wenige Holzungen wurden zurückbehalten; man räumte ihm auf Lebenszeit einen Freihof in Halberstadt ein. Das Domstift blieb nach seinem 1334 erfolgten Tode längere Zeit im Besitze der Herrschaft. Jedenfalls möchten sich wohl im Archive des Domes Nachweisungen über den damaligen Umfang der Grafschaft, die Größe ihres Ertrages u. s. w. finden, deren Bekanntmachung Vielen wünschenswerth sein dürfte. 1437 besetzte ein Graf von Mannsfeld, vielleicht Albrecht V. den Falkenstein widerrechtlich, und da das Domkapitel ihn zu vertreiben nicht im Stande war, so versetzte es die Grafschaft wiederkäuflich auf 20 Jahre an die Gebrüder Curd, Bernd und Busso von der Asseburg um 6000 Mark löthigen Silbers. Diese Herren vertrieben den Grafen von Mannsfeld, es erfolgte keine Wiedereinlösung der Grafschaft und der Bischof Gewerd belieh urkundlich die Gebrüder und Vettern Bernd, Busso, Jacob, Hans und Curd förmlich mit der Grafschaft Falkenstein; von der Zeit an blieb die Familie von der Asseburg in ununterbrochenem Besitze des Falkensteins.

Ueber die Theilnahme dieser Familie an dem großen Werke der Kirchenverbesserung findet sich bis jetzt leider keine bestimmte Nachricht vor, obwohl es gewiß ist, daß dieselbe in persönlicher Verbindung mit den Reformatoren, namentlich mit Luther gestanden hat, der, wie behauptet wird, selbst in der Kapelle der Burg gepredigt hat. Aus der Zeit bis zum dreißigjährigen Kriege fehlt es ebenfalls an Mittheilungen von bedeutender Wichtigkeit. Während des Krieges wollten die Feldherrn des kaiserlichen und des schwedischen Heeres die sehr feste Burg besetzen und unterhandelten deshalb mit

Busso von der Asseburg. Dieser ließ sich jedoch auf nichts ein und verweigerte auch dem Tilly die Uebergabe, welcher einen Abgesandten, Lucately mit Beglaubigungsschreiben an ihn geschickt hatte; er ließ sich durch einige herübergeschickte Kanonenkugeln nicht schrecken und behauptete mit einer kleinen Schaar von dreißig Bewaffneten muthig und glücklich seine Neutralität. Die Herren von der Asseburg bewohnten die Burg bis 1761; die Falkensteinsche Linie des Hauses erlosch in diesem Jahre und es folgte die Meisdorf'sche in der Person des 1797 zu Braunschweig verstorbenen kaiserlich-russischen Geheimeraths und Ministers Achatz Ferdinand von der Asseburg. Sein Lehnsvetter und Nachfolger, der im Jahre 1816 zu Meisdorf verstorbene Domkapitular August Ludwig Busso v. d. Asseburg wohnte abwechselnd in Neuendorf und Meisdorf; er starb ohne Hinterlassung von Descendenz und bei der Theilung unter die beiden nächsten Lehensvettern kam die Herrschaft Falkenstein mit Meisdorf an den jetzigen Besitzer, den Herrn Hofjägermeister Freiherrn Ludwig August von der Asseburg, welcher nicht nur zur Verschönerung der Burg sehr viel gethan hat, sondern auch für die Verschönerung aller Umgebungen und für die Hebung und das segensreiche Gedeihen der ganzen ihm zugehörigen Herrschaft. Im Jahre 1839 sah der Falkenstein hohe Gäste und es war sehr belebt in seinen Hallen.

Es versteht sich von selbst, daß zu der Geschichte auch die Sage tritt. So hört denn:

Vor vielen hundert Jahren weidete unten im Thale ein Schäfer seine Heerde auf der blumigen Wiese. Er war ein Sonntagskind und verkehrte in seinen Träumen bei Tag und bei Nacht gar oft mit den Berggeistern und den Harzmännchen, die in den Schachten wohnen, wo die Fülle des edlen Metalles glänzt.

An einem freundlichen Abende, — die weißlichen Nebel zogen schon an den Felsenecken vorüber und aus ihnen heraus vernahm der Hirt fernher die flüsternden Stimmen der Thalelfen, — auch hatte das Glöcklein der Burgkapelle eben zur Mette geläutet und die Glöcklein der Blumen unten am Wiesensaume neigeten ihre Häupter, — an demselbigen Abende sah der Hirt eine Blume, die er noch nimmer gesehen. Wie er die Sterne kannte, ihre Stellung und ihre Bewegung und aus der letzteren sogar in der Nacht die Höhe der Zeit errathen konnte, so kannte er auch alle Blumen, die im Thale an den steileren und den sanfteren Abhängen der Berge, in den Schluchten und oben auf den Höhen wachsen. Am Tage waren die Blumen seine Stundenzeiger, denn er wußte ganz genau die Zeit, zu welcher eine jegliche ihren bunten duftigen Kelch zu öffnen pflegte.

Jene Blume aber war ihm völlig unbekannt. Er näherte sich ihr; krause, dunkelgrüne Blätter schlossen sich dicht an die, in braunem Waldmoor haftende Wurzel; die Blätter sahen fast aus, wie ein

zierliches Körbchen; bei der Berührung erfüllten sie die Luft mit Wohlgerüchen; aus der zarten Blätterwölbung erhob sich über einen Fuß hoch ein röthlicher Stengel, der ringsum auf die anmuthigste Weise mit den schönsten himmelblauen Blüthen besetzt war. Jede Blüthe hatte die Gestalt eines kleinen Bechers, jede trug in ihrem Innern lange rothe Staubfäden, die in der Tiefe des Kelches von einer kleinen Sonne ausliefen, oben ein Kränzchen bildeten und über den Rand der Blüthe gar fröhlich hinüber schauten. Der köstlichste Duft entströmte der Blume, und wunderbar! als eben der Abendwind die Blüthen leise berührte, fingen sie an, sanft zu tönen; es war, als ob die rothen Fädchen im Kelche mit feinen Silberstimmchen concertirten.

Staunend stand der Hirt. Eine solche Blume findest du nie wieder, dachte er, pflückte sie ab, beschaute sie wieder und wieder und befestigte sie endlich sorgsam an seinen Hut. Er trieb seine Heerde weiter; aber es war ihm dabei ganz eigenthümlich zu Sinne; eine ganz neue Welt that sich vor ihm auf; die kleinen Wellen der Selke, welche munter über die Steine dahinhüpften, hörte er sprechen, die Bäume flüsterten zusammen; die Birken darunter sangen ein leises, aber gar schönes Lied; die langen Gräser neigten sich traulich zu einander und wisperten in einer unverständlichen Sprache; die zwei Nachtigallen in den Erlen klagten sich das Leid ihrer Liebe, — Alles lebte und der Hirt meinte, er träume wieder.

Plötzlich sah er am Berge die Grotte, welche er früher in der Schwüle des Mittags, Kühlung suchend, öfter betreten, wie von tausend Lichtern erleuchtet; er trat hinein, da glänzte es bis in die tiefste Tiefe des Berges hinein, das Licht strahlte von der Decke und von den Wänden wieder, die lauter grüne, rothe und gelbe funkelnde Steinchen zeigten; der Boden war mit einem güldenen, schimmernden Sande bedeckt. „Nimm Dir von dem Sande!“ rief eine Stimme dem Hirten zu. Er füllte die lederne Tasche an seiner Seite, dankte und verließ die Höhle. „Komm wieder, so oft es Dir beliebt,“ klang es ihm nach, „denn Du bist uns werth!“

Sinnend trieb der Hirt die Heerde hinab. In der Nacht träumte er nur von den sprechenden Wellen und Blumen und den singenden Birken und der funkelnden Grotte. Als er erwachte, sagte er sich: es ist eben Alles ein Traum gewesen. Da fiel ihm die Tasche in die Augen, siehe, sie war voll güldenen Sandes. Er ging zur Stadt und zeigte einem edeln Meister Goldschmidt seinen Schatz; der gab ihm schön geprägtes Gold für den Sand und bat ihn, wieder zu kommen und zu bringen, was er noch finden möchte.

Der Hirt hatte eine Braut, schön, aber reich, und die Eltern wollten nicht, daß er, der früher so Arme, sie heimführe.

Wenn du noch drei- oder viermal in den Tidian gehen dürftest, (so hieß die Höhle), dann hättest du so viel, daß du mit Ehren werden könntest, sprach der Jüngling zu sich selbst.

Täglich weidete er seine Heerde thalauf, thalab; aber es blieb stumm im Thale und die Höhle war dunkel. Endlich beim Neumond, als eben die silberne Sichel über dem Thurme des Falkensteins stand,

lebte das Thal wieder auf; Gesang, Geflüster und Gewisper tönte hinüber und herüber; die weißlichen Nebel walleten hin und her und die Grotte funkelte. Der Hirt nahm, ging und empfing köstliche Goldstücke. So noch zu dreien Malen am Neumond. Nun hast du genug und gehest nicht wieder zur Höhle, sagte der Jüngling. Aber morgen gehest du zu deiner Braut.

Zu der Zeit hatte der Graf von Falkenstein auch eine hochgeborne Braut und er ritt eiligst zur Stadt, um ihr schöne Spangen und ein funkelndes Ringlein zu kaufen. „Gebt mir vom feinsten Golde, Meister," sprach er zum Goldschmidt.

Das ist Tidians-Gold, Herr Ritter.

Tidians-Gold? wie verhält sich das? Weiß ich doch nicht ein Wörtein davon, daß mein düsterer Tidian Gold in seinem Busen nährt.

Der Meister berichtete treu und wahr und der Ritter sprengte heim zum Hirten. Der war eben bei seiner Braut gewesen und hatte von ihr, von Vater und Mutter das Jawort erhalten. Glückselig ging er seiner Hütte zu, da begegnete ihm der Graf, fragte und erhielt treuliche Antwort.

So will ich Dich denn nicht strafen, sondern Du sollst mein liebster Knappe sein und die Hochzeit will ich Dir ausrichten in sechs Monden, wenn ich die Braut heimführe in mein Schloß; aber Du mußt zum Neumond mit mir in den Tidian gehen.

Also geschah es. Säcke wurdeu voll des köstlichen Sandes gefüllt; auch der Hirt sollte nehmen, aber er nahm nichts mehr.

Der Graf war reich gewesen; er ward überreich. Da lag er in einer dunkeln Nacht auf seinem Pfühle und konnte nicht schlafen. Ein böser Geist sprach zu ihm: „Der Schatz gehört nicht Dir allein; der Hirt nimmt, wenn Du hier schläfst; bald wird der Hort erschöpft und zu Ende sein; machst Du den Hirten unschädlich, so wirst Du Alles besitzen."

Am Morgen, — drei Tage vor der Hochzeit, — ritt der Graf mit zwei Knechten hinab, ganz in der Frühe und raubte dem Jünglinge das Licht seiner Augen. Tiefe Nacht umhüllte den Armen; bange Klagen ergossen sich über seine Lippen, sein Herz war schwer und zum Tode betrübt.

Ein Weheruf ging durch das Dorf, als man das Entsetzliche erfuhr; jedoch man fürchtete die Gewalt des Ritters, und bald verstummte das Wort der Klage und der Empörung. Die Braut aber verließ den Geblendeten nicht und pflegete sein bis zum Tode. Als der Hirt starb, war die wohlverwahrte, aber nie wieder benutzte Zauberblume in Staub zerfallen.

Der Graf nun ging des Tages, an welchem er die gräßliche That vollbracht, sobald die Sichel des Neumondes bleich über dem Thurme des Falkensteins stand, hinab in das Thal. Der Tidian war da, aber kein Lichtstrahl flimmerte aus der Höhle ihm entgegen und als er hinein trat, versank fast sein Fuß in Schlamm und Moder. Plötzlich erklang aus der Tiefe eine furchtbare Stimme: „Kehre nicht wieder, du Frevler!"

Als der Ritter verstört zurückkam auf die Burg, fand er ein Brieflein, worin ihm der Tod seiner Braut gemeldet ward. In derselbigen Nacht ist auch der Ritter gestorben.

Nun sagt das Volk: So lange nicht drei Herren, ein Blinder, ein Lahmer und ein Stummer auf Burg Falkenstein gewohnt haben, so lange werden die Schätze des Tidian nicht wieder aufgethan werden.

F. Hoffmann.

Die Sage von den drei Bechern der Familie von der Asseburg.

Es ist schon viele Jahrhunderte her, daß Helene von der Asseburg auf Erden wandelte. Helene, gleich ausgezeichnet als treue Gattin ihres Gemahls, als liebende Mutter ihrer blühenden Kinder, als unermüdliche Wohlthäterin ihrer Unterthanen. Daher lebte lange noch ihr Andenken, als sie längst schon zu den Ahnen versammelt war und in einer bessern Welt die Früchte des Saamens erndtete, den sie hier ausstreute. Ward gleich ihr Name nicht in Chroniken und Stammregistern verzeichnet, so war er doch mit unvergänglichen Buchstaben eingegraben in dem Andenken dankbarer Nachkommen.

Sanft und traulich beleuchtete der Vollmond die schneebedeckten Fluren, die entlaubten ehrwürdigen Eichen des Waldes und die ernsten Zinnen der Asseburg. Es war eine jener schönen Winternächte, in denen die ganze Natur zu ruhen scheint; eine jener Winternächte, eisig und frostig, aber dennoch fähig, wohlthuende Wärme dem fühlenden Beschauer in die Brust zu flößen, daß er anbetend niedersinkt und ausruft: „Herr! Herr! auch in der winterlichen Erstarrung ist sie schön, deine Natur!" Einen sanften Tag goß der Mond über die weißen Flächen der Erde aus, hier und da mit leichten Schatten vermischt, je nachdem bald Berge sich erhoben, bald Thäler sich senkten. Und immer weiter stieg er durch das reine Blau des Himmels hinauf, und keine Wolke trübte die Heiterkeit des unermeßlich ausgedehnten Gewölbes. Auch durch die gefrornen Scheiben senkte sich sanftes Licht auf die Lagerstätten, wo Helene von der Asseburg und ihre Kinder ruhten, denn der Burgherr war nicht unter ihnen, sondern als treuer Vasall seinem Kaiser folgend nach Wälschland gezogen. Sanfter, erquickender Schlummer umfing die Edlen, als Helene ihre Hand sanft gedrückt fühlte. Sie lächelte freundlich im Schlafe, denn

der Traumgott verschmolz die Wirklichkeit mit seinen geflügelten Gebilden und gaukelte ihr vor, wie der Ritter heimgekehrt sei, und nun zum Willkommen des treuen Weibes Hand ergreife.

Und es erhob ihre Hand und schüttelte sie stärker. Da erhob sich Frau Helene, aber sah nichts, als die Mondesscheibe, welche milde zum Fenster hereinleuchtete. Doch noch immer fühlte sie ihre Hand von einer andern gehalten. Sie blickte niederwärts, und wer vermag ihr Staunen zu schildern, als sie ein kleines Mänrchen vor ihrem Bette stehen sah, das ihre Rechte zwischen seinen beiden Händen hielt. Jäher Schrecken durchbebte im ersten Augenblicke ihre Glieder, aber kaum hatte sie einen Blick auf das vom Mond erhellte Antlitz des Männchens geworfen, kaum den bittenden flehenden Blick bemerkt, als sie sich auch wieder beruhigte und nun fragte, was von ihr verlangt werde.

„Edle Frau!" entgegnete der Gnome, verzeihe, wenn ich dich den Armen des Schlafes entreiße. Aber die Noth meines armen Weibes heischt schnelle Hülfe, und deine bekannte Wohlthätigkeit ermuthigte mich. Du standest wohl schon ehe dem Weibe des geringsten deiner Knechte bei, wenn sie in Kindesnöthen lag, versage diese Hülfe auch dem Weibe eines armen Gnomen nicht."

Frau Helene wußte, auch ohne den Paracelsus studirt zu haben, recht gut, daß es Wesen gäbe, die, von Adam nicht abstammend, die Mitte halten zwischen Menschen und Geistern. Nicht zweifelnd, daß der Bittende diesen Wesen angehöre, beschloß sie sogleich in ihrem mildherzigen Wohlthätigkeitssinn ihm zu folgen, fest vertrauend auf Gott, daß er die beschütze, welche auf guten Wegen wandeln. Sie erhob sich vom Lager und folgte dem Kleinen in die kalte Winternacht hinaus. Unberührt öffneten und schlossen sich Thüren und Thore, bald waren sie fern von der Burg, und zwischen übereinandergethürmten Felsblöcken ward der Eingang zu einer Höhle sichtbar. Dahinein schwand der Gnome, ihm nach ging Helene. Schroff abwärts führte lange Zeit der Pfad, aber es bedurfte keines Lichts, denn hell flimmerte das edle Gestein, welches die Wände des tiefen Schachts überzog. Jetzt gelangten die beiden in ein großes Gewölbe. Es glich einer Kapelle, deren Kuppel auf hohen Säulen ruhete. Und dort im Hintergrunde — täuschte sich Helene? Nein, wirklich! auf hohem Altar stand das Bild des Gekreuzigten, mit seltener Kunst aus dem edelsten Gestein gemeißelt. Leichter athmete nun Helene auf, muthvoller noch folgte sie ihrem Führer durch die unzähligen sich kreuzenden Gänge und Gemächer, bis sie endlich dahin gelangten wo auf schneeweißem Lager das kreisende Gnomenweibchen lag, von den Schaaren der Muhmen und Gevatterinnen umringt. Ehrfurchtvoll verneigten sich die Kleinen alle, da sie Helenens hohe Gestalt erschauten und die Gebärende richtete ihren matten Blick auf sie, Dankbarkeit und Hoffnung zugleich ausdrückend.

Tiefe Stille entstand in den weiten Hallen. Am Eingange kniete der Gnome nieder, welcher Helenen geführt hatte, ängstliche Erwartung prägte sich in seinen Zügen aus, er reckte die gefalteten

Hände bittend zu der Edelfrau empor. Diese trat an das Lager der Kreisenden und die Gnomenweiber wichen voll ehrerbietiger Scheu zu beiden Seiten zurück.

Helene verrichtete ein kurzes, aber tiefgefühltes Gebet, legte dann ihre kunstfertigen Hände an und — siehe! bald überreichte sie der Mutter Gewordenen ein Knäblein, winzig klein, aber schön und hold. Die kleine Mutter drückte inbrünstig das Neugeborne an die Brust und sank dann, gleich sehr angegriffen von den überstandenen Schmerzen, wie von der nun ihr gewordenen Freude auf das Lager zurück, während die Basen und Gevatterinnen in lautem Jubel sich herbeidrängten, die Hände der edlen Retterin zu küssen, und der beglückte Vater von dem Herrn der Welten Segen herabflehte auf die Edelfrau und ihr ganzes Geschlecht, und alle ihre Nachkommen. Helene aber dachte nur daran, sich wieder zu entfernen, denn sie fand in dem Bewußtsein der guten That den größten Lohn derselben, und die lauten Ausbrüche des Dankes der Kleinen begannen ihr lästig zu werden.

Da erhob sich die kleine Mutter von ihrem Lager und rief der Edelfrau zu:

„Noch einen Augenblick nur, hochherzige Frau! Du beglücktest uns durch ein Kind, erlaube, daß auch ich dich wieder in deinen Kindern beglücken darf. Nimm hier diese drei Becher, nimm auch diese drei Kugeln. Nur von Glas sind die Becher, und daher leicht zerbrechlich, von Gold die Kugeln und daher noch unstäter. Aber ein großer Werth liegt in ihnen. Bewahre diese Gaben mir wohl, denn Gedeihen und Bestehen deines Hauses sind an sie geknüpft. So lange auch nur eins dieser Stücke im Besitze deiner Nachkommen ist, so lange wird dein Stamm grünen und blühen, geliebt und geehrt von Gering und Hoch. Wohl werden auf Eurer Menschenwelt die Zeiten kommen, wo die Könige und Kaiser sich stolz zurückziehen von ihren Unterthanen, aber deine Nachkommen werden gern gesehen sein an den Höfen der Fürsten, und Könige und Königssöhne werden kommen, sie zu besuchen und sich freudig der Tage erinnern, die sie bei ihnen verlebten. Drum bewahre wohl die Becher und die Kugeln. Sind erst die Kugeln alle verschwunden und der letzte Becher zerbrochen, dann wird auch der letzte deines Stammes in die Gruft sinken und man wird nur noch in Büchern lesen, daß es einst ein edles Geschlecht von der Asseburg gab.“

Das Gnomenweibchen schwieg und sank matt auf ihr Lager zurück. Die Edelfrau nahm sorgsam Becher und Kugeln und folgte ihrem Führer durch die labyrinthischen Gänge zurück, durch welche sie gekommen waren. Bald langte sie wieder in ihrem Gemache an. Und als sie am folgenden Morgen an das Geschehene dachte, wäre ihr bald das Ganze wie ein lebhafter Traum vorgekommen, doch vor ihrem Bette standen die drei Becher, und in jedem lag eine goldene Kugel, so daß einem Zweifel kein Raum gegeben werden konnte. In der Truhe, in welcher sie ihre edelsten Kleinodien verwahrte, barg sie auch die Geschenke des Gnomenweibchens, an welche das Wohl ihres Hauses geknüpft sein sollte.

Einige Jahrhunderte waren dahingeschwunden. Helene von der Asseburg ward kaum ihrem Namen nach noch gekannt, die alte Stammfeste selbst lag in Trümmern und die Nachkommen derer von der Asseburg hatten ihre Besitzungen weit ausgebreitet und wohnten auf andern Schlössern. Die Familie hatte sich in verschiedene Zweige getheilt, und die verhängnißvollen drei Becher waren in den Händen einer verwittweten Frau von der Asseburg, welche auf dem Gute Wallhausen wohnte, das jetzt ein Besitzthum des Grafen von Bocholtz-Asseburg ist. Die drei goldnen Kugeln waren im Laufe der Zeiten verloren gegangen. Auf welche Art? davon schweigt die Sage.

Das war gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, als jene verwittwete Frau von der Asseburg zu Wallhausen wohnte. Sie hatte nur zwei Söhne, welche in dem benachbarten Brücken auf einem Gute lebten.

Als einst der Geburtstag ihrer Mutter gekommen war, fuhren die beiden Junkherren in Begleitung eines Freundes, eines Herrn von Werther, von Brücken nach Wallhausen, um den feierlichen Tag heiter und festlich zu begehen. Wohl ging der Humpen, gefüllt mit dem edlen Rebensafte fleißig die Runde, wohl steigerte sich die frohe Lust immer höher. Da rief endlich der ältere der Junkherren seiner Mutter zu, die im angrenzenden Gemache bei den Edeldamen und Edelfräulein saß, welche ebenfalls sich eingefunden hatten, den Ehrentag der Edelfrau feiern zu helfen:

„Mütterchen! siehe, wir wollen auf Dein Wohl trinken, damit Du noch lange Jahre diesen Tag feiern mögest im Kreise der Deinen; darum gib uns heute auch die drei Becher heraus, die unserer Familie heilig sind. Es sind unser drei, das paßt, und Jeder von uns mag einen der Becher auf Dein Wohlsein leeren!“

Vergebens machte die Edelfrau Einwendungen, denn fast schien es, als wollte ihr etwas Schlimmes ahnen. Aber die Bitten des Junkherrn waren zu stürmisch, zu dringend; das Mutterherz gab endlich nach.

Die Edelfrau selbst setzte die Becher auf den Tisch und, einen besorgten Blick auf die bereits berauschten Zecher werfend, bat sie nochmals, vorsichtig mit denselben umzugehen und wohl zu bedenken, daß das Glück, das Bestehen des Hauses an sie geknüpft sei.

„Seid nicht thörigt, Mütterchen!“ entgegnete lachend der ältere Junkherr, „und vermeint etwa, daß uns der Rebensaft umnebelt habe.“

Damit füllte er die Becher.

„Nun angestoßen und ausgeleert bis auf die Nagelprobe! Mütterchen! Noch hundert Jahre wie heute!“

Jeder der Junkherren ergriff einen Becher, hielt ihn der Edelfrau entgegen, den Glückwunsch wiederholend, und dann stießen sie die Becher klirrend zusammen. Aber ach! ein wimmernder Ton mischte sich unter das Bechergeklirr, es hallte wie schmerzliche Wehklage durch die Hallen des Saales, — in Scherben fiel der Becher nieder, welchen der ältere Junkherr von der Asseburg in seiner Hand gehalten hatte.

Starrer Schreck ergriff Alle. Die Edelfrau sank auf einen Sessel und blickte traurig vor sich hin, ihr Gemüth wurde von schwarzen Ahnungen umlagert. Der von Werther erholte sich zuerst wieder von dem jähen Schreck und suchte die Andern zu trösten. „Hat nicht die Zwergin gesagt", versetzte er, „daß, so lange auch nur einer der Becher im Besitz der Familie ist, der Stamm grünen und blühen wird? Darum verzagt nicht. Seht, da stehen der Becher noch zwei und sind unversehrt und wohlerhalten."

Doch vergebens war es, die frühere Heiterkeit der Gesellschaft wieder herzustellen. Auch im Frauengemach hatte sich die Kunde von dem vorgefallenen Unglück verbreitet, und die redseligsten Zungen waren verstummt. Es ward Allen unheimlich zu Muthe, und bald hatten sich die Gäste unter verschiedenen Vorwänden entfernt. Da befahl auch der von Werther seinem Knechte, daß er die Pferde vorführe und zur Rückfahrt nach Brücken an den Wagen spanne.

„Wir fahren mit Dir zurück!" sagten die Brüder von der Asseburg zu ihrem Freunde.

Vergebens bat die Mutter ihre Söhne, daß sie die Nacht über bei ihr bleiben und erst am folgenden Tage nach Brücken zurückfahren möchten. „Traut meinen mütterlichen Worten", sagte sie bittend; „es stehet ein Unglück unserm Hause bevor. Verhütet es, daß dieses Unglück wenigstens nicht Euch betreffe."

„Mütterchen! wie vermögt ihr so abergläubisch zu sein!"

„Nennt es nicht abergläubisch, meine Kinder! Seht, schon ist es dunkel geworden, und zudem ist die Helme aus ihren Ufern getreten und rauscht mit ihren Fluthen über den Weg. Wenn ich Euch verlöre, und ich alte Wittwe dann auch kinderlos in der Welt stände — o! das wäre doch zu schrecklich."

„Mütterchen! Es ist ein kurzer Weg von hier nach Brücken, und schier unmöglich, daß uns auf diesem ein Unglück begegne. Zudem, wenn einmal ein Unglück vorfallen soll, so kann es uns eben so gut hier treffen. Die Decke dieses Zimmers kann einstürzen und uns erschlagen."

So sprach der Jüngere. Dann fügte der Aeltere noch hinzu: „Wer hat je einen Asseburger der Feigheit beschuldigen können? Und sollten wir die ersten sein, die den Muth der Ahnen verleugneten? Sollten wir, durch das Zerbrechen eines lumpigen Bechers, an den sich eine einfältige, vielleicht von irgend einem müßigen Mönche ausgeheckte Sage knüpft, eingeschüchtert werden, daß wir wie alte Weiber in den Winkel kriechen? Nein, Mütterchen, Du kennst Deine Söhne schlecht. Höre nur, wie Werthers muthige Rosse schon auf dem Hofe scharren und mit ungeduldigem Wiehern uns rufen! Ade, Mütterchen!"

Bei diesen Worten umarmte er seine Mutter und drückte den Abschiedskuß auf ihre Lippen. Der jüngere Bruder folgte seinem Beispiele, auch der von Werther empfahl sich, und alle drei stürmten die Stiege hinab, saßen im nächsten Augenblicke schon im Wagen,

der gleich darauf von den schnaubenden Rossen in gestrecktem Galopp über Wallhausens holpriges Pflaster dahingezogen wurde.

Wenige Augenblicke und das Städtchen lag hinter ihnen. Noch immer tobten die muthigen Rosse dahin und die Junkherrn freuten sich deß. Als aber jetzt die raschen Thiere dem Zügel des Lenkers nicht mehr gehorchten, als sie vom Wege ablenkten und auf eine Wiese hinüber eilten, als ihre Wildheit und ihr Ungestüm in jedem Augenblicke wuchs, und jetzt der Wagen dicht an dem hohen, abschüssigen Ufer der Helme dahinrollte — da wurde ihnen doch wunderbar zu Muthe und unwillkührlich erinnerten sie sich des zerbrochenen Bechers. Vergebens suchten sie die Pferde zu halten, endlich rissen selbst die Zügel — die Junkherrn empfahlen ihre Seele dem Höchsten. Näher und näher rollte der Wagen am Ufer dahin, jetzt über eine vom Wasser unterhöhlte Stelle. Der lockere Rasen senkte sich — Rosse und Wagen sanken in die Fluthen hinab, die von geschmolzenem Harzschnee furchtbar angewachsen waren.

Am andern Morgen sandte die Mutter, welche während der Nacht von fürchterlichen Träumen beängstigt war, nach Brücken, um Kunde von ihren Söhnen zu erhalten. Aber ehe noch der Bote zurückkehrte, brachten schon Landleute die von den Fluthen ausgeworfenen Leichen in ihr Haus. Noch ein Jahr lebte die trostlose Wittwe, dann trug man auch sie auf der Bahre an den Ort des ewigen Friedens. —

Die beiden unversehrt gebliebenen Becher von starkem gelblichgrünem Glase sind noch jetzt im Besitze Derer von der Asseburg. Der eine findet sich auf Hinneburg in Westphalen, einer der ältesten Besitzungen des Asseburgschen Geschlechts; der andere wird — wohl verwahrt und dreifach behütet — auf Burg Falkenstein im Unterharze aufbewahrt und hier gern dem wißbegierigen Fremden gezeigt.

L. Schöpfer.



28.

Lith. u. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Jena.

Jena.

Wer einen Weinberg am Jenzig und ein Haus am Markte und neun Acker im Felde und dreihundert Gulden im Kasten hat, der kann ein Bürger in Jena wohl bleiben.

Altes Sprichwort.

Geliebtes freundliches Jena! so oft ich auf deinen Bergen liege und hinabsehe in deine schweigenden Thäler, umspinnen mich liebliche Träume. Wenn die reinen Lüfte des Himmels mich umspielen, glaube ich Geistergrüße um mich säuseln zu hören und die dunklen Sagen der Vorzeit taumeln geharnischt aus zerklüfteten Felsen, oder hüpfen als Kinder des Friedens um meine sinnende Seele. Dann gehen alle Schmerzen vorüber und das seelenläuternde Bad der Erquickung überfluthet mich; ich fühle Flügel mich hinüberzuschwingen nach den leuchtenden Fernen, in die smaragdenen Gründe, in die Wellen der feierlich wandelnden Saale; aber nur mein Auge nimmt den gewagten, herrlichen Flug; nur die Phantasie flattert nach den verschleierten Fernen — dem schweren Körper gab Gott keine Schwingen!

O stelle dich herauf, Mensch, stelle dich auf den Gipfel dieser Berge, du wirst gleich mir zum seligen Schwärmer werden. Schauer und Wonne, Wehmuth und Jubel wechseln um dich in farbenbuntem Reigen. Ringsum zäunen sich Berge, die bald wie erstürmte, zerschmetterte Festungswälle emporstarren, bald wie emporgewirbelte Sandberge der Sahara. Aber dein Auge sieht weiter; lustige grüne Berghöhen tauchen empor, wie ferne Oasen; Rebengelände steigen terrassenförmig an ihrer Brust hinan; weiße, rothe und gelbe Häuserchen leuchten dazwischen wie bewimpelte Schiffchen auf sanftwogender Fluth. Unter dir breiten sich grüne Wiesenesplanaden zu fun-

kelnden Teppichen aus und die darauf gestickten dunklen Erlen scheinen vom Winde durchsäuselt darauf zu wandeln. Die Saale schleicht durch die Wiesen, eine blitzende Silberschlange; liebliche Dörfer schlingen sich als brennende Rubine durch das Grün, oder lehnen sich an rebenbepflanzte Berghöhen, wie Kinder an die Brust der liebenden Mutter.

Eine schöngebaute Chaussee führt von Weimar aus in die Stadt. Kötschau ist das letzte Dorf; von hier steigt der Weg höher und höher; ferne am Himmel heraufdunkelnde Berge steigen empor und plötzlich, ehe wir noch an den nähern Fußweg gelangt sind, der uns auf die Landstraße zurückbringt, öffnet sich uns ein Zauberpanorama und freudiges Entzücken durchpulst das ahnungsvolle Herz. Weit im Hintergrunde und doch so nahe vor uns liegt ein kleiner Theil von Jena; der Stadtthurm ragt zwischen den Bergcolossen auf und über ihm, neben ihm zur Rechten und Linken rollen sich bald kahle, farbenbunte, bald bewaldete Bergrücken empor. Wanderer! bleibe einen Augenblick hier stehen! Siehe doch, wie der Duft der Verklärung um die alte Stadt schwimmt, wie die starren Berge im Hintergrunde aufdämmern, vom mystischen Schleier geheimnißvollen Reizes umsponnen. Die Sonne will den Schleier zerreißen; aber es ist der Zauberduft der Ferne, über den sie keine Macht hat. Zur Rechten dämmern Kiefer- und Tannenwälder auf, zur Linken starre Felsenpyramiden; aber friedlich eingesenkt in die schmale Tiefe sehen wir den kleinen Theil von Jena wie einen heimlichen, vom heiligen Zauberworte halb aus der Tiefe beschworenen Schatz. Wandrer! halte noch eine kurze Rast! denn ehe du es denkst, ist der funkelnde Schatz wieder hinabgesunken in die jähe Tiefe und du suchst lange, lange vergebens wieder nach ihm. Ein Berglabyrinth umfängt dich bald mit seinen steinernen Armen, sobald du die berüchtigte Schnecke hinabgestiegen bist; vor dir beginnt es steil sich aufzugipfeln; Schauer des Alleinseins umgrausen dich in der felsenumgürteten Höhle — du stehst im Mühlthal. Nackte Felsenwände zur Linken, vom bleichen Schimmer trocknen Mooses überzittert, von Wasserschluften durchfurcht, gähnen dich an und nur zur Rechten dämmert dunkler Wald mit versöhnenden Schatten in die wasserzerspaltete Tiefe.

Nach und nach erst wird die Gegend freundlicher, je mehr wir uns um die Bergspindel herumwinden. Einiges Leben wird wach vom stürzenden Mühlwasser; aus grüner Baumumzäunung leuchten Mühlen mit ihren rothen Dächern. Wir sehen die Papiermühle, idyllisch hinter Linden und Fruchtbäume gelagert, terrassenförmig vor uns aufsteigen; über der Papiermühle gehen wir an dem ummauerten Fuß der mit Rebengeländen und weißen Häuserchen geschmückten Sonnenberge vorüber; zur Rechten dehnen sich Kornfelder und Wiesen in die Tiefe hinab, wo die Paraschkenmühle aus dem Grün heraufäugelt und versöhnt kommen wir an das Ende der Mauer.

Jetzt! — welche Ueberraschung! Der Zauberschatz, den wir auf der Kötschauer Höhe sahen — da liegt er wieder vor uns, blitzend im Glanze der Sonne und die alten Berge die Riesenwächter halten

schirmend Wache über ihn. Vor uns starrt der Hausberg auf mit der gewaltigen Fuchsthurmsäule; die grauen kahlen Kegelberge wenden ihre ernsten Gesichter zu uns und zur Linken wälzt sich der Jenzig auf, der zerschmetterte Vestungswall, sobald wir an der Oelmühle vorbei sind. Vor den Kegelbergen stolz wie ein König, der sich beschirmt sieht von sturm- und wettertrotzenden Mauern, hebt der Michaeliskirchthurm seine smaragdene Krone und unter ihm schmiegt sich ein feiler Sclave, der alte Thurm des Johannisthors und auch die beiden Gottesackerthürme des heiligen Johannes blicken aus freundlichem Grün herauf.

Bald umfängt uns das alte Johannisthor mit seinen dumpfen Geisterschauern; wir sehen den Eichplatz mit der heiligen Friedenseiche und am Ende der Straße hinter dem vorspringenden alten Burgkeller den gerade emporstrebenden achteckigen Absatz des berühmten Stadtthurmes. O, wie farbenvoll liegt die ganze Berggegend vor uns, wenn wir sie von der Höhe dieses Thurmes betrachten! Entzückentrunken fliegt der Blick von Ort zu Ort und weiß nicht, wohin zuerst, wohin zuletzt. Wie die Schwalben am Thurmfenster flattern, auf und ab, steigend und niederschießend — so unsre Blicke. Ringsum dehnt sich die vielgestaltete farbenbunte Bergkette und in der Mitte eines herrlichen Thales liegt die Stadt und ihre Arme strecken sich weit in das leuchtende Grün hinaus. Ueppige Wiesengründe breiten sich gegen Nord und Süd vor uns aus und das Dunkel der zahllosen Bäume, die sie bedecken, sticht wunderbar ab gegen das helle Smaragdgrün, auf dem sie stehen. Ha! jetzt läuft die Sonne über die Wiesen; da scheinen die Bäume zu leben auf dem Grunde und die Schlagschatten der Berge weben geisterhaft über der sonnigen Landschaft.

Im Osten malerisch emporgegipfelt mit seiner äußersten Spitze der Ziegenkoppe, steigt der Hausberg auf und der rothe Schimmer seines Scheitels mischt sich freundlich mit der dunkeln Farbe des Waldes, der seine linke Seite umschmiegt. An seinem Fuße zwischen Pappeln und Weiden hindurch schlängelt sich die Saale und braußt grollend durch die neun Bogen der Kamsdorfer Brücke. Wirbelnd drehen sich ihre Wogen zu Schaum; aber bald wird sie wieder ruhig; ihre erzürnte Stimme wird zum melancholisch verhallenden Wiegenliede und nun windet sie sich durch den herrlichen Gembdengrund, ringelt sich blitzend hinter Wiesenbäumen auf und verschwindet endlich in dem fernen verdämmernden Grün.

Hochthronend schwingt sich die Brücke über den Strom; wir sehen Kamsdorf, schwesterlich durch sie vereint mit der alten Stadt Jena.*) — Wenigenjena in hellgrünen Bäumen schlummernd, erinnert uns an Schiller, der hier nach langem schmerzvollen Harren

*) In Kamsdorf lebte eine Zeit lang Albrecht von Haller, der unsterbliche Sänger der Alpen und Herausgeber der Ruppeschen **Flora jenensis**.

den 20. Febr. 1790 mit seiner geliebten Charlotte getraut wurde. Hinter Wenigenjena rollt sich der ungeheure Jenzigwall auf mit seinem leise bewaldeten Gipfel; kahl abgeplattet gähnt seine vordere Seite in das Thal hinunter; aber seinen Fuß umgürtet ein Kranz von Bäumen und die Gembdenmühle klappert Leben hinauf in die starre Oede. Er streckt seinen ungeheuren rechten Rücken in gleicher Richtung mit dem linken des Hausbergs tief in den Hintergrund, wo dunkle Berghöhen dämmern; aber sein Rücken, der mit einzelnem Buschwerk bepflanzt ist, gleicht so dem Rücken eines stachlichen Meerungeheuers, das auf der Wasserfläche schwimmt. Farbenvoller schließt sich an den Jenzig der steile Gleißberg mit seinem halb kahlen, halb bewaldeten Rücken. Der Jenzig bildet mit ihm das berühmte Hufeisen und auf der vordersten Kuppe des Gleißbergs ragen die Trümmer der alten Kunitzburg geisterhaft in die Lüfte. Das verklärende Gold der Sonne umspinnt gerne die alte zertrümmerte Warte und während im Thale das abendliche Dunkel schweigend herniedergesunken ist, brennt die Warte gleich einem Pharus weit in das Land hinein. Da mag wohl manches Herz schon an eine verblühte Freude gedacht haben — an ein längst versunkenes Glück! Und tiefer im Hintergrunde liegt's im geheimnißvollen Dunkel. Die Dornburger Berge steigen empor, der Tautenburger Forst wirft dunklere Schatten herüber und zu beiden Seiten leuchtet der herrliche Thalgrund mit seinen baumreichen Wiesen, hingebreitet wie ein von der Feenhand der Natur in einer Stunde des Entzückens gewirkter Teppich. Und in dem Grün bettet sich manch freundliches Dörfchen still und heimlich. Da lehnt sich Kunitz malerisch an den Fuß des Gleißbergs; das Porstendorfer Gut von hohen Pappeln umgeben, Löbstedt das vielgelobte und Zwätzen, an dem der weiße Streif der Landstraße hingleitet, dämmern aus dem Grün empor. Nun steigen am linken Saalufer die einförmigen Höhen bei Porstendorf bis zum Jägerhause und Rauthale auf; im Nordwesten der Landgrafenberg mit seinem höchsten Punkte dem Windknollen, wo Napoleon in der Nacht vor'm 14. October 1806 bivouacquirte, mit dem ins Thal hereinspringenden Steiger und den gegen das Mühlthal gewendeten Sonnenbergen, die mit ihren fruchtbaren Weinanpflanzungen gar freundlich in das Thal herniederblicken. Gegen Westen zwischen dem Mühlthale und Ammerbacher Grunde sehen wir den oben bewaldeten Forstberg mit seinem nördlichen kahlen Vorsprunge, dem Tatzend und darunter schmiegt sich der Galgenberg mit seinen Feldern und Bäumen — ein buntgesticktes Polster. Gegen Südosten erheben sich die Höhen zwischen Ammerbach und Winzerle und endigen im Süden mit dem Rothenberge, auf dem das vielgepriesene Triesnitzwäldchen prangt. Lichtenhain, das bierberühmte, gleitet an der Brust des Berges auf und Winzerle, heimlich aus dem Grün hervorblitzend, zeigt sich unsern Blicken. Im Hintergrunde des Thales ragt die ferne Leuchtenburg empor und von ihr ziehen sich wellenförmige, waldbewachsene Höhen bis Schiebelau am Rande des Rodathales; stolz emporgegipfelt auf ihrer Muschelkalkinsel blickt die Burg auf das unter ihr liegende reiz-

geschmückte Kahla. Burgau, halb hinter Bäumen versteckt; der rothensteiner Kirchthurm und einige Gebäude von Maua blicken verstohlen aus dem Grün herauf. Auf dem rechten Saalufer im Südosten zwischen dem weiten Rodathal und dem schmalen Wöllnitzergrunde steht der Johannisberg mit der zertrümmerten Lobdaburg; aber wir sehen die Burg nicht; wir ahnen sie nur hinter den vorspringenden Wöllnitzerbergen. Vom Unterdorfe Wöllnitz steigt der bunte Thurm aus Baumeswipfeln auf und näher der Stadt starren die Kernberge uns an mit ihren gelben todtenblassen Scheiteln. An ihrem Fuße befinden sich die berüchtigten Teufelslöcher, wo Nachtgespenster dem um Mitternacht vorbeiwandelnden Menschen sich aufhocken und zwischen den Kernbergen und dem Hausberge öffnet sich nun das Ziegenhainer Thal.

Wer vermag aber das Einzelne zu schildern in seiner eigenthümlichen Lieblichkeit und Anmuth! Da liegt der Prinzessingarten mit dem aus Baumgruppen herausleuchtenden Griesbachschen Gartenhause, der botanische Garten, wo die Gewächse fremder Zonen blühen; der Pulverthurm reckt sich auf mit seiner geistergrauen Mauerkrone; die beiden Johannisthürme mit dem von Mauer und Bäumen umruhten Friedhof schimmern herauf und der alte Johannisthorthurm scheint die Straße heraufwandeln zu wollen mit seinen zwei Riesenbeinen. Das Paradies, durch das die Saale so feierlich wandelt, leuchtet wie eine Insel der Seligen; die Rasenmühle dämmert aus dunklem Grün herauf und die Saale braust dort donnernd über das Wehr. Ein Kahn schwimmt auf dem Strom; singende Flößer treiben ihre Floße durch die donnernde Wehrbrandung hinunter und Gesang der Studenten jubelt auf den Bergen und im Thale. Die Stadt selbst aber liegt da unten, als ein seine Flügel ausbreitender Adler, wie Adrian Beier verblümter Weise in seiner Chronika sich äußert.

Es ist wahr, die Bergumgebung gestattet keine ausgedehnte Fernsicht; aber desto mehr befriedigt das heimische grüne Thal, das gleichsam abgelöst von andern Ländern seinen heimlichen Sabbath zu feiern scheint. Es ist ein abgeschlossenes, bergumrahmtes Bild; aber ein Bild voll keuschen Reizes, worin Alles zu idyllischer Ruhe und Zufriedenheit sich vereinigt. Keine wandelnden Heerden lauten durch das Wiesenthal, keine Ziegen klingeln an den Bergen herauf und herab, keine Fabriken sprühen braunrothen Qualm in die Luft; keine Hammerwerke pulsen feierlich durch das Thal — nur die Ruhe sitzt hier auf stillem Throne, wie eine Friedenskönigin und die Farben führen um sie den bunten lockenden Reigen. Da kommen die Farben des Morgens still und heimlich hinter dem Berg herauf, blinzeln mit Sehnsuchtsblicken der Liebe nach den alten Berggreisen und schwingen sich dann zauberschnell herüber, ihnen eine Krone zu flechten von magischem Golde. Und der goldene Kronenschimmer geht hernieder in das noch träumende Thal; die Wiesen funkeln von den herabgefallenen Brillanten und aus der Saale schimmern sie herauf als strahlende Perlen. Dann kommen die Farben des Mittags und umspinnen die Höhen mit blaßgelbem Leuchten. Und die

dunklen Schlagschatten streiten mit ihnen in reizendem Kampfe. Die Farben des Abends aber kommen als reiner Purpur; da strahlen die alten Berge wie kerzenumloderte Altäre, auf denen der Nachtgott seine geheimnißvollen Opfer feiert uud in dem Thale ists stille und nur ein heimliches Rauschen wallt herauf zu den brennenden Altären — das Sehnsuchtslied der träumenden Saale. —

So schön auch die Umgegend vor unsern Blicken sich hinbreitet, so viel tausend Magnete sie bereit hält, uns fester an sich zu locken — wir müssen von unsrer einsamen Warte herabsteigen und die alte Stadt betrachten, ob auch sie uns fester ketten könne an ihre alterthümlichen verblühten Reize. —

Die Stadt selbst ist nicht schön. Hochgiebliche altmodische Häuser stehen vor uns und erinnern uns an die alte Zeit mit ihren bequemeren vielschichtigen Bauten; alte Thürme und Rundele, deren historische Wichtigkeit uns fremd ist, umgeben den Stadtgraben, bald als Ruinen, bald als neue Schöpfungen einer glücklichen Speculation. Vor allen aber repräsentiren das Johannisthor und der Pulverthurm die alterthümliche Würde Jena's. Ersteres, schon 1383 in einem Schenkungsbriefe von Markgraf Friedrich an das Nonnenkloster erwähnt, ist ein massiv viereckiger Thurm mit einer steinernen Haube, an dessen vier Ecken eben so viel abentheuerliche, komische Affengestalten hervorspringen. Außerdem ragt noch auf einer Seite des Thurmes ein erkerartiges Gehäuse heraus, das man den Käsekorb nennt und in früheren Zeiten lüderlichen Weibern zum Bet- und Bußkämmerlein gedient haben soll. Der Thurm soll den Namen „Philister" verursacht haben. Bei einem Streite nämlich der Studenten mit den Johannisthoreinwohnern hatten die Ersteren die Thorwächter Affenwächter genannt. Racheschnaubend verschwor sich darauf die Wache, rottete sich eines Abends zusammen und ein Student, der bei der ganzen Sache passiv geblieben war, fiel als Opfer. Der Generalsuperintendent Götze hielt darauf bei einem feierlichen Leichengange die Leichenrede über den Text: „Philister über dir!" (Richter 16, 20) und seit dieser Zeit wurde der Name Philister gehört, der bis in die neueste Zeit noch herüberdauert.

Nicht weit von diesem Thurme, am nordwestlichen Eck des Grabens steigt der Kaulichte- oder Pulverthurm auf. Ein starkes mit Schießscharten versehenes Rundel umpanzert ihn, der mit seiner spitzen Haube und der gewaltigen Brustwehr sich gegen die nordwestliche Seite neigt. In seinem Grunde ist eine tiefe mit einer Fallthür versehene, ausgemauerte Höhle, worin nach Beier die Uebelthäter an Seilen und Ketten hinabgelassen wurden. Wahrscheinlicher ist es, daß sie in Kriegszeiten zum Aufspeicherungsort für Pulver und andere Kriegsmunition gedient hat; wenigstens spricht der Name des Thurms dafür.

Gehen wir durch das alte Johannisthor hindurch, so gelangen wir in die schöne Straße gleichen Namens, wo links der Gasthof zur Rose und rechts der Eichplatz mit freundlicher Akazienumgebung vor uns steht. Der Eichplatz war durch Hinwegräumung der Brand-

trümmer vom 13. — 14. October 1806 entstanden. In der Mitte prangt die zur Friedensfeier im Januar 1816 gepflanzte Eiche. Freundlich umgürten die duftigen Akazien drei Seiten des Platzes und das frische Grün ruft uns jene herrliche — leider so bald verrauschte — Begeisterung in das Gedächtniß zurück. Schöne, große, bedeutungsvolle Zeit — du kehrst wohl nimmer wieder?! Vulkanisch brauste damals der mächtig donnernde Freiheitssturm durch alle Herzen. Stille liegt der Platz jetzt da und wo sonst Schlachtgesänge brausten, Vaterlandslieder hallten — schreien die Krämer jetzt, die marktschreierischen Lockvögel, und denken nicht, daß sie auf classischem Boden stehen! —

Doch wir gehen weiter! Ein wunderbar aufgeputztes, hochhinaufgegiebeltes Gebäude mit der Aufschrift: „Gloria in excelsis deo!“ nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist das Weigelsche Haus, das siebente Wunderwerk Jena's. Auf dem schon vier Stockwerke hohen Hause hatte der Mathematiker Weigel noch drei Stockwerke angelegt und darauf noch eine Art von Thürmchen setzen lassen, dessen Dach zurückgeschlagen werden kann. Die über einem Keller aufgebaute Treppe dreht sich um eine offene viereckige Spindel durch alle Stockwerke hindurch bis auf das Thurmdach. Wird dieses nun zurückgeschlagen, die hohle Spindel mit dunklen Tüchern behängt, so giebt die durch sieben Geschosse gehende Höhlung eine Röhre, durch welche man vom Keller aus den Himmel und bei Tage die Sterne zweiter und dritter Größe deutlich bemerken kann. In eben dieser Treppenspindel war ferner die Einrichtung gemacht, daß man vermittelst eines Flaschenzugs von einem Stockwerk zum andern ohne eine Treppe zu steigen, aufgehoben werden konnte. Durch eine hydraulische Maschine wurde ferner, sobald ein Hahn in der Wand des Zimmers geöffnet wurde, das Waschwasser hereingeleitet und dies in jedem Zimmer des Hauses. Und endlich brauchte man nur in ein trichterförmiges Gefäß ein Maaß Wasser zu gießen, so kam statt dessen aus einem andern mit einem Hahn versehenen Rohre ein Maaß Wein gesprudelt. Dies war die Weigelsche Kellermagd.

Manche dieser Anstalten sind noch vorhanden und das kupferblecherne Dach des Thürmchens leuchtet noch jetzt mit einem großen Knopfe aus dem Häusermeere herauf, wenn man auf einer Anhöhe stehend über dasselbe hinwegschaut. —

In der Ecke der Johannisstraße vor der Michaeliskirche sehen wir den alterthümlich vorspringenden Burgkeller und das alte wahre Sprichwort: Wo unser Herrgott eine Kirche hinbaut, da bauet der Teufel auch ein Wirthshaus daneben, findet hier seine vollste Bestätigung. Als Kaiser Karl V. den 24. Juni 1547 mit dem gefangenen Churfürsten Johann Friedrich durch Jena zog, logirte Letzterer auf dem Burgkeller, wo ihn auch seine Gemahlin und seine drei Töchter besuchten. Damals mußten gegen 20,000 Mann und gegen 400 Maulthiere in Jena untergebracht werden.

Majestätisch steigt hinter dem Burgkeller die alte Stadtkirche auf mit dem schönen runden Michaelisthurm.*) Adrian Beier, der die alterthümlichen Denkmale Jena's gerne in die früheste Urzeit versetzt, läßt auch diese Kirche vom thüringer Apostel Bonifacius gegründet sein; aber nach ihrer ganzen jetzigen Gestalt gehört sie sicher dem 15. Jahrhundert an. Die an der südlichen Seite des Thurmes befindliche Inschrift mit der Jahrzahl 1486 und die neben der sogenannten Mehlkammer vom Jahre 1472 geben dieser Ansicht vollkommen recht. Die Kirche besteht aus einem hohen, der Lage nach dreifachen, auf zwölf achteckigen Pfeilern ruhenden Gewölbe, deren Mittleres das breiteste ist. Sie formirt ein oblonges Viereck. Die Seitenmauern sind von außen mit achtzehn starken Strebepfeilern versehen, die bis hinauf reichen und an jeder langen Seite befinden sich zwei Doppelhauptthüren, die mit parabolischen Bogen, Nischen und andrem, dem altkatholischen Geschmacke angehörigen Schnitz- und Bilderwerk geziert sind. Die nach dem Kreuzplatze zugehende Thüre ist zur Linken mit einer tiefgehöhlten, schön ausgeschweiften Nische versehen, die in der Mönchszeit wahrscheinlich zur Schaustellung von verbrecherischen Nonnen bestimmt war. Die Wölbung der Thüre ist oben durch ein erkerartig herausspringendes Quadrat unterbrochen, das wahrscheinlich erst später angebaut wurde. Die hintere lange Seite zeigt dieselbe Abnormität und hier finden sich auch Spuren, die einen Verbindungsgang der Kirche mit dem alten Michaeliskloster verrathen. Gegen Mittag an der Thurmmauer steht der in Stein gehauene Erzengel Michael — der Patron der Stadt mit einer darunter befindlichen Denkschrift. Der erste Baumeister der Kirche soll nach mündlich fortgepflanzter Sage Christian Stromer geheißen und von einem der südlichen Pfeiler herab den Hals gebrochen haben, woselbst auch noch, so wie in der nördlichen, über dem sogenannten kleinen Chor befindlichen Decke sein in Stein gehauener Kopf und Arm zu sehen ist.

Das Innere der Kirche ist würdig. Bemerkenswerth ist besonders der Altar, der auf einem Kreuzgewölbe steht, unter welchem man mit Wagen wegfahren kann. An der rechten Seite des Altars steht das berühmte erzgegossene Lutherbildniß, welches Herzog Johann Wilhelm (1572) daselbst aufstellen ließ. Die untere Einfassung enthält eine Umschrift von Hieronymus Osius, des Inhalts, daß dies Bildniß gleich nach Luthers Tode in der Wittenberger Schloßkirche hätte aufgerichtet werden sollen; Kriegsdrangsale jedoch und die unselige Mühlberger Schlacht hätten es verhindert. Rund um das Bild sind viel lateinische Sprüchlein und Gedenkschriften; an der rechten Seite Luthers Wappen, ein Kreuz mit Rosen umgeben. Man erzählt, daß das Bild schwarz angestrichen worden sei, um den Werth

*) Er soll gerade einen Dreier weniger als die Ramsdorfer Brücke gekostet haben. Das ist Sage des Volkes.

der Masse zu verhüllen. Die jetzige Politur hat es erst seit der letzten Renovation der Kirche nach der Schlacht bei Jena erhalten. Gleich neben dem Bildniß befindet sich Bernhards II. schönes Epitaphium vom Jahre 1678 und im Schoose der Kirche selbst ruht Bernhard und seine Gemahlin Maria, Herzogin von Tremuille und der 1690 verstorbene Prinz Johann Wilhelm in zinnernen Särgen.

Merkwürdig ist noch das Nonnen- oder Michaeliskloster, das vorzüglich den Platz der heutigen Schulgebäude, einen Theil des Kreuzplatzes und der Schloßgasse einnahm. Wahrscheinlich ist es zu Anfang des 14. Jahrhunderts von den Gebrüdern Hermann und Albrecht von Lobdaburg zuerst gestiftet worden. Wenigstens finden sich noch von Weißenfels und Gotha aus datirte Bestätigungsbriefe vor; ferner war die erste Aebtissin des Klosters eine Schwester Hermanns und Albrechts von Lobdaburg-Leuchtenburg und in einer Urkunde endlich bezeichnen diese selbst das Kloster mit dem Ausdruck: nostre fundacionis. Bemerkenswerth sind die vielen Klagen über die schlechte und lüderliche Wirthschaft der Nonnen des Klosters. Denn trotzdem, daß es das reichste und am verschwenderischsten dotirte Kloster war, versetzten und verkauften die Nonnen ihre Güter, machten Schulden und trieben es so weit, daß im Jahre 1492 ihrer Viele in den Kirchenbann gethan und 1499 ihrer Mehre relegirt wurden. Wahrscheinlich ist es, daß man die Strafe der Relegation später auf die Studenten ausgedehnt hat, wenn sie gleich den Nonnen wirthschafteten. — Im Bauernkriege 1525 wurde das Kloster auf Befehl Churfürst Johannes und seines Sohnes Johann Friedrich aufgehoben und in eine Schule aufgelöst.

Die Schloßgasse führt uns von der Kirche aus nach dem Wilhelmsschloß, einem stattlichen Gebäude, das den Namen eines Schlosses nicht verdient. Auf dem Grunde des jetzigen stand früher ein Gleiches, in welchem Herzog Wilhelm der Tapfere mit der Kaisertochter Anna sein prächtiges Beilager feierte. Im Jahre 1659 wurde es nach vielen vorhergegangenen Veränderungen von Herzog Wilhelm IV. niedergerissen und auf dem Grunde desselben ein neues massives Gebäude errichtet. Die große von Weigel angegebene eisenblecherne, 63 Fuß hohe Himmelskugel zierte kurz darauf das Dach des Schlosses, wurde aber 1692 wieder abgenommen, unter dem Vorwande, daß die Kugel das Gebäude zu sehr beschwere. Diese berühmte Himmelskugel bestand aus einer hohlen Kugel von Eisenblech, auf welche die Sterne erster und zweiter Größe durch sternförmige Vertiefungen angedeutet waren. Sie hielt im Durchmesser über achtzehn hiesige Schuhe und war um ihre Are beweglich; außerdem war noch eine sphaera armillaris angebracht und an dem Thierkreis konnten die Planeten nach ihrem jedesmaligen Stand gerichtet werden. Herzog Bernhard baute darauf (17. Mai 1662) das übrige aus und ließ das jetzige Altanendach mit 12 Statuen in Riesengröße zieren, die 1718 herabgenommen wurden. Sie waren von festem Holz und stark versilbert; vier derselben stellten die Jahreszeiten, vier andre die Welttheile und noch vier andre die Elemente vor.

1806 wurde das Schloß von den Franzosen zum Lazareth gebraucht und Karl August widmete es nach eingetretener Ruhe der Aufstellung wissenschaftlicher Sammlungen der Universität.

Dem Schlosse schief gegenüber steht der historisch wichtige Gasthof zum schwarzen Bären. Als nemlich (den 3. März 1522) Luther über Jena nach Wittenberg ging, den Bilderstürmereien daselbst Einhalt zu thun, kehrte er im Gasthof zum schwarzen Bären ein. Denselben Tag waren auch zwei Schweizer in die Stadt gekommen, suchten eine Herberge und ward ihnen, da es Fastnacht war und viel Volks in der Stadt übernachtete, der schwarze Bär empfohlen. Daselbst finden sie Luther, ohne ihn zu kennen; denn der saß da im rothen Schäplein, bloßen Wamms und Hosen, ein Schwert an der Seite. Luther fragte sie viel und mancherlei, gab ihnen freie Zehrung und sagte beim Abschied: Wenn Ihr nach Wittenberg kommt, so grüßt mir Dr. Hieronymus Schurpfen! Und als die Schweizer nun nach Wittenberg kamen, sind sie bei dem Dr. Schurpfen eingekehrt und haben daselbst Martinum gefunden, worüber sie höchlichst erstaunt gewesen. (S. helvet. Almanach v. J. 1808; und Curiositäten Bd. I. S. 352). Als Luther einige Jahre später durch Bodensteins abweichende Lehren veranlaßt, in Jena predigte, zuerst in der Michaeliskirche und dann im großen Saale des alten Schlosses, hatte er (23. August 1524) im schwarzen Bären mit ihm eine Unterredung. Als sie aber nicht einig wurden, ergriff Luther ein Glas Wein, trank es ihm zu und gab ihm einen rheinischen Gulden, mit der Zusicherung, daß er ihn öffentlich widerlegen würde. —

Einen reizenden Anblick gewährt der Marktplatz zu Jena mit dem am südwestlichen Eck aufsteigenden Rathhaus. Es ist ein alterthümliches Gebäude von zwei massiven Etagen, auf welchen in der Mitte ein thurmartiger Erker von 1½ Stockwerken sich erhebt. An dem Thurme war sonst das berüchtigte Uhrwerk, das zu einer lächerlichen Ableitung des Namens Jena geführt hat. Ueber dem Zifferblatte nämlich schaute ein metallener Kopf hervor, der, so oft die Uhr schlug, den Mund weit aufsperrte, als ob er gähne. Eine an der rechten Seite des Zifferblatts befindliche Figur hob aber eben so oft einen vergoldeten Apfel und schlug auf den gähnenden Mund, während auf der andern Seite ein singender Engel ein Notenbuch in die Höhe hob. — Der große offene Rathhaussaal war früher der Vereinigungspunkt der berathenden Mitglieder des städtischen Raths und sah viel lustige feierliche Bankette, so das berühmte bei der Einweihung der neuen Akademie. Und der Markt, auf dem jetzt die Studenten Kaffee trinken, war er früher nicht der Tummelplatz reger Begeisterung? Zweikämpfe wurden daselbst ausgefochten und der Vater des Streitenden rief sein: „halt dich wacker, mein Sohn!" vom Fenster dem Sohne zu. Nächtliche Schlachten und Raufereien mit den Schnurren wurden geschlagen, brausende Vaterlandsgesänge gesungen.

Gehen wir um das alte Rathhaus herum, so gelangen wir in die Collegiengasse, wo das alte Pauliner Mönchskloster, die jetzige

Collegienkirche, steht. Beier setzt die Gründung desselben in das Jahr 1286 und nennt als Stifter einen Herren zu Leuchtenberg. Die Mönche des Klosters sollen viel gequacksalbert und ihren Rechnungen nach viel Trinkgelder für Geschenke an Kuchen und Torten aus dem Nonnenkloster bezogen haben. Die jetzige Collegienkirche ist ein einfaches hochgewölbtes Schiff. Bis zur Hälfte der Länge ist sie mit einem hallenartigen Anbau versehen, welcher mit der Kirche selbst vermittelst hoher parabolischer Bogen communicirt. Sagittarius († 9. März 1694) hat über sie eine Monographie herausgegeben, unter dem Titel: Momenta historica et Monumenta templi Jenensis academici 1690 und 1720.

Das Karmeliterkloster in dem westlichen Theil der Löbder Vorstadt (wo jetzt der unscheinbare Gasthof zum gelben Engel steht) ist wohl im Anfang des 13. Jahrhunderts gegründet worden. Nach einer Urkunde vom Jahre 1418 fällt die Stiftung desselben in dieses Jahr und nicht, wie Beier aus einer alten Inschrift herausgrübeln will, in das Jahr 1319. Im Bauernkriege 1525 hatte das Kloster ein trauriges Schicksal; die Mönche wurden theils fortgeschleppt, theils verjagt und das aus dem Verkauf der Effecten gelöste Geld wurde dem bei Mühlhausen im Lager stehenden Contingent zugeschickt. — Im Jahre 1553 wurde ein Theil des Klosters dem vertriebenen Bischof von Amsdorf eingeräumt, der mit Hülfe des M. Georg Rorarius die erste hiesige Ausgabe der lutherischen Schriften besorgte. Im 30jährigen Kriege 1612 ließ Moncado das Gebäude demoliren und im Jahre 1666 wurden die Steine des Klosters zur Wiederherstellung der im Jahre 1687 von dem schwedischen Major Stahlhans abgebrochenen Schwibbogen der Kamsdorfer Brücke verwendet. —

Viel älter noch als diese Klöster ist die uralte kleine sogenannte Johanniskirche. Sie steht an einem Bergabhang, auf dem ummauerten Friedhof der Stadt und ist eine der ältesten Kirchen in Thüringen. Außen an der Kirche, über der Nische, in welcher noch das Haupt Johannis in Stein gehauen zu sehen ist, befindet sich ein sehr altes Denkmahl mit der Inschrift:

Hy lit Vrow Jutte Selberz der Got gn. 1397.

Sie ist seit zwanzig Jahren wieder hergestellt und der katholischen Gemeinde eingeräumt worden. Dicht über ihr steht die neuere Gottesackerkirche mit einem schönen Thurme, wie ein ungeheurer Leichenstein unter so viel tausend kleineren. Sie wurde erst im Jahre 1693 vollendet.

Zu erwähnen sind noch das Löbderthor, von dem jetzt keine Spur mehr da ist und der merkwürdige alte Thurm am südöstlichen Eck des Stadtgrabens hinter dem Fechtboden, der sogenannte neue Thurm. Von der steinernen Brücke am Löbderthore erzählt man folgende Sage:

Ein reicher und vornehmer Ehebrecher, dem das Todesurtheil von den Richtern gesprochen war, machte sich aus Furcht vor dem

Tode verbindlich, statt der ehemals hölzernen Brücke eine steinerne auf seine Kosten herstellen zu lassen. Die Richter schenkten ihm hierauf das Leben und zum Andenken an diese Begebenheit ließ der Verbrecher seinen Kopf an einem bei der westlichen Seite der Brücke befindlichen Loche einmauern. —

In dem sogenannten neuen Thurme soll Herzog Wilhelm der Tapfere während des Bruderkriegs (1451) eine starke Besatzung gehalten und mit dieser Ausfälle auf die Dörfer Amerbach, Burgau und Winzerle gemacht haben, wie zu lesen im hallischen Machtspruch wegen der Landestheilung der beiden Brüder.

Wir finden an diesem Thurme noch eine alte sehr verblichene Inschrift, die bisher unentziffert geblieben ist. Der Professor Müller las daran die Jahreszahl MCCCCXXX. und folgende lateinische Schrift:

> anno ab incarnacione domini MCCCCXXX di cineris incepte sunt. Structure turris emundacio fossarum ac refirmacio municionum cum ceteris structuris. annexis. per civitatem a tempore predicto usque festum michaelis pro extensione ac municione ac reliquorum adjutorio facte et finite sunt.

Beier erzählt, es habe ein vornehmer Studiosus vom Graben aus diese Inschrift entziffern wollen; da sei ein beladener Esel an ihm vorbeigerannt und habe ihn in den Stadtgraben geworfen, worauf der unvorsichtige Esel im Jahre 1619 auf 99 Jahre relegirt worden sei. —

Außer diesen Thürmen und Klöstern verdienen mehre neuere Anstalten vollgültige Erwähnung; so die Universitätsbibliothek, die ihre erste Gründung durch Johann Friedrich den Großmüthigen erhalten hat. Sie enthält viel werthvolle Handschriften, mehre Antiphonaria auf Pergament, viele französische Manuskripte aus der Bibliothek Karls des Kühnen von Burgund, eine Handschrift der Briefe des Petrus de Vineis, die berühmte Handschrift der Minnesinger mit alter Musik und eine auf Pergament gedruckte mit Cranachschen Holzschnitten und einem eigenhändigen Gemälde L. Cranachs geschmückte Bibel (Wittenberg 1541), die treueste Begleiterin des Churfürsten Johann Friedrich in Freud und Leid, im Frieden und im Feldlager. Jena besitzt ferner ein physikalisches Kabinet, worin manche Reliquien vom Naturforscher Goethe sich befinden, eine Lehranstalt für Chemie unter Döbereiners Leitung, eine Sternwarte, die durch Schillers Aufenthalt historische Bedeutung gewonnen hat, ein pharmaceutisches Institut, ein zoologisches und osteologisches Kabinet, worin sich ein vor mehren Jahren bei Romstedt, einem bei Jena liegenden Dorfe ausgegrabenes, sehr altes menschliches Scelett befindet, das man für das eines Wenden gehalten hat. Außerdem ist der botanische Garten, der seit 1794 besteht und durch seine reizende Lage sich auszeichnet, einer Erwähnung werth und endlich das auf einem alten Stadtrundel aufgebaute anatomische Museum.

Es bleibt uns nun noch übrig, Jena's Geschichte vom frühesten Beginn der Stadt zu schildern; doch sei es mir erlaubt, schnell hinwegeilen zu dürfen über die in Dunkel gehüllten Tage der Kindheit Jena's und aus der großen verworrenen Masse der Ereignisse, deren innerer Zusammenhang uns oft nicht ganz deutlich ist, besonders jene verhängnißvollen Tage der Stiftung der Akademie herauszuheben.

Die Wiegenzeit Jena's ist mit verhüllenden Schleiern umwoben. Die Urkunden der frühesten Periode sind verloren gegangen im Plünderungsbrand des dreißigjährigen Krieges. Ein Lichtstrahl scheint gegen das Jahr 1004 durch das geschichtliche Dunkel zu leuchten. Aeltere Annalisten nämlich erwähnen, daß in diesem Jahre Markgraf Eccardt I. nach seiner Ermordung bei Poleda in der Kirche von Jena beigesetzt worden sei. So schlagend jedoch diese Nachricht auch für die damalige bedeutungsvolle Existenz Jena's sprach, um so sicherer vernichtete ein später aufgefundenes Fragment des Annalisten Saxo, worin er nicht unser Jena, sondern das sogenannte Naumburger Teutsch-Jena als den Ort der Beisetzung nennt, die vermeintliche Wahrheit der ersten Ansicht.

Sicherer sind die späteren Facten. Im Jahre 1140 starb Wilhelm IV., Pfalzgraf am Rhein und Graf von Orlamünde und Weimar. Da er keine Nachkommen hinterließ, fiel Orlamünde und Weimar an den Markgrafen von Brandenburg, Albert den Bär, einen Sohn Otto's, Grafen von Ballenstädt, und Jena kam an die edlen Herren von Lobdaburg, denen damals schon ein reiches Ländergebiet gehörte. Diese theilten sich bald in verschiedene Linien, von denen die von Lobdaburg-Arnshaug den Grafentitel führte. Die von Lobdaburg, Lobdaburg-Leuchtenburg, Lobdaburg-Burgau und Lobdaburg-Elsterberg nannten sich Herren. Leuchtenburg war im Besitz der Hälfte von Jena und Arnshaug und Elsterberg jede im Besitz eines Viertheils. — Nach dem Tode Otto's (1288), des letzten Sprossen der Arnshaugischen Familie, machten seine Wittwe Elisabeth und deren Tochter gleichen Namens Ansprüche auf die Arnshaugischen Besitzungen und auf den vierten Theil Jena's. Dem aber widersetzten sich die andern Linien und es wäre zum bitteren Streite gekommen, hätte nicht Albrecht, der Unartige, Landgraf in Thüringen, die Wittwe Otto's zu seinem Ehegemahl genommen und sein Sohn Friedrich mit der gebissenen Wange deren Tochter die reizgeschmückte Elisabeth geheirathet (1301). Durch diese Heirath gewann Friedrich den vierten Theil von Jena und dessen Sohn, Friedrich der Ernste, Markgraf zu Meißen, kaufte später die noch übrigen an Schwarzburg verpfändeten Artikel von Albrecht und Johann von Leuchtenburg hinzu. Friedrich des Strengen drei Söhne, Friedrich, Wilhelm und Georg verwalteten darauf Jena in gemeinschaftlicher Ruhe und Energie. Sigismund, Friedrich des Streitbaren Sohn, empfing in der Theilung vom 4. Januar 1436 Jena und sein tapfrer Bruder Wilhelm Burgau, Lobeda und Lobdaburg. Sigismund aber wurde aus hoffnungsloser Liebe zu einer Nonne des Klosters Milden-

furt Geistlicher, deshalb gefänglich eingezogen und darauf Bischof zu Würzburg.

Bis hierher reicht das goldene Zeitalter Jena's. Edle Fürsten führten Tage der Ruhe und des Glücks über ihre Unterthanen herauf; aber mit Sigismund ging der schöne Stern der Ruhe unter und Zeiten des Elends schauern herein in die reizgeschmückten friedlichen Marken. Bruderzwist steigt auf den Thron, schürt Mordbrände und schleudert brennende Fackeln in Dörfer und Städte.

Die neue Theilung der sächsischen Lande zwischen Kurfürst Friedrich dem Sanftmüthigen und Herzog Wilhelm dem Tapfern — in welcher Jena dem Letzteren zufiel — hatte nicht zu einer friedlichen Vereinigung beider Brüder geholfen, vielmehr die Erbitterung derselben so hoch gesteigert, daß ein offener Kampf auf Leben und Tod zu erwarten stand. Ihre beiderseitigen schurkischen Räthe wußten klüglich diese Entzweiung mehr und mehr zu schüren — und die Schranken des beiderseitigen Mordstreites waren geöffnet! Der Tag eines fröhlichen Festes gab das Signal zum Ausbruch. Es war der 20. Juni 1446, als Wilhelm sein Beilager feierte mit der frommen Tochter Albrechts II., Anna. Eine ungeheure Menschenmenge wogte nach Jena und gegen drei tausend Pferde allein von all den wackern Grafen und edlen Herren suchten in Jena Platz. Und ruhig ging der erste Tag vorüber. Den andern Tag aber, da die Gäste beim Weine saßen, kam urplötzlich die Nachricht, Kurfürst Friedrich sei in die Besitzungen von Wilhelms Rath, Apel von Vitzthum zu Roßla gefallen, und plündre dieselben gleich einem kühnen Räuber. Da sprangen Alle entsetzt auf; das fröhliche Hochzeitsfest ward zum rasselnden Waffengetümmel; schnell wurden die vorräthigen Speisen vertheilt, vieles in die Saale geworfen und nun stellten die wackern Grafen unter ihrem tapfern Führer dem Feinde Widerstand entgegen in der wohlummauerten Veste. Schreckliche Plünderungen begannen; blutige Feuerfahnen leckten über Dörfer und Städte und was der eine Theil dem andern geschadet, suchte dieser wieder mit desto tieferer Scharte auszuwetzen. Vom sogenannten neuen Thurme brach Wilhelm öfters mit starker Besatzung nach Burgau ein, plünderte es und steckte die umliegenden Dörfer in Brand. Ja, der 15. Juli des Jahres 1450 sah in der Umgegend von Eckardsberge gegen sechzig Dörfer in Feuer und Flammen lodern. Aber dies war die Marke des Elends! Die Brüder schlossen (1451) einen Vergleich zu Naumburg, der später die Verjagung der beiden elenden Räthe zur Folge hatte, und Tage der Freude kamen wieder über das schwergeprüfte Land. Wilhelm war ein edler Fürst, obschon die Geschichtschreiber ihm viele Fehler andichten; er war ein Mann von Kraft, sobald es galt, sie zu zeigen, ein Mann voll heiliger Liebe für die Religion, sobald es galt, ihr einen Dienst zu leisten. Aus diesem Grunde unternahm er auch den 7. April 1461 mit einem Gefolge von 98 Personen eine Reise nach Jerusalem, von der er den 7. October desselben Jahres wieder zurückkehrte. Er starb den 18. September 1482. Da er keine erbfähige Descendenz hinterließ, so fiel bei der erblichen

Landestheilung im Jahre 1485 zwischen dem Churfürsten Ernst und dem Herzog Albrecht, Jena an Letzteren, dem Sohne seines Bruders. Aber bald darauf wurde bei einer zweiten Theilung das Amt Jena dem älteren Bruder Ernst zuerkannt, der jedoch schon ein Jahr darauf aus Gram über diese neue Theilung starb (26. August 1486). Sein Sohn, Friedrich III. (der Weise) übernahm die Regierung. Er räumte zugleich seinem jüngeren Bruder Johann einen gewissen Antheil an der Regierung ein, welcher sich besonders auf das Churfürstenthum Coburg und die Besitzungen in Thüringen erstreckte. —

Die berüchtigte Bauernrebellion sprühte auch nach Jena die glühenden Funken des Aufruhrs. Wiedeburg sagt:

„Dieser unglückliche Aufruhr, dessen Scene im vorigen Jahre Horria und Cloßka in Siebenbürgen wiederholten, wüthete auch in hiesigen Gegenden und hatte die traurigsten Folgen. Selbst einige hiesige Einwohner hatten sich zu den Aufrührern gesellt und verlangten die Abstellung des Bier- und Weinzehnden. Luther selbst und Melanchthon und Creuziger welche sich dazumal einige Zeit hier aufhielten, predigten gegen diese Aufrührer, zum Theil mit gutem Erfolg; gleichwohl wurde es nicht eher Ruhe, bis mehrere der Anführer auf hiesigem Markt enthauptet wurden."

Und ihr Blut — setzt Adrian Beier hinzu — floß gleich einem Bächlein vom Markte beim Röhrkasten. —

Churfürst Johann Friedrich der Großmüthige, der Sohn des den 16. August 1532 gestorbenen Johann des Beständigen, besaß nicht die ruhige Weisheit seiner Vorgänger. Im schmalkaldischen Kriege war er Karls V. heftigster Gegner, wurde aber in der Schlacht bei Mühlberg an der Elbe (21. April 1547) geschlagen und gefangen. In dieser Zeit dachte er darauf, eine neue Universität zu gründen und Jena, sein Lieblingsort, schien ihm zum Sitz derselben geeignet. *) Als Kaiser Karl V. (den 30. Juni 1547) mit ihm durch Jena zog, hatte er eine kurze Unterredung mit seinen drei Söhnen über die Einweihung der neuen Akademie. Darauf wurde Melanchthon von Weimar, wo er sich damals aufhielt, als Professor der Theologie und Philosophie nach Jena berufen. Er nahm auch den Ruf an; spätere Religionsstreitigkeiten aber verleideten ihm das Leben daselbst und er lehnte den Antrag ab. Damals entstand das bekannte Sprichwort:

„Wo Melanchthon ist, da ist Wittenberg."

Nach Melanchthons Entfernung wurden alsbald zwei andere Männer berufen, Johann Stigel aus Friemar bei Gotha und Victorin Strigel aus Kaufbauern in Schwaben. Der 19. März war der Tag der Weihe. Die beiden Lehrer hielten in Gegenwart der

---

*) Daß bereits im Jahre 1547 die Stiftung der hiesigen Academie im Werke war, geht aus einem Schreiben Melanchthons an Johann Stigel vom 18. Oct. 1547 hervor, worin sich derselbe wundert, daß der Churfürst in solcher Unruh und Gefahr noch an die Errichtung einer Academie denken könne.

drei Söhne des Churfürsten und des Bischofs von Amsdorf zwei Reden und das Paulinerkloster wurde zum Pädagogium oder Collegium bestimmt. Die Bibliothek des gefangenen Churfürsten kam am 14. Juni desselben Jahres nach Jena und wurde dem öffentlichen Gebrauche Preis gegeben. —

Nach fünfjähriger Haft kehrte endlich der Churfürst in seine Erblande zurück. Die Reise ging über Nürnberg und Bamberg nach Coburg, wo ihn sein Bruder Herzog Johann Ernst empfing und seine Gemahlin, nebst Herzog Johann Friedrich dem Mittleren; von da über Saalfeld nach Wolfersdorf, das seitdem „die fröhliche Wiederkunft" heißt. Von hier zog er auf die Wölmisse, wo er früh mit seinem Hofe jagte und in dem dabei gelegenen Thale an der Penickenquelle, die seitdem der Fürstenbrunnen heißt, speiste. Nachmittags 4 Uhr trat er unter dem Geläute aller Glocken und von dem tausendfachen Glückwünschungsjubel der Bewohner in die Stadt ein. Vor dem Fürstenkeller versammelte sich die ungeheure Menschenmenge. Daselbst standen die Geistlichen, die Professoren und Studenten, die Lehrer mit den Schülern. Das schöne Lied: „Herr Gott dich loben wir" wurde in Wechselchören gesungen und die Berge um Jena leuchteten von Feuern und strahlten als große Freudensonnen in das Thal. Und bei dieser Gelegenheit soll der Churfürst zu Lukas Kranach, der neben ihm saß, gesagt haben, auf die Studenten hindeutend: „Siehe! das ist Bruder Studium!"

Das Jahr 1557 krönte endlich das herrliche Werk der neuen Stiftung. Ferdinand bestätigte die Universität und 1558 fand die Einweihung statt. Nachdem am 1. Februar die drei Herzöge nebst vielem Gefolge*) einen feierlichen Einzug gehalten hatten, versammelte sich das Corpus academicum, das gegen 600 Personen stark war, in dem Kollegium und holte unter dem Geläute aller Glocken und Trompeten- und Paukenschall die Herzöge und ihren Hof in die herrlich aufgeschmückte Stadtkirche ab. Die drei Herzöge von Sachsen und der Fürst von Henneberg standen am Altar; links der akademische und städtische Senat. Herzog Johann Friedrich der Mittlere eröffnete die Feierlichkeit mit einer lateinischen Rede über die Wichtigkeit und Bedeutung des Tags; darauf las der fürstliche Rath Dr. Petrus Breme das kaiserliche Privilegium vor und der Herzog setzte dann seine Rede besonders an den Rector und die Academie fort. Als sich der Herzog niederließ, trat der Kanzler Brück auf und hielt eine deutsche Rede über dasselbe Thema und überreichte dem Rector Schröter die vorgelesenen Privilegien der Universität. Hierauf

---

*) Unter den fremden Gästen befanden sich Georg Ernst Graf zu Henneberg, die Grafen Georg von Gleichen auf Tonna, Ludwig und Carl von Gleichen, Herrn zu Blankenhain, Sigismund, Burggraf zu Kirchberg, Friedrich, Graf zu Brichlingen, Paul Martin von Polheim und viele andere.

erhob sich der Bürgermeister Andreas Burkhardt und überreichte dem Rector einen goldenen Becher. Nachdem zuletzt noch Professor Stigel in einer weitläufigen lateinischen Rede von dem Nutzen und der Würde der Academie gesprochen hatte, wurde das Te deum laudamus unter Instrumental- und Vocalmusik gesungen, worauf der Zug auf das Rathhaus zurückging. Hier speisten die drei Herzöge mit sämmtlichen Professoren und den zwei Burgemeistern und dem studirenden Grafen Philipp von Nassau. Nach aufgehobener Tafel wurden auf dem Markte Turniere eröffnet, bei welchen Herzog Johann Wilhelm mehre Lanzen mit Christoph von Harßalt brach und ihn jedesmal aus dem Sattel hob. —

Aergerliche Streitigkeiten scheinen bald darauf die academische Ruhe aufzustören. Victorin Strigel und Illyrikus Flacius geriethen nämlich über die Frage in Zwist, ob der Mensch zum Guten mitwirken könne oder nicht. Flacius, durch seine Grobheit und Streitwuth bekannt, vertheidigte seine Ansicht mit hartnäckigem Starrsinn, so daß selbst das Volk in den Streit sich mengte und der Name Flez, der seitdem nicht wieder ex usu gekommen ist, als bezeichnendes Wort für einen groben Menschen aufkam. Alsbald ließ auch Johann Friedrich der Mittlere eine Schrift abfassen gegen die beiden Wortklauber und befahl den Geistlichen des Landes, diese neue Schrift nach der Predigt dem Volke vorzutragen. Der Superintendent Hügel dagegen verfaßte mit Strigel eine neue Schrift gegen die herzogliche Verordnung und zwang den Herzog bald darauf, sie am Osterfeste den 27. März 1559 durch 300 Mann gefänglich einziehen zu lassen. Erst ward ihnen die Leuchtenburg und später der Grimmenstein zur Haft angewiesen. Doch wurden sie bald darauf wieder frei gelassen. Den 2. — 8. August des folgenden Jahres ließ der Herzog ein Colloquium ausschreiben im Schlosse zu Weimar. Einen halben Tag lang wurde gestritten, bis endlich Flacius durch die Meinung, daß die Sünde keine Accidenz, sondern Substanz sei, ohne Weiteres für überwunden erklärt wurde. Aber widerrufen wollte er dennoch nicht und an seiner Hartnäckigkeit scheiterte jede Bitte, jeder Befehl, jeder Zwang. Er wurde am 10. December mit seinem Genossen Paul Wigand seines Amtes entsetzt und sein Haus auf Anhetzen des Dr. Strigel das Jahr darauf von den Studenten demolirt. —

Johann Friedrich des Großmüthigen ältester Sohn, Friedrich II. oder Mittlere hatte nach der Gefangenschaft seines Vaters die gemeinschaftliche Regierung für sich und seine jüngeren Brüder angetreten, bis der Vater aus seiner Haft zurückkehrte. Nach dessen Tode aber regierte er mit seinen Brüdern, Johann Wilhelm und Johann Friedrich III. gemeinschaftlich. Letzterer starb jedoch schon 1665 den 31. October zu Jena; der älteste Bruder aber wurde durch den tückischen Kanzler Brück in die Grumbachschen Händel verwickelt, in die Reichsacht erklärt, am 15. April 1567 von Gotha nach Wien abgeführt und ist am 9. Mai 1595 zu Steier in Oberöstreich gestorben. Darauf erhielt Johann Wilhelm Weimar, Jena, Orlamünde, Altenburg u. s. w. Die Universität Jena blieb gemeinschaftlich. — Sein Enkel

Wilhelm hatte seinen vier Söhnen testamentlich vier Fürstensitze zu Weimar, Eisenach, Markſuhl und Jena zuerkannt. Der jüngste, Bernhard, (geb. 21. Februar 1638) der sich damals in Paris befand, und im Begriff war, mit Maria von Tremuille, Tochter des Herzogs Heinrich zu Thouars in Frankreich (geb. den 16. Jan. 1632) sich zu verloben, vollzog auf die Nachricht vom Tode seines Vaters die Verlobung (10. Juni) und eilte dann allein nach Deutschland, um sein Erbe in Empfang zu nehmen. Bei der darauf erfolgten Theilung der Erblande erhielt Johann Ernst Weimar, Adolf Wilhelm Eisenach, Johann Georg Markſuhl und Bernhard Jena mit Burgau und Lobeda. Als aber bald darauf Adolf Wilhelm (1668) zu Eisenach und (1672) der letzte Prinz Friedrich Wilhelm zu Altenburg an den Blattern verschied, eilte Bernhard unverzüglich nach Altenburg, schnitt vor Notaren und Zeugen aus der inneren Thüre des fürstlichen Mittelgemachs auf dem Schlosse daselbst einen Spahn heraus und erklärte sich so zum Herren des Landes. Da aber auch Gotha Ansprüche machte auf Altenburg, so wurde ein gütlicher Vergleich daselbst errichtet, in welchem die Aemter Dornburg, Allstädt, Roßla, Bürgel u. s. w. dem Gesammthause Weimar zugesprochen wurden. Darauf theilten die drei Brüder ihre Lande.

Im Jahre 1678 erkrankte Bernhard an einem hitzigen Fieber und starb den 3. Mai desselben Jahres. Er liegt in der Michaeliskirche begraben. Seine Wittwe folgte ihm schon den 24. August 1682 und seine Tochter die Prinzessin Charlotte Marie verheirathete sich (1. November 1683) im vierzehnten Jahre ihres Lebens an Herzog Wilhelm Ernst zu Weimar. Sie starb im Jahre 1705 zu Tonna bei Gotha, 34 Jahre alt, nachdem am 23. August 1690 ihre Ehe mit Wilhelm Ernst getrennt worden war. Der Prinz Johann Wilhelm, (geb. den 28. März 1675) bezog im dreizehnten Jahre die Universität Jena, starb aber daselbst, der letzte Sprosse seiner Linie, den 4. November 1690 an den Kinderblattern, im funfzehnten Lebensjahre. Ueber der Gruft im hohen Chore neben Luthers metallenem Bildniß befindet sich Bernhards schönes Epitaphium. —

Mit dem Tode Herzogs Johann Wilhelm war die Linie Sachsen-Jena erloschen und der Jenaische Erbtheil fiel an Weimar und Eisenach. Weimar nahm sogleich die Hälfte in Beschlag; aber ein Vergleich vom Jahre 1683 hatte Eisenach ein Sechstel mehr als die Hälfte zuerkannt und Georg von Eisenach sträubte sich daher mit vollem Recht gegen diese kecke Besitznahme. Doch wurde er in einem Vergleich vom Jahre 1691 zufrieden gestellt. — Herzog Johann Georg von Eisenach hatte einen jüngern Bruder, Johann Wilhelm (geb. 1666) dem Jena's Antheil zufiel. Er machte auch Jena zu seiner Residenz, verlegte sie aber nach des Bruders Tode wieder nach Eisenach. Als am 26. Juli 1741 die Linie Eisenach endlich mit Herzog Wilhelm Heinrich zu Ende ging, fiel Jena an Weimar, mit dem es noch jetzt vereinigt ist.

Und hiermit beschließe ich die Geschichte Jena's.

Du aber, schönes gesegnetes Land, sei mir gegrüßt mit vollem Gruße. Wie du in mein Herz tratst, herrlich schön, wie eine reizgeschmückte Geliebte, so hab' ich dich schildern wollen. Ob mir's gelungen — ich weiß es nicht! Oft erlahmt der Wille an der That und was man so herrlich im Busen fühlt, kann man oft nicht herausgeben — es bleibt darinnen still und heimlich, wie eine Perle im tiefen Meere. Aber das fühle ich, daß du, geliebtes Jena mit deinen Bergen, Hügeln und Gründen mir oft den Kummer aus der Seele riesst, daß in deiner Schöne meine Schmerzen verflogen, wie Thau des Morgens vom wärmenden Kuß der Sonne. Und das danke ich dir! Viel Stürme hast auch du erlitten; Kriege wüsteten in deinem Schooße; aber immer wieder ging der Stern des Friedens über dir auf; edle Fürsten umgürteten dich mit starkem weisem Schutze und was das Schicksal dir zufügte, vergüteten sie dir mit tausend Segnungen. In deinen Mauern ging ein strahlendes Licht auf; das Licht verbreitete sich flammend durch viele Länder, du wardst eine berühmte, eine weitgenannte, hochgepriesene Stadt. Geistgewappnete Männer traten in dir auf, der Jugend Lehrer und Väter; die Begeisterung für Vaterland und Geistesfreiheit sprang hervor aus deinen Mauern, eine mit Helm und Schild gewappnete Minerva.

Sei gesegnet, du mein reizendes Jena! Die Aurora der geistigen Freiheit leuchte heller und heller in deinen Thälern. Brauset, ihr Vaterlandsgesänge noch oft auf Bergen und im Thale, durchflammt gefühlvolle Herzen mit Himmelsfeuern der Begeisterung und rüttelt theilnahmslose Herzen aus begeistrungsleerem Taumel.

Ihr aber, meine theuren Brüder alle, die Ihr mit mir Jena Eure zweite Heimath nennt, seid herzlich gegrüßt! Preist Euch glücklich, daß Ihr auf Jena's Bergen frei sein und jubeln und jauchzen könnt, freut Euch der schönen Jahre Eurer Jugend, reißt Euch los, wenn die Natur Ihre reichen Zauberschätze lockend vor Euch hinbreitet, reißt Euch los vom Staube der Pandecten und der alten trocknen Kirchenväter, von starren Schädeln und Gebeinen, eilt hinaus in die ewigreiche Natur und schlürft an ihrer reinen Ammenbrust den Lebensnectar. Die Natur ist Alles! sie ist Freiheit, Seligkeit — sie ist Gott!

Theobald Buddeus.

Oldisleben.

Wenn man die Straße von Frankenhausen nach Cölleda verfolgt, eine halbe Stunde von dem herrlichen Punkte, wo die Sachsenburg den Engpaß bewacht, durch welchen sich die Unstrut drängt, um ihren Lauf in die gesegnete goldene Aue zu nehmen, sieht sich der Wanderer freundlich und wirthlich von dem Flecken Oldisleben überrascht. — Zwar steht ihm bei dem Eintritt in der Nähe nicht sogleich etwas entgegen, was ihn als Alterthums- und Geschichtsforscher fesselt, aber sein Blick wendet sich rechts aufwärts über die in der Sonne hell schimmernden vielen neuen Ziegeldächer hinan, wo von einem sich ziemlich steil erhebenden Sandsteinberge graue, den Stempel der Vorzeit tragende Baulichkeiten herabgrüßen und ihm zuzuwinken scheinen, daß es ihm nicht gereuen werde, wenn er hier eine kurze Rast halte und sich unter den gemüthlichen Bewohnern bekannt mache. Nicht schwer wird ihm Letzteres werden, denn er trifft hier auf freundliche, gebildete und gesellige Menschen, bei denen sich leicht ein Anknüpfungspunkt zur Unterhaltung finden läßt, und kaum hat er in dem an der Straße gelegenen, wohl zu empfehlenden Gasthof eingesprochen, als ihm der annehmbare Vorschlag gemacht wird, ob er nicht den heitern Nachmittag zu einem Spaziergang nach dem wohl in der ganzen Umgegend bekannten Vergnügungsorte von Oldisleben vor dem Holze benutzen wolle, von welchem er dann, ohne einen großen Umweg zu machen, seine Wanderung nach Sachsenburg fortsetzen könne. Wem nicht alles Gefühl für Naturschönheit mangelt, und wessen Zeit nicht genau auf die Stunde berechnet ist, dem rathe ich, in diesen Vorschlag einzugehen und den kurzen Umweg nicht zu scheuen. Der Weg führt durch den Flecken, oder an dessen westlicher Seite hinauf, sanft ansteigend, nach der Oldisleben südlich beherrschenden, mit frischgrünendem Laubholze bewachsenen Anhöhe, an deren Fuß ein schön gebahnter, sich links durch das junge duftende Gehölz weiter hinauf leitender Fußpfad den Wandernden aufnimmt, bis er sich auf einem freien, zu den freund-

lichsten Anlagen umgeschaffenen Raum des Höhenvorsprungs auf's Angenehmste überrascht und belohnt sieht. Ein geschmackvoller und geräumiger Salon nebst den für gastliche Bewirthung nöthigen Lokalen, eine wohlcontitionirte Kegelbahn, einladende Lauben und Ruheplätzchen füllen den geebneten Platz, von welchem aus, in südlicher und östlicher Richtung schattige, von fröhlichen Waldsängern belebte Laubgänge zu weiterem Ergehen einladen. — Diese überaus freundliche Anlage, in welcher sich die beiden holden Schwestern Natur und Kunst so sinnig vereinen, verdankt seit dem Jahre 1798 den Honoratioren von Oldisleben ihre Entstehung, ihre Erhaltung und fortwährende Verschönerung, und ihnen gebührt dafür die dankbarste Anerkennung nicht allein von Oldisleben selbst, für diese ihm vor der ganzen Umgegend zu Theil gewordene Auszeichnung, sondern auch von den Bewohnern der Nähe und Ferne, die sich hier so oft der schönsten Genüsse erfreuen, denn den Sommer hindurch an heiteren Tagen wird dies Plätzchen häufig besucht, vorzüglich aber des Sonntags, wo Alles in bunten Gruppen herbeiströmt und bald das ganze Hölzchen von fröhlichen Menschen belebt ist. Herrlich nehmen sich hier die Harmonieen eines vorzüglich gut besetzten Concerts im Freien aus, die sich mit dem einbrechenden Abend, zur Tanzmusik umgewandelt, in den vorerwähnten Salon ziehen und dort Jung und Alt oft bis tief in die Nacht hinein bei guter und billiger Bewirthung fest halten. — Hier auf diesem wunderlieblichen Plätzchen sieht sich der Fremdling an jedem Nachmittage bei heiterem Sommerwetter, in der Regel von mehreren jener achtungswerthen Begründer und Erhalter desselben, die sich ihres lohnenden Werkes mit vollem Rechte freuen, zuvorkommend und gemüthlich begrüßt und ist, wenn er nicht allen Sinn für gesellige Unterhaltung entbehrt, nach wenigen Augenblicken heimisch in ihrer freundlichen Mitte. — Aber bald gewahren es die aufmerksamen Gesellschafter, wie sich des Fremdlings Blicke immer lebhafter und spannender nach dem vorderen mit einer Barriere versehenen Rande des Vorsprunges lenken, und wie es ihn in sehnsüchtiger Ahnung, daß dort etwas Herrliches seiner warte, dahin zieht, und gewiß ladet ihn sofort einer der neuen Bekannten ein, ihm bis an die Schranken des Vorgrundes zu folgen, um zu sehen und zu fühlen, was ihm vielleicht hier und da großartiger, nicht leicht aber anmuthiger und lieblicher geboten wird. — Und wie eingewurzelt steht er an dem Proscenium, in stummen Entzücken mit den begeisterten Blicken nach den Fingerzeigen des Erklärers im weiten von Westen über Norden nach Osten gezogenen Halbkreis umherschweifend. Zunächst senkt sich das Auge im Mittelpunkt abwärts auf die Klostergebäude von Oldisleben, um deren Höhe sich der Flecken wie ein buntgesticktes Band herumwindet; — dann auf die denselben zunächst umgebenden reich gesegneten Saatfelder und üppig grünenden Wiesen; — links über Frankenhauseu an der sich nach und über Sondershausen hinaus ziehenden Wellenbergkette hin nach Wolkramshausen in die Grafschaft Hohnstein und über Bleicherode in das Eichsfeld und in die Gegend von Göttingen hinein; mehr

links vorwärts über Heringen und Nordhausen nach den westlichen Harzgebirgen. — Gerade vor, ganz nördlich decken die Höhen des Kyffhäuser und der Rothenburg einen Theil der Fernsicht nach der Fortsetzung des Harzes; an diesen Höhen rechts vorbei öffnet sich dem Blick der Anfang der vom Silberstreif der Unstrut durchschlängelten goldenen Aue, über Artern und Allstedt nach Wallhausen und Sangerhausen bis in die Mansfeldischen Gebirge hinein. Oestlich, nachdem das Auge auf dem gerade gegenüber liegenden Heldrungen geruhet, erblickt es das am Abhange eines bewaldeten Berges der Finne gelegene alte Ritter-Stammschloß Beichlingen und schweift durch die Fortsetzung der goldenen Aue bis in das Flußgebiet der Saale bei Freiburg und Naumburg; in dem ganzen bezeichneten Halbrundgemalde aber, sind Städte, Dörfer und einzelne Gebäude in reicher Anzahl als glänzende Licht- und Lebenspunkte ausgestreut. — Doch der erklärende freundliche Führer läßt den begeisterten Beschauer nicht zu der in ihm aufsteigenden Klage darüber kommen, daß die Fortsetzung der herrlichen Fernsicht nach Süden zu geschlossen sei; — er leitet ihn im gemüthlichen Gespräch rechts abwärts auf anmuthigem Pfade aus dem Hölzchen heraus und hinter dem Klostergut auf den sogenannten Weinberg, wo sich einem bunt durchwirkten Teppich gleich, die große weite, von Ortschaften besäete Ebene bis nach Erfurt, und über dessen ehrwürdige Thürme hinaus, bis zu den sie begrenzenden Gebirgen des Thüringerwaldes ausbreitet und nun in dieser Beziehung nichts mehr zu wünschen übrig läßt. — Aber der hier so gastlich aufgenommene Fremdling kann nicht scheiden, ohne Abschied von den vor dem Salon in freundschaftlicher Unterhaltung zurückgebliebenen neuen ihm lieb gewordenen Bekannten und auf dem Rückwege dahin befriediget sein wohlunterrichteter Begleiter seine Wißbegier nach den geschichtlichen Beziehungen Oldislebens in folgenden Worten:

„Des Benedictiner-Klosters Oldisleben Entstehung, knüpft sich an die Geschichte des in Thüringens Annalen eine so bedeutende Rolle spielenden und darin so oft vorkommenden Grafen Ludwig der Springer, indem derselbe sowohl, als seine Gemahlin Adelheid, um jenes Verbrechen, auf welches sich bekanntermaßen ihr Ehebündniß gründete, zu sühnen, ein Gelübde gethan, in dessen Folge Graf Ludwig um die Zeit vom Jahr 1087 bis 1097 das Kloster Reinhardsbrunn, seine Gemahlin Adelheid aber das Kloster Oldisleben gestiftet und erbauet haben soll, wiewohl letzterer auch, und mit noch mehr Wahrscheinlichkeit die Begründung des Klosters Scheiblitz zugeschrieben wird, in welchem sie als Nonne gestorben. Ohne nun zwar die Beweggründe angeben zu können, welche die sich so ganz zur Frömmigkeit geneigte Büßerin Adelheid zur Stiftung zweier Klöster vermocht haben können, so läßt sich doch den Chronisten kein Beweis entgegen stellen, daß sie nicht die Erbauerin von Oldisleben gewesen sei und wir können auch der wiewohl nicht ganz wahrscheinlichen Behauptung einer Ableitung des Namens Oldisleben von Adelheid eben so wenig widersprechen. Es kann daher wohl angenommen

werden, daß zu der angegebenen Zeit die Benedictiner-Klöster Reinhardsbrunn und Oldisleben (letzteres zu Ehren des Märtyrers St. Vitus eingeweiht) zugleich von jenem fürstlichen Ehepaar erbauet worden sind; wiewohl Pfefferkorn in seinen thüringischen Merkwürdigkeiten anführt, die Grafen von Orlamünde hätten unter anderen Burgen und Schlössern in Thüringen auch eine zu Albrechtsleben oder Oldisleben besessen. Auf der Stelle, wo das Kloster gestanden hat und in deren Umgebung finden sich aber nicht die geringsten Spuren einer Burg, welche doch schwerlich ganz verschwunden sein könnten, wenn ein Kloster auf ihren Ruinen erbauet worden wäre. Eine Burg oder Warte hat dagegen mehr nördlich auf einem Berge gestanden, welcher jetzt noch der Wartenberg heißt, und sind zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Steine davon zu Erhöhung des Kirchthurmes von Oldisleben verwendet worden; dies könnte vielleicht jene Albrechtsburg gewesen sein. — Eben so unverbürgt ist auch die Angabe, daß eine Kunigunde von Orlamünde, Gattin des Grafen Konrad von Beichlingen, die Stifterin des Klosters gewesen, indem zwar eine Kunigunde von Beichlingen vorkommt, aber als Wittwe des Grafen Kuno daselbst, und erst im Jahr 1110.

Die Grafen von Beichlingen haben die Schutzgerechtigkeit über das Kloster ohne Zweifel gleich nach dessen Begründung erhalten, solche aber im Jahr 1520 an die Grafen von Hohnstein für 200 Mark ledigen Silbers verkauft.

Die an das Kloster gekommenen Schenkungen und von denselben ausgegangenen Belehnungen ꝛc. so wie die Namen der verschiedenen Aebte nach ihrer Reihenfolge und andere in mancherlei Urkunden erwähnten Veränderungen sind meistentheils für andere Punkte in Thüringen von mehr geschichtlicher Bedeutung als für Oldisleben selbst und es reicht hin davon zu wissen, daß das Kloster im Jahr 1525 von den leider in allen Gegenden Thüringens gleich einem verheerenden Heuschreckenschwarm auftretenden Bauern zerstört worden und daß der letzte Abt Melchior geheißen, so wie, daß die Existenz der alten Klostergebäude nur noch durch einige vorhandene Kreuzgewölbe und Keller dargethan ist.

Oldisleben gelangte nach der Reformation, in ein Amt verwandelt, unter sächsischer Hoheit an die Grafen von Mansfeld, und 1591 durch Kauf an die sächsische Ernestinische Linie, die es ao. 1641, vertragsmäßig zu einem Seniorat-Amte erhob, wobei jeder Senior, regierend oder appanagirt, die Landeshoheitsrechte auf Lebenszeit erhielt, das Recht der Besteuerung aber dem Hause Sachsen-Weimar vorbehalten blieb. — Bei dem hohen Alter der fürstlichen Senioren ergaben sich früher öfter Regierungswechsel, und weil öfter Mönche die alten Klosterruinen aufgesucht hatten, so hatte der Aberglaube die Sage veranlaßt, daß stets das Erscheinen eines Mönches den Tod des regierenden Herrn bedeute; ja es wurde sogar behauptet, daß vor jeder solcher Veränderung unterirdisches Glockenläuten gehört werde, welche Töne jedoch wahrscheinlich durch nichts andres, als durch die nach dem Guthe führende Röhrenfahrt erzeugt wurden. —

Diese erwähnten Senioratsverhältnisse wurden durch den Arnstädter Hausvertrag vom 10. October 1821 aufgehoben und Oldisleben mit allen Pertinenzien Weimar zugeeignet.

Der Flecken Oldisleben, auch Oldesleben und in alten Urkunden, selbst auf alten Landkarten Olbersleben genannt, ist weit älter als das Kloster, weshalb er wohl auch den Namen schwerlich von der Gräfin Adelheid erhalten haben kann, denn man hat Urnen mit Knochen ausgegraben, und neben einem vermoderten Schädel eine aus Thon geformte hart gebrannte Streitaxt gefunden, die auf weit ältere Zeiten verweisen, und das Kloster gelangte erst im Jahr 1499 zum Besitz des Ortes Oldisleben. Auch soll, nach einer aufgefundenen alten Privatnachricht, im Jahr 1715 eine auf dem Markte im unteren Theile des Orts gestandene Kirche (die Nikolaikirche) eingefallen sein, nachdem sie 743 Jahre alt gewesen; diese Kirche wäre demnach schon um das Jahr 972 und ohngefähr 200 bis 220 Jahre nach Bonifacius, auch 117 Jahre vor der Stiftung des Klosters erbauet worden. — Die noch jetzt in Oldisleben befindliche, auf dem Berge nicht weit von dem Kloster — jetzigem Kammergute — gelegene St. Johanniskirche ist altgothischer Bauart. Daß aber im unteren Theile des Ortes eine Kirche gestanden hat, bezeugt der Name eines vormaligen Anspanneguts, das Pfaffengut genannt, welches wahrscheinlich die Wohnung des katholischen Geistlichen gewesen, und läßt sich auch deshalb vermuthen, weil die dortigen Häuser alle der Kirche lehnen und Wachszins entrichten müssen; man will sogar vor Kurzem erst den Taufstein jener verfallenen Kirche in dem Keller eines der dortigen Häuser gefunden haben.

Oldisleben ist übrigens nicht allein seiner schönen Lage wegen, sondern in mehrfacher, besonders in geselliger Beziehung ein recht angenehmer Aufenthalt, indem es, mehr als viele andere Orte gleicher Größe, Honoratioren und sonst Leute von Bildung in sich vereint. Es hat 246 Wohnhäuser, worunter sich mehrere recht stattliche und geschmackvoll gebauete befinden, und über 1300 Einwohner, ist der Sitz eines Justiz-, eines Rentamtes und eines Försters; ferner sind daselbst zwei Geistliche und drei Schullehrer angestellt, es hat ein Kammergut (wo das ehemalige Kloster gestanden) einige andere Güter und viel kleine Feldwirthschaften, sonst geschlossene Anspanngüter, die nun, nach Abschaffung aller Frohnen, vertheilt werden können; daher sind Ackerbau und Viehzucht der Einwohner vorzüglichste Nahrungszweige. Aber auch mehrere Kaufleute, eine Apotheke, eine Zuckerfabrik, eine bedeutende nach Sachsenburg zu liegende mit sehr geschmackvollen und einträglichen Gartenanlagen umgebene Mahl- und Oelmühle, eine Salpetersiederei und viele Handwerker machen den Ort belebt und nähren die Einwohner. Auch gehören hierher vier nahe gelegene Wüstungen, oder zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zerstörte Dörfer, und soll aus einer derselben eine noch vorhandene alte und schöne Glocke ausgegraben worden sein. — Auf einer Wiese vor dem Orte werden jährlich zwei für die Umgegend recht bedeutende Jahr-, Roß- und Viehmärkte

gehalten und der 10. November (als der Martinsabend) wird, wie an mehreren Orten in Thüringen herkömmlich, Abends um 6 Uhr von der ganzen Gemeinde unter dem Geläute der Glocken mit Absingung geistlicher Lieder recht anständig gefeiert. —

Noch ist als Merkwürdigkeit zu erwähnen, daß unweit des Ortes in dem sogenannten Hain, vor nicht langer Zeit noch, eine hohl gewordene Linde von seltenem Umfange stand, welche die Zigeunerlinde genannt wurde, weil bei derselben eine hundert Jahre alt gewordene Zigeunerin mit vielen Ceremonien lebendig begraben worden sein soll. Auch soll im Jahr 1680 noch eine Hexe nach Urthel und Recht in Oldisleben verbrannt worden sein. —

Unvermerkt ist unser Wanderer während diesen Mittheilungen wieder bei der Gesellschaft angelangt und will sich, nachdem er dem freundlichen Begleiter seinen Dank zu erkennen gegeben, von ihr beurlauben, um nun seine Reise fortzusetzen; aber, wen der Thüringer einmal gastfrei aufgenommen, den läßt er nicht ohne Imbiß von sich gehen; und siehe da schreitet anmuthig und leicht ein wunderliebliches Mädchen aus dem schattigen Laubgange heraus, grüßt mit feinem jungfräulichen Anstande und eilt in eine der Lauben des Vorgrundes, langt dort aus einem sauberen Körbchen das blendend weiße Tischzeug, deckt es auf, servirt mit wirthlicher Geschäftigkeit ein einladendes Abendbrod und nähert sich dann bescheiden einem würdigen Veteranen in der Gesellschaft, — ihrem Vater — mit der Anzeige, daß Alles bereit sei; — und mit ächt thüringischer Biederkeit ladet der freundliche Mann den Fremdling ein, ihm zum Genuß der einfachen Hausmannskost Gesellschaft zu leisten; eine solche Einladung ablehnen, hieße die Gastfreundschaft beleidigen, und würde daher angenommen, selbst wenn das liebliche Mädchen nicht gleich einer der reizenden Nymphen des Haines, bereits vor dem Geladenen stünde und ihm in der einen Hand den Teller mit sauber geschnittenem Butterbrod und in der anderen den mit hochroth und blendend weiß durchwachsenen Schinkenscheiben darböte und dabei die freundliche Bitte: „zuzulangen" — vernehmen ließe. —

Auch den erquickenden Trank verabsäumt die Holde nicht zu kredenzen und hell klingen eben die Gläser auf freundliche Erinnerung und fröhliches Wiedersehen aneinander, als die Sonne den letzten goldenen Abschiedsblick vom westlichen Horizont herüber sendet, der den Wanderer ernstlich anmahnt, sich gewaltsam loszureißen von den werthvollen, herzlichen und gemüthlichen Menschen, in deren Mitte er gern öfter und länger weilen möchte. Mit kräftigem Händedruck und einfachem aber wohlgemeintem Lebewohl scheiden, wie Freunde von Freunden, die Bekannten von einem Nachmittage von einander und noch manchen Blick wirft der Fortwandelnde zurück, um das im Herzen bereits aufgenommene Bild von Oldisleben auch der äußern Form nach bleibend zu verwahren, bis ihn am Fuße der Sachsenburg ein anderer ernsterer Geist von der steilen Höhe herab anwehet und ihn aus der frisch umgrünenden Gegenwart zurückzieht in die Nebelgestalten altergrauer Vorzeit.

Das freundliche Bild von Oldisleben und seinen gemüthlichen Bewohnern aber, ist weder aus der Luft gegriffen, noch mit trügerisch blendenden Farben ausgemalt; möget Ihr, wackere, achtungswerthe Freunde in ihm den Maler erkennen, der in Euerer lieben Mitte den Stoff dazu sammelte, und möget Ihr diese einfache Darstellung eben so freundlich aufnehmen, als Ihr die schlichten Erinnerungsworte würdigtet, die er bereits vor Jahren in das Gedenkbuch schrieb, das Ihr den Besuchern Eurer vortrefflichen Anlagen vor dem Holze vorzulegen pfleget.

Friedrich von Sydow.

Spatenberg.

So heißt die kegelförmige Anhöhe, welche den aus Kalkstein bestehenden Gebirgszug, der Göllner genannt, beschließt, der bei der Stadt Sondershausen im Fürstenthum Schwarzburg südlich hin fortläuft, zum Theil urbar gemacht, und mit Gärten und ländlichen Wohnungen geschmückt, in der Höhe aber bedeckt mit dunkeln Buchen.

Dort erhoben sich einst die stolzen Thürme der Veste Spatenberg, vom Volke die Ohlenburg (alte Burg) geheißen. Auch nicht der kleinste Ueberrest ihrer Mauern läßt sich entdecken unter den hohen Buchen und Gesträuchen. Nur die Spuren von zwei Burggräben sind noch sichtbar. Für den Eingang in ein Gewölbe der Burg hat man mitunter einen Felsenspalt gehalten, der dem emporklimmenden Wanderer auf der höchsten Klippe entgegenjähnt. Doch scheint jener Felsenspalt ein natürlicher, an dem keine Menschenhand gearbeitet; denn mehrere ähnliche Risse laufen fort durch das ganze Göllnergebirge.

Die Burg Spatenberg scheint zwar von geringem Umfange, doch sehr fest gewesen zu sein, schon nach der ringsum sehr steilen Anhöhe zu schließen, auf der sich jenes Denkmal der Vorzeit erhob. Schwer, ja fast unmöglich mochte es dem andringenden Feinde werden, den Berggipfel zu erklimmen. Steine und Baumstämme durften nur herabgerollt werden, um ihn zu vertilgen. Von der Anhöhe, die nach Westen hin ein tiefer Einschnitt von dem dort fortlaufenden Gebirge trennt, verliert sich der Blick in ein tiefes, von Bergen eingeschlossenes Thal. Eine Stelle darin heißt noch jetzt „das Vorwerk." Sie ist zwar ganz mit Gehölz bedeckt, und keine Spur zu finden, daß dort ehemals Wohnungen gestanden. Doch nicht grundlos scheint die Vermuthung, welche die Wirthschaftsgebäude der Burg, für welche auf der kleinen Bergfläche kaum Raum sein mochte, an die erwähnte Stelle verlegt.

Die Erbauung und Befestigung der Burg Spatenberg fällt höchst wahrscheinlich in die Zeit, wo der schwache und characterlose

deutsche Kaiser Heinrich IV., ein willenloses Werkzeug der Geistlichkeit, besonders des Erzbischofs Siegfried von Mainz und des Bischofs Adalbert von Bremen, den kühnen Plan entwarf, Sachsen und Thüringen zu unterjochen. Damals, im Jahr 1072, ließ Heinrich außer mehren Schlössern, die er stärker befestigte, auch mehrere neue erbauen, und zu diesen gehörte offenbar auch Spatenberg.

Das Glück begünstigte Heinrichs Unternehmungen nicht. In Gefahr, seine Krone zu verlieren durch den zum deutschen Kaiser erwählten Herzog Rudolph von Schwaben, sah er sich von allen Seiten so hart bedrängt, daß er den Plan aufgab, die Thüringer zur Entrichtung des Zehnten zu zwingen. Dadurch aufs neue ermuthigt, belagerten, eroberten und zerstörten sie mehrere der kaiserlichen Burgen. Auch Spatenberg ward zu Ende des Jahres 1073 von den Thüringern erobert, die jedoch die Burg nicht zerstörten, sondern, wie es ihr Vortheil heischte, sie nur in einen bessern Vertheidigungszustand versetzten.

Fruchtlos blieben indeß Heinrichs Versuche, die deutschen Reichsfürsten zum Beistande gegen die Empörer zu bewegen. Da wagte er mit einigen Bischöfen, die ihre kleinen Häuflein zu ihm gesellt, im Januar 1074 den Verbündeten, die sich, 4000 Mann stark bei Vach an der Werra gelagert hatten, muthig die Spitze zu bieten. Er bereuete indeß bald den übereilten Schritt, und suchte den Feind durch Friedensvorschläge zu täuschen. Es ward ein Waffenstillstand geschlossen. Als Heinrich jedoch die erste Friedensbedingung, das Niederreißen seiner Burgen, nicht erfüllt, rückten die Verbündeten nach Goßlar. Sie drangen dort selbst in den kaiserlichen Pallast ein, und Heinrichs persönliche Gefahr zwang ihn, in die gänzliche Zerstörung aller seiner Burgen zu willigen. Doch verlangte er ein Gleiches hinsichtlich der feindlichen Vesten. Die Verbündeten erfüllten ihrerseits den Friedensschluß. Nebst andern ihrer Schlösser ward auch Spatenberg gänzlich von ihnen geschleift.

Bald erneuete sich indeß der Kampf wieder, als Heinrich das gegebene Versprechen, die ihm zugehörigen Burgen ebenfalls zu zerstören, immer weiter hinausschob. Das Kriegsglück begünstigte ihn. Nach einer bedeutenden Niederlage bei Langensalza waren die Verbündeten genöthigt, sich dem stolzen Sieger auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Dieser Auftritt, für sie doppelt erniedrigend durch Heinrichs Spott, ereignete sich den 9. Juny 1076 bei dem Sondershäusischen Dorfe Spier, kaum eine Stunde weit von der Burg Spatenberg gelegen.

Auch sie stieg wieder empor aus ihren Trümmern, als der Kaiser, mit beispielloser Härte und Grausamkeit die unterdrückten Bewohner Thüringens zum Wiederaufbau aller zerstörten Vesten zwang. Als aber Heinrichs Macht einige Jahre nachher gebrochen ward, und alle deutschen Fürsten sich gegen ihn verbanden, blieb keine der kaiserlichen Burgen verschont. Auch Spatenberg traf abermals das Loos der Zerstörung.

Bestimmte Nachrichten fehlen, durch wen diese Burg späterhin wiederum, mithin zum drittenmal, aufgebaut worden. Eben so ungewiß ist, ob eine Familie von Spatenberg, die in mehren Urkunden aus dem zwölften Jahrhundert erwähnt wird, die Burg wirklich besessen, oder sich nur davon geschrieben, weil sie vielleicht mit derselben belehnt war. Späterhin finden wir den Spatenberg im Besitz der Fürsten von Anhalt, denen auch ein Gut in dem bei Sondershausen gelegenen Dorfe Stockhausen gehört zu haben scheint. Beides, nebst mehrern Waldungen und Grundstücken, ward von der Fürstin Mechthilde von Anhalt, im Jahr 1263 dem Grafen Heinrich II. von Hohnstein abgetreten gegen eine Summe von funfzig Mark Silber. Den 9. April des genannten Jahrs ward der genannte Graf zu Weißensee damit belehnt durch den Landgrafen Albrecht von Thüringen. In dem Kriege, den die Söhne dieses Fürsten, Friedrich und Tietzmann, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, mit dem deutschen Kaiser Adolph von Nassau führten, ward Spatenberg zum dritten und letzten Mal zerstört, und zwar durch die kaiserlichen Truppen.

Von den vorhin erwähnten Grafen von Hohnstein war die Burg zu der ihnen gehörigen Herrschaft Sondershausen geschlagen worden, und diese blieb im Besitz des Schlosses, auch nachdem sie, zufolge einer getroffenen Erbvereinigung, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts dem gräflichen (jetzt fürstlichen) Hause Schwarzburg einverleibt worden war. Im Jahr 1637 ließ Graf Anton Heinrich von Schwarzburg den Schutt des Schlosses durchwühlen. Ueber den Erfolg dieser Untersuchung ist nichts bekannt geworden.

Heinrich Doering.

Folgende Sage vom Spatenberge möge hier ihren Platz finden.

Ein junger Bürger der Stadt Sondershausen war, obschon redlich, fleißig und geschickt, einstmals in große Noth gerathen. Harte Gläubiger droheten mit Auspfändung; gänzliche Zerrüttung seines kaum begründeten Hauswesens stand ihm bevor; er sah sich schon im Geiste mit Frau und Kindern bitterem Mangel Preis gegeben. Ein Gang in das Freie sollte seinem beklommenen Herzen für kurze Stunden Erleichterung verschaffen. Bald zog es ihn mit seinem Weh in Waldeseinsamkeit. Er stieg den Göldner hinan, bis ihn auf der Höhe des Spatensberges der grüne Rasenteppich im Schatten alter Buchen

zu kurzer Rast einlud. Da mochte er nun in lauten Klagen der Trauer über sein Mißgeschick Worte geben. Doch schickt er sich endlich an zum Weitergehen, als ihm plötzlich eine wunderholde Jungfrau in das Auge fällt, welche in Trauergewändern und weinend auf einem bemoosten Steine am Eingange der Höhle des Spatenberges (des sogen. Jungfernloches) sitzt. Sein Mitgefühl wird bei diesem Anblicke um so reger, je tiefer seine eigene Wehmuth ist: er kann es nicht unterlassen, dem lieblichen Frauenbilde näher zu treten und nach den Ursachen ihres Kummers theilnehmend zu forschen. Sie aber meint, ihr Leid sei viel zu groß, als daß sie andere durch dessen Mittheilung betrüben könne; und nur darin sehe sie Linderung, daß sie fremde Thränen zu trocknen suche. So habe sie nun von ihm unbemerkt vernommen, was ihn bekümmere, und es gewähre ihrer schmerzerfüllten Seele gar süßen Trost, daß sie ihm helfen könne. Als sie dem Erstaunten das gesagt, heißt sie ihm ihr in die gedachte Höhle zu folgen. Nachdem sie mit einander mehrere düstere Gänge durchschritten, traten Beide endlich in ein wundersam erhelltes Gemach, in dessen Mitte eine mit Geld und Schätzen angefüllte Truhe steht, aus welcher der Begleiter der Jungfrau auf ihr Geheiß so viel Geldstücke entnehmen muß, als nach seiner Meinung hinreichen, um seiner Verlegenheit abzuhelfen. Doch muß er der Holden heilig versprechen, daß er nach Jahresfrist zur bestimmten Stunde eines gewissen Tages dieselbe Summe an denselben Ort zurückbringen wolle, weil ihr selbst im Falle seines Ausbleibens großes Unheil widerfahren würde. Nachdem der Erfreute das versprochen, entläßt ihn die Jungfrau freundlich mild. Natürlich war er nun seiner Angst und Noth enthoben, und was er ferner von diesem Tage an beginnen mochte, es gedieh ihm sichtlich. Nicht allein daß er seine Gläubiger befriedigen konnte, er war auch zur bestimmten Frist im Stande, das empfangene Darlehn seinem Versprechen gemäß zurückzugeben. Dankbaren Herzens schickt er sich auch dazu an. Doch im Alltagsgewande kann er nicht zu seiner edlen Wohlthäterin gehen, und der lügnerische Schneider hat den rothen Sonntagsrock nicht zur rechten Zeit gebracht. Endlich, will er mit der festgesetzten Stunde nicht auch den rechten Tag versäumen, geht er ungeputzt. Doch als er den Burgweg hinauf steigt, scheint es, als ob die Wipfel der Buchen klagend seufzen. Mit großem Bangen naht er der Höhle. Keine Jungfrau ist zu sehen. Er geht hinein und findet sich endlich wieder in jenem Gemache. Aber was muß er erblicken? Die helfende Jungfrau liegt mit gramentstellten, schmerzliche Anklage für ihn verkündenden Zügen eben verscheidend am Boden. Schauerliches Düster hüllt den Erschrockenen ein. Nur der Schatz in der geöffneten Truhe funkelt unheimlich. Ein lange verhaltener Seufzer zittert durch das Gemach. Da wirft der zu spät Gekommene in seiner Seelenangst, sich fromm bekreuzend das Geld in die Truhe, die alsbald zuschlägt und mit der todten Jungfrau verschwindet. Ein fürchterliches Brausen erhebt sich. Der vom Schrecken Betäubte flieht aus dem Gemache, das hinter ihm zusammenstürzt, und aus den Gängen der Höhle, die ihm mit einem

Male verfallen scheinen. Den fast Hinausspringenden trifft ein sich ablösender Stein so heftig an einer Ferse, daß er kaum im Stande ist, bergab nach Hause zu hinken. Athemlos kam er heim. Allein er wurde nicht wieder recht froh, obschon seine Habe sich mehrte und keine Noth ihn ferner bedrückte. Doch mußte er von jenem Tage an stets Pantoffeln tragen, mit welchen er selbst zu Pferde stieg, wenn ihn der Handel oder der Feldbau aus den Thoren der Stadt führte. Auch behielt er bis in sein spätes Alter die Gewohnheit bei, beständig mit dem rothen Bratenrocke und dem dreieckigen Hute angethan zu sein, in welcher Bekleidung er sich sogar zum Mittagsschläfchen niederzulegen pflegte — wohl, um jener vielbeweinten Versäumniß täglich reuig eingedenk zu sein. So wurde es dem Ref. in seinen Knabenjahren erzählt; auch sah er damals den bejahrten Mann, von dem man es erzählte, öfter mit Hut und Bratenrock auf dem Ruhebette liegen, öfter mit Pantoffeln angethan das Feld durchreiten.

W. K.

Das Kloster Mönchpfiffel.

Verfolgt man von Allstedt aus den kleinen Rhonebach, der sich von dieser Stadt aus, beschattet von Weiden und Pappeln, zwischen Feldern und Wiesen südwärts schlängelt, so gelangt man nach einer halben Stunde Wegs zu dem Oertchen „Mönchpfiffel", in der Volkssprache meist „Pföffel" genannt. Pfiffel, oder, wie es in alten Urkunden heißt, „Pföffelda, Pfeffelda und Pföffel" liegt am Anfange des gras- und weidereichen Helmenriedes, welches sich zwischen diesem Orte und dem ganz nahe liegenden Dorfe Nicolausrieth, so wie weiter hinab zwischen Schafsdorf, Heigendorf und Kalbsrieth und den gegenüber liegenden Anhöhen von Artern drei Viertelstunden breit ausdehnt, und, besonders im Frühlinge zur Zeit der Ueberschwemmung durch die schnell über ihre Ufer tretende Helme einem großen See gleicht. Der Ort selbst ist vor der für die benachbarten genannten Dörfer oft nachtheiligen Ueberschwemmung sicher, eignet sich somit sehr gut zu einem Landguthe, gewährt besonders zur Zeit der Ernte und im Herbste, wann die vielen Getreideschober den Ort umstehen, dessen Scheunen den Segen der Felder nicht fassen können, einen freundlich-ländlichen Anblick und giebt dem Beobachter einen erfreulichen Zug zu dem Bilde der „güldenen Aue."

Es gehörte dies Kloster unstreitig dem Orden der Cisterciensermönche, da es allen historischen Urkunden zufolge seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts dem berühmten Cistercienserkloster Walkenried gehörte, von da aus stets mit Vorstehern und Kapellanen der hier befindlichen Kapelle versehen und von den walkenriedischen Aebten als Eigenthum betrachtet wurde. Und war diese Kapelle auch zu Zeiten nur die filia der St. Wipertus-Kirche in Allstedt, so gehörte ja doch auch diese zu dem Patronat des Abtes von Wal-

kenried. — Im Jahre 1282 schenkte der Graf Burchard von Mannsfeld die „Kapelle zu Pfeffelda nebst einigen schönen liegenden Gründen" an Walkenried, und die Mönche dieses Klosters übten seitdem das ihnen vom Bischof Volrad von Halberstadt bestätigte Recht, Messe zu lesen und die übrigen Sacra zu verwalten, so wie auch die Einkünfte zu beziehen. Ferner ließ im Jahre 1338 der Abt Ekhard von Walkenried einen neuen Altar in der Pfeffeldischen Kapelle erbauen und vermehrte ihre Güter. Einmal, im Jahre 1445, machten die Mönche zu Kaltenborn dem Abte Nicolaus von Walkenried diese Kapelle streitig, verglichen sich aber gütlich mit ihm und sie blieb bei Walkenried. *) Der Umstand, daß in den Urkunden öfter die Kapelle als das Kloster selbst oder die Mönche desselben erwähnt werden, hat seinen Grund wohl darin, weil die Kapelle älter war als das Kloster, dieses erst an und um dieselbe herum angelegt wurde, wahrscheinlich um die der Kapelle gemachten Schenkungen besser verwalten lassen zu können und, wie dies aus den häufigen anderen walkenriedischen Klosterpflanzstätten zur Genüge erhellt, den Einfluß des Ordens der Cistercienser mehr und mehr zu erweitern.

Erwähnenswerth dürfte bei Mönchpfiffel noch sein, daß dasselbe, gleich wie das Kloster Naundorf (S. d. Art.), im Jahre 1525 mit dem Amte Allstedt von dem damaligen Churfürsten Johann dem Beständigen von Sachsen, an „seinen getreuen Rath" den Grafen Albrecht von Mannsfeld als Lehen gegeben ward und daß später (1575) der Graf Karl von Mannsfeld dieses Amt Allstedt nebst „den Höfen Pfiffel und Naundorf" käuflich erwarb (S. auch den Artikel Kloster Naundorf). In dieser letztern Urkunde wird von Mönchpfiffel gesagt, daß es 1230 Morgen Ackerland, und mit Naundorf zusammen 966 Acker Wiesenwachs (wovon noch jetzt ein großer Theil „das Mönchs- oder Mönchenried" heißt), ferner 2530 Acker Wald, 85 Acker Teich, 42 Acker Weinwachs, 5 „ganghaftige Schäfereien" mit 4064 Stück Schafen besessen habe. **) Gleich wie jenes Kloster Naundorf erlitt auch Mönchpfiffel, ebenfalls zu Allstedt gerechnet, allen Wechsel der Besitzer, kam also auch endlich an das jetzige Großherzogthum Sachsen-Weimar und ist eine der bedeutendsten Domainen desselben. Gegenwärtig gehören zu dieser Domaine eine kleine Anzahl Bauern- oder Frohnhäuser, deren Bewohner häufig von ihren Nachbarn Klosterbrüder genannt werden, welchen Namen sie sich auch wohl unter einander selbst beilegen. Das Oertchen besitzt jetzt eine kleine neue Kirche, doch steht auch noch die alte, ehemalige Kapelle mit ihrem Thurme auf dem Got-

---

*) Albinus: Meißnische Chronik I. Bd. pag. 215. u. Müller: Annal. Saxon.

**) Lenckfeld: Antiq. Alstedenses.

tesacker. Ferner findet man an dem vorbeifließenden Rhonebache eine Mühle; auch ein Backhaus, eine Schmiede und ein Gasthaus ist hier.

Endlich ist es Filialort von Allstedt, dessen zweiter Prediger zugleich Pfarrer von Mönchpfiffel ist.

Die Volkssage erzählt auch mancherlei Anekdoten von alten Mönchen, welche als Gespenster in den Gebäuden der Domaine umgehen sollen, gleich als könnten diese den frühern behaglichen Wohnplatz auch im Grabe noch nicht vergessen; welche Gespenster aber, bis auf wenige Ausnahmen, sich friedsamen Naturells gezeigt haben.

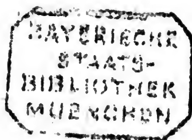
Reinecke.



29.

Lith. u. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Sachsenstein.



Der Sachsenstein.

Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unser Brot und Speck,
Abends liegt es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg.

H. Heine.

Zwischen den beiden braunschweig'schen Dörfern Neuhof und Wiede, welches letztere einst durch seine Bergwerke und Quecksilbergruben berühmt war, eine halbe Stunde von dem preußischen Städtchen Sachsa entfernt, steigt aus der grünen Landschaft eine schroffe Gipsbergwand von bedeutender Höhe empor, deren zerrissenes Geklipp von blendend weißer Farbe eine ganz besondere, malerische und herrliche Wirkung hervorbringt. — Der ungeheure kahle Felsen, welcher jäh abläuft, liegt in todter Majestät schaurig da und blickt öde, wie ein ausgebrannter Vulkan, in das lebensvolle, frische Thal. Der Rücken dieses Felsens ist von sehr weitem Umfange und der Wanderer glaubt sich in eine Wüste versetzt, wenn er auf der öden Bergfläche umherwandelt, wo ihn unzählige Erhöhungen und Vertiefungen starr und unheimlich umgeben, während ein gieriges Geierpaar gespenstisch rauschend mit weit ausgespannten Flügeln über seinem Haupte schwebt und hat Mühe, die auf dem Felsen liegenden Ruinen der uralten Sachsenburg aufzufinden.

Fast ist auch die letzte Spur dieses Schlosses verschwunden. Nur wenig zerbrochenes Gemäuer mit tristen Flechten bewachsen, die geringen Reste eines Thurms, der Schlund eines verschütteten Gewölbes und hier und da sich erhebende Stücken der Ringmauer, von einer grabenähnlichen Vertiefung umgeben, das ist Alles, was von dieser Veste noch übrig ist. —

Erbaut soll diese Burg im Jahr 530 sein und zwar nach dem alten bekannten Verse:

Stolberg, das Schloß, ward fundirt,
A. C. 530.
Wider die Thüringer aufgeführt,
Und Kyffhausen renoviret sein,
Am Harz erbauet der Sachsenstein.

Nach dunkeln Ueberlieferungen sollen schon früher auf diesem Berge die Volksversammlungen der Sachsen gehalten worden sein. Der Platz scheint auch nicht übel dazu geeignet und man sieht im Geiste die langumlockten Gestalten mit ihren hohen Schilden, den gewaltigen Speeren und langen Schlachtmessern umherwandeln und mit Tod und Verderben sprühenden Augen hinabschauen zu den zitternden Thüringern. — Auch stand hier der Richtstuhl der ganzen Gegend und die alten Clettenbergischen Gaugrafen schlichteten hier alle Streitigkeiten, welche im Zorgegau entstehen mochten. (cf. Leuckfeld Antiqq. Walk. pag. 9. 10.)

Bestimmtere Nachrichten über die Burg selbst, welche bald Sachsenburg und Sachsenberg, bald Sachsenstein genannt wird (cf. Eckstormii Chron. Walk. 10. 40.), finden sich erst in den Fragmenten des Athanasius Rhorius, eines Mönchs aus dem Kloster Pöhlde, welcher erzählt, daß die Hunnen, unter der Regierung Heinrich I., den Sachsenstein mit stürmender Hand eingenommen und zerstört hätten, wogegen sich nun freilich einwenden läßt, daß sich die Hunnen, wie allgemein bekannt ist, nie darauf einließen, Burgen oder andere feste Plätze zu belagern oder zu erstürmen. — Ferner erzählt dieser Mönch, daß Kaiser Heinrich IV. die in Ruinen liegende Burg im Jahr 1073 wieder habe aufbauen lassen, um sie, wie Spatenberg und andere Burgen, als Veste gegen die Sachsen zu gebrauchen. Diese, von Papst Gregor VII. wider ihren Kaiser aufgewiegelt, hätten aber schon im Jahr 1077 die Burg wieder zertrümmert und seit jener Zeit sei sie in ihren Ruinen liegen geblieben. (cf. Stübner's Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg und Harenberg: Gesch. von Gandersh. p. 228.) — Mögen nun auch Einige (z. B. Hoffmann: Ritterburgen und Bergfesten des Harzes p. 91.) dies bezweifeln, „weil die Zerstörung der Burgen durch die Sachsen nach dem Vertrage von Gerstungen schon 1074 vollbracht sei und dieselben auch schwerlich so weit nach dem südwestlichen Harze vorgerückt wären“, so geht doch aus einer Urkunde hervor, daß im Jahr 1127 die Burg Sachsenstein nicht mehr stand. — (vid. Eckst. Chron. W. pag. 10., wo es heißt: — Fundata est abbatia Walk. ad raidces Hercyniae silvae in praediis devotae dominae Adelheidis quondam comitissae de Clettenberg, pertinentibus ad imperiale castrum Sachsenberg tunc destructum. —). Daß sie, wie behauptet wird, von Heinrich dem Löwen noch einmal aufgebaut wurden, ist sehr zu bezweifeln. —

Da die Burg so früh zerstört worden ist, so ist es erklärlich, daß die Ruinen nur noch unbedeutend sind und es nicht verdienen, daß man ihretwegen den Berg ersteigt; aber die Aussicht von ihm

herab ist sehr angenehm und entschädigt reichlich für die gehabte Mühe. — Der Harz mit seinen dunklen Waldungen breitet sich dicht vor den Augen des Umschauenden aus, der hohe Rabensberg, der Brocken des Vorharzes, steigt hinter der Stadt Sachsa ernst und majestätisch empor, weiter links erhebt sich malerisch der Kranichstein, eine dem Sachsenstein ähnliche und von einem großen Teiche bespülte Felsenmasse, und weiterhin schweift der Blick über Dörfer, Felder und Wiesen. Um sich her aber erblickt man Tausende von kleinen Höhlen, welche das Volk Zwerglöcher nennt und die in der That einer Besichtigung sehr werth sind. Einige gleichen täuschend von Menschenhänden gebauten, überdeckten, viereckigen Räumen, andere haben die Gestalt eines Backofens, während wieder andere, bei denen die Decke bereits eingestürzt ist, einer Grube oder einem verschütteten Brunnen gleichen. Gewiß werden an keinem andern Berge Deutschlands so viele der sogenannten Zwerglöcher angetroffen, als hier. Früher waren am Fuße des Felsens große Teiche, welche aber fast verschwunden sind. —

Diese dürftigen Notizen sind Alles, was sich von der Burg selbst und ihrer Umgebung sagen läßt; von dem Felsen aber, worauf sie stand, hat sich manches Mährchen im Munde des Volkes erhalten, ihn hat der lebendige Hauch der Sage belebt, denn

Diese wandelt sinnend durch's Land von Ort zu Ort
Und pflanzt in ihrem Garten der Dichtung Blumen fort.
Sie weilet in Ruinen, sie lauscht am Felsenhang,
In Hainen rauscht ihr Flüstern, wie ferner Harfenklang.
Sie schwebt um stolze Burgen, sie weilt beim Halmendach,
Sie thront auf Felsenstirnen, sie spielt am Waldesbach,
Sie hat sich mit dem Lande so liebend treu vermählt,
Daß sie fast aller Orten von alter Zeit erzählt.

O, es war eine gar schöne Zeit, diese alte Zeit, verführerisch schön war jene entflohene Blüthenzeit der heitern Götterwelt, jene Dichtung, welche die Natur mit lieblichen Erzeugnissen einer belebten Einbildungskraft bevölkerte; die aus dem silbernen Quell uns das himmlisch-schöne Antlitz einer Nixe entgegenblicken ließ; das Leben einer Göttin mit dem Baum verwebte, welchen sie bewohnte (daß die Deutschen, gleich den Griechen, den Glauben an geisterbewohnte Bäume hatten, geht hervor aus Sulpicii Severi vita St. Mart. ed. Amstd. 1665. p. 457.), und liebliche Feeen die Gegend beleben machte; wo aus dem einsamen Dunkel der Bäume die theilnehmende Waldfrau zu dem Bekümmerten trat, wo Ostera, die Göttin in rosig glühendem Gewande, die Nerthus, die unwandelbar ehrwürdige Natur begrüßte und Frau Sonne im Strahlenglanze am Himmel heraufzog; wo Freia's heiterer Dienst die aufblühende Jugend um sich versammelte, Alles Liebe, Heiterkeit und Lebenslust athmete; kein finsterer Schwärmerglaube die traurige Sühne einer trostlosen Entsagung forderte, nicht widernatürliche Entbehrungen und Quälereien

des empfindenden Leibes Ruhm erwarben und Nachahmungseifer erweckten; nur der beglückend heitere Genuß der höchsten Lebenswonne der Kranz war, welcher lohnte und zierte und wo Felsen, Höhlen und Berge angefüllt waren mit Zwergen, Elfen und andern Geistern der Erde. Von Wesen dieser letzten Art hauste in jener längst entschwundenen Zeit auch in unserm Sachsensteine ein zahlreiches Geschlecht und eine Sage von ihnen soll hier ihre Stelle finden.

An der Stelle, wo jetzt die wenigen Häuser liegen, welche das Dörfchen Neuhof bilden, lag vor vielen Jahren ein einzelnes Gehöft von Mauersteinen erbaut und mit seltsam gewundenen Schornsteinen verziert. Ein grüner Wiesengrund, auf dem mehrere wohlgenährte Kühe lagerten, breitete sich vor dem wohnlichen Gebäude aus, wohlgescheuerte Milcheimer hingen an dem Gartenzaune, Fruchtbäume waren an dem Hause emporgezogen, ein gewaltiger Hund lag im glühenden Sonnenscheine vor der Thür, von dem wohlbevölkerten Hofe hörte man das mannichfache Geschrei des Federviehs, — kurz, Alles trug das Gepräge der Behaglichkeit und Wohlhabenheit.

Und dennoch ging der Besitzer aller dieser Herrlichkeiten, Herr Adam Neubauer, sehr unzufrieden in seinem Gemache auf und ab. — Schon lange hatte nämlich sein scharfes Auge bemerkt, daß diebische Hände seine Feldfrüchte angriffen, und es hatte ihn geschmerzt, daß man ihn bestahl, ihn, der nie einen Dürftigen mit leeren Händen von sich gehen ließ; in der vergangenen Nacht hatte man aber in seinem Schotenfelde so arg gehaust, daß sich sein bisheriges stilles Mißvergnügen durch laute Zornesworte äußerte.

„Anna!" sagte er zu seiner Frau, einer etwa dreißigjährigen Blondine, mit sanften Zügen und frommen Taubenaugen. „Anna! Du weißt, ich bin die Geduld selbst, aber was zu arg ist, das ist zu arg. Die Leute mißbrauchen meine Nachsicht und Güte, und es ist Zeit, ihnen zu zeigen, daß ich auch böse werden kann. Der Erste, den ich beim Diebstahl erwische, und wenn er mir nur eine Aehre gestohlen hat, soll mir also büßen, daß er gewiß das Wiederkommen vergessen soll. Darauf verlaß Dich!"

„Aber, lieber Mann," warf Frau Anna, die ihren Gatten lange nicht in solcher Aufregung gesehen hatte, mit freundlicher Stimme ein, „so ereifere Dich doch nicht so. Allerdings ist es ärgerlich, wenn böse Menschen unser Eigenthum antasten, aber da es nun einmal nicht lauter ehrliche Leute auf der Erde gibt, so stelle doch Wachen aus und Du wirst bald das Vergnügen haben, die Thäter von Angesicht kennen zu lernen!"

„Das ist es ja eben, was mich so böse macht," entgegnete Neubauer, „daß alle ausgestellten Posten nichts helfen. Seit acht Tagen schon lauern unsere Knechte wohlversteckt in der Nähe des Schotenfeldes, aber Niemand hat sich blicken lassen und dennoch ist dasselbe beraubt nach wie vor. Was ist nun zu thun?"

Anna hörte mit Verwunderung diese räthselhafte Mittheilung an, und nach mancherlei Vermuthungen darüber, ging sie kopfschüttelnd

hinaus, ihre häuslichen Angelegenheiten zu besorgen und Neubauer blieb mit seinem Verdrusse allein.

Am Abend desselben Tages hatte sich die Gestalt des Himmels bedeutend verändert. Es war den ganzen Tag schwül gewesen und jetzt zogen dunkle, silberberänderte Wolken über den Bergen des Harzes empor, vereinigten sich und bildeten eine ungeheure schwarze Wand. Es ward dunkler und dunkler. Dumpf grollte in der Ferne der Donner, die blendend hellen Blitze flammten und große Tropfen fielen. Furchtbar wühlte der Sturm in den Häuptern der Tannen und Buchen und jagte Staub und Kiesel in wilden Wirbeln den Bergpfad hinauf, auf dem jetzt ein einsamer Wanderer mit wildzerstreutem Haupthaar und flatterndem Gewande herabstieg. Kein Schimmer theilte mehr die Wolken, als das Feuer des Blitzes, dem jetzt der Donner in betäubenden Schlägen näher und näher folgte; in einem Wolkengusse sandte der Himmel seine Ströme zur Erde, das feste Gestein schien in seinen Fugen und Wurzeln zu erbeben, — es war als wäre der Tag des Gerichts erschienen.

Vor Nässe schauernd eilte der Wanderer dem Hause zu, in welchem Adam Neubauer wohnte und welches er bei den Tageshelle verbreitenden Blitzen schon von Weitem wahrgenommen hatte. Er mußte lange warten, bis sein Klopfen gehört wurde, denn der Sturm drehte kreischend die Fahne auf dem Hause, rasselte mit den Schiefern des Dachs und warf in kurzen Zwischenräumen einen offen stehenden Laden gewaltsam gegen das Fenster. Endlich öffnete sich die gastliche Pforte und der biedere Hausbewohner nahm den Fremdling, einen etwa sechzigjährigen Mann von hohem, kräftigen Körperbau, mit einem kluggeschnittenen Gesicht und schneeweißen Locken, mit der größten Bereitwilligkeit auf und Frau Anna eilte sogleich hinweg, aus dem Vorrathe ihres Mannes trockene Kleider, und aus Küche und Keller einen stärkenden Imbiß herbeizuholen.

Der Fremde fühlte sich bald behaglich und auch Herr Neubauer fand so viel Gefallen an seinem Gaste, daß er beim Frühtrunke schon recht vertraulich mit ihm war und ihm auch seine Verluste im Felde mit allen Einzelnheiten erzählte.

Der Fremde hatte aufmerksam zugehört und ging auf einige Augenblicke hinaus, die Gegend anzuschauen. Schon nach wenigen Minuten kehrte er zurück und, nach seinem Wanderstabe greifend, dankte er für die gastliche Aufnahme und sprach: „Ihr waret gegen mich, einen Unbekannten, so freundlich und habt mich bewirthet wie einen theuren Anverwandten, darum höret zum Lohne meinen Rath. Wenn Ihr der Diebe gern habhaft werden wollt, die Eure Aecker plündern, so geht um Mitternacht mit einem Weidenstäbchen hinaus und schlagt damit in der Luft hin und her, und Ihr werdet gar bald die listigen Diebe erblicken. Jetzt gehabt Euch wohl!“

Er verschwand durch die Thür und ließ seinen Wirth in dem größten Erstaunen über den sonderbaren Rath zurück. Zwar wich es bald einem spöttischen Lächeln und Neubauer nahm sich vor, sich nicht zum Narren machen zn lassen; als er aber einige Stunden spä-

ter eine abermalige Beraubung entdeckte, beschloß er dennoch, den Rath zu befolgen.

Es war eine herrliche, stille Nacht. In der Tiefe der Landschaft schlug die Wachtel im Waizenfelde. Der Vollmond schien tageshell am wolkenlosen Himmel. Die schroffe Wand des Sachsensteins setzte sich dunkel ab gegen die tiefblaue Luft und erschien, im magischen Lichte der Sommernacht, wie versilbert. Herr Adam stand schon früh an seinem Schotenfelde auf der Lauer und als die Glocke in dem nahegelegenen Sachsa die zwölfte Stunde der Mitternacht verkündigte, hieb er, wie ihm der Unbekannte gerathen, mit dem mitgenommenen Weidenstäbchen bald hoch bald tief in der Luft umher und sah bald mit dem größten Erstaunen zwei kleine Wesen, die, mit gefalteten Händen und tödtlich erschrockenen Mienen zu ihm auffsahen. Hätten sie die erste Ueberraschung Neubauers benutzt, so hätten sie recht gut entschlüpfen können; aber Angst und Schrecken hielt sie auf dem Platze fest, bis sich Neubauer ermannt hatte, sie mit fester Hand ergriff und mit ernster Stimme frug: wer sie wären und woher sie kämen! —

„Ach," erwiederte das Eine der kleinen Wesen, „wir sind arme Zwerge, die dort im Sachsensteine hausen und Niemandem etwas zu Leide thun. Der Hunger trieb uns aber diesmal, von Eurem Felde einige Schoten zu holen. Wir bitten Euch deshalb recht sehr um Verzeihung und erbieten uns auch gern, Euch den zugefügten Schaden zu ersetzen!"

„Das sollt Ihr auch," versetzte Neubauer, der mit Aufmerksamkeit die kleinen Männlein betrachtete, von deren Thun und Treiben er schon viel gehört hatte, „aber die Rechnung wird groß werden, denn Ihr habt schon lange übel gehaust auf meinem Eigenthume. Sagt mir aber nur vor allen Dingen, wie es zugegangen ist, daß Euch meine Wächter nicht entdeckt haben, und ich selbst Euch nicht eher erblickte, als bis ich mit den Weidenstäben nach Euch hieb?"

„Wir besitzen Nebelkappen," sagte einer der beiden Zwerge, „die uns jedem menschlichen Auge unsichtbar machen. Mit Euren Weidenstäbchen habt Ihr uns dieselben vom Kopfe geschlagen und wir sind sichtbar geworden. Erlaubt, daß wir sie wieder suchen!"

„Mit nichten!" entgegnete Neubauer. „Haltet Ihr mich für so dumm, Euch selbst das Mittel wieder in die Hände zu geben, mir zu entschlüpfen? — Nein, Ihr folgt mir jetzt in mein Haus, und kommt nicht eher los, bis Ihr mich bezahlt habt!"

Die Zwerge weinten und flehten so kläglich: sie frei zu lassen, daß das von Natur milde Herz des Herrn Adam schon weich zu werden begann; aber ein Blick auf sein Feld verhärtete es wieder und er führte seine zitternden Gefangenen mit sich nach Hause.

Am andern Morgen wurde nun ein ernstliches Verhör mit den beiden Schuldigen angestellt, die jetzt erzählten, daß sie, von einem Könige beherrscht, seit undenklichen Zeiten die Höhlen des Harzes und besonders den Sachsenstein inne gehabt und sich glücklich gefühlt hätten; jetzt aber hätten unterirdische Wasserfluthen und Erdfälle ihnen

solchen bedeutenden Schaden zugefügt, daß sie genöthigt gewesen wären, das Eigenthum der Menschen anzutasten. Sie würden es aber nie wieder wagen und erklärten sich nochmals gern bereit, den verursachten Schaden zu bezahlen; weshalb er ihnen sagen möge, wie viel er von ihnen verlange.

„Wenn ich allen Schaden, den Ihr mir zugefügt, berechnen wollte, sprach Neubauer mit gerunzelter Stirn, so möchte eine gar lange Rechnung herauskommen; ich verlange aber bloß die Schoten vergütigt und wenn Ihr mir drei Gulden bezahlt, so will ich zufrieden sein und Euch sogleich in Freiheit setzen!"

Die Zwerge waren sehr mit dieser Forderung zufrieden, betheuerten aber, weder Geld noch Geldeswerth bei sich zu haben und baten daher um die Erlaubniß, sich entfernen und das Geld holen zu dürfen. Dazu war aber Herr Neubauer durchaus nicht zu bewegen. Ja selbst das Anerbieten, einen von ihnen zurückzubehalten und den andern nach dem Gelde zu schicken, schlug er entschieden aus.

„Nun, so gebt uns ein Rosenblatt und eine Stecknadel!" baten die Zwerge. „Wir wollen an unsern König schreiben und er wird uns gewiß sogleich aus unserer peinlichen Lage befreien!"

Nach einigem Bedenken erlaubte Neubauer seiner Frau, die ihn mit bittenden Augen ansah, die verlangten Gegenstände herbeizuholen. Sobald die Zwerge das Rosenblatt bekritzelt hatten, übergaben sie es ihm mit der Bemerkung, dasselbe an einen der Spalten des Sachsensteins tragen und hineinblasen zu lassen, worauf das Weitere schon erfolgen werde.

Die Gesichtszüge der kleinen Wesen erheiterten sich, als sie vernahmen, daß ihr sonderbares Schreiben so, wie sie gesagt, besorgt sei, und waren fröhlich und guter Dinge, obgleich der Tag verging, ohne daß etwas für ihre Befreiung geschehen wäre.

Als aber wiederum die Nacht kam, die Sterne ringsum in geheimnißvoller Pracht flammten und aus den Wolken der silberne Mond tauchte, da öffnete sich plötzlich die Thür des Zimmers, in welchem sich Neubauer bei den Gefangenen befand und eine Schaar schöner Zwerge, zierlich geschmückt, trat herein. An ihrer Spitze aber schritt der König selbst, mit Gold und Purpur bekleidet und mit einer funkelnden Krone auf dem Haupte.

Sobald die Gefangenen ihren Herrscher erblickten, warfen sie sich ehrfurchtsvoll auf die Kniee und beharrten in dieser demüthigen Stellung, bis der König durch einen Wink es ihnen erlaubte, sich zu erheben. Das Aeußere dieses pygmäischen Regenten war auch in der That so achtunggebietend, daß Herr Neubauer selbst unwillkührlich sein Haupt entblößte und den kleinen Monarchen mit stummen Staunen bewunderte.

Der König brach endlich das Schweigen und sprach, zu Neubauer gewendet, mit Anstand und Würde: „Ihr habt zwei meiner Unterthanen zu Euern Gefangenen gemacht und ich komme jetzt, mich ihrer anzunehmen, denn es sind sonst brave Männer, die jetzt nur durch den Drang der Umstände verleitet worden sind, Euch zu scha-

den. Daß ich übrigens Eure Forderung sehr billig finde, mögt Ihr daraus sehen, daß ich Euch das Zehnfache auszahlen lassen werde!"

Er winkte einem seines Gefolges, der sogleich herzutrat und aus einem Säckchen, welches er unter dem Arme trug, dreißig blanke, neue Gulden auf den Tisch zählte.

Herr Neubauer machte große Augen, als er das viele Geld erblickte. Er hatte schon im Innersten seines Herzens beschlossen gehabt, die Delinquenten, wenn er sie ein wenig geängstigt haben würde, ohne Lösegeld ziehen zu lassen. Ueberrascht von der königlichen Freigebigkeit, kündigte er daher den Gefangenen sogleich ihre Befreiung an, die denn auch sogleich mit freudestrahlenden Augen emporsprangen, zu den Füßen des Königs niederfielen und demselben für ihre Befreiung in den rührendsten Ausdrücken dankten.

Nachdem der König dieselben freundlich aufgehoben hatte, wandte er sich nochmals an Neubauer und sprach: „Ich danke Euch, daß Ihr diesen armen Leuten nichts Böses zugefügt habt und zeige Euch an, daß Ihr in Zukunft durchaus nichts weiter von uns zu befürchten habt, denn ich werde in der Johannisnacht mit meinen Unterthanen über die Brücke hier von dannen ziehen. Schon lange suchen uns unterirdische Wasserfluthen aus dem alten Sachsensteine, den wir so lange bewohnt haben, zu vertreiben und ich werde, um diese alte Besitzung nicht ganz aufzugeben, nur Wenige meines Volks zurücklassen, von denen Ihr jedoch in keiner Hinsicht etwas zu befahren haben sollt.

Er nickte freundlich mit dem Haupte und ging, von seinem Gefolge begleitet, von dannen. Die beiden Erlösten folgten mit fröhlichen Geberden und Hand in Hand, ihren Brüdern nach.

Den Abend vor der Johannisnacht verbarg sich Herr Neubauer mit seiner Frau, welche die Neugier plagte, sammt dem Gesinde, in der Nähe der Brücke, um die Zwerge davon ziehen zu sehen. Sie ließen auch nicht lange auf sich warten. Kaum war die Dunkelheit hereingebrochen, so kamen sie daher, ein wohlgeordneter Haufe, und die Versteckten hörten bis Sonnenaufgang den Zug derselben, der dem leisen Getrappel einer Schaafheerde glich.

Seit jener Zeit hat man nichts wieder von den Zwergen gehört und gesehen, und sie sind nicht nur hier, sondern auch anderwärts, verschwunden; aber ihr Andenken lebt noch im Munde des Volks und wenn der eisige Nordwind weht, der Schnee gegen die Fenster fliegt und junge Bursche und rosige Jungfrauen im traulichen warmen Stübchen beim Geschnurr der Räder zusammensitzen, erzählen sie oft:

Von des Berges tiefen Spalten,
Wo in ew'ger Nacht
In dem kühlen Schacht
Blumen Hochzeit halten.

Von der Erdengeister Treiben,
Fürstlichem Geschlecht,
Und von Gnom und Knecht,
Und von Wasserweiben.

C. Duval.



30. Lith. v. Ed. Pietzsch & Co in Dresden.

Ruinen der Klosterkirche zu Memleben.

Kloster Memleben.

Memleben! Kaiserwonne! das du den großen
Heinrich und Otto freundlich oftmals umarmtest,
Beide voll Andacht in heiligen Hallen
Knien, und beide
Friedlich hinschlummern sahst! Vom Nordsturm durchbrauset
Liegst du, wie Wintergärten, einsam, verödet
Mischest in sein Geheul die jammernde Klage
Ueber dein Schicksal!
Nachtvögel hausen in den Kaisergemächen,
Krächzen aus hohlen Kehlen, grauenvolles, rauhes
Grabesgeheul, dem mitternächtlichen Wandrer
Tödtlicher Schrecken!
Hin ist geschwunden deine Herrlichkeit, die dich
Kaiserlich schmückte, hin zu Staube gesunken,
Wenige Trümmer nur verkünden der Nachwelt
Vorige Größe.
Tiefversunkene Mauern! über euch weilet,
Ernster Betrachtung voll die denkende Seele,
Sieht der Vergänglichkeit beneideter Größe
Warnendes Beispiel.

M.

Die goldene Aue, jener reich gesegnete Landstrich Thüringens, welchem schon Graf Botho von Stolberg, als er 1493 von einer Wallfahrt nach Jerusalem glücklich zurückkehrte, vor dem gelobten Lande den Vorzug gab, zeichnet sich nicht nur durch eine seltene Fruchtbarkeit und Anmuth aus, sondern verdient auch dadurch unsre Aufmerksamkeit, daß in früher Vorzeit hier viele Klöster gestiftet wurden, welche zum Theil das seltene Glück gefunden haben, daß sie

noch jetzt zu wohlthätigen Zwecken dienen. In einer kurzen Entfernung liegen die drei Klöster Donndorf, Roßleben und Memleben, ein jedes ausgezeichnet durch den Reiz einer herrlichen, eigenthümlichen Lage, so wie durch viele geschichtliche Erinnerungen. Memleben lehnt sich an den Fuß des hohen, durch seine weite, entzückende Aussicht bekannten Orlasberges; ergiebige Fruchtfelder, üppige Wiesen, dicht bewaldete Bergrücken umgeben den freundlichen Ort von allen Seiten. Die in vielfachen Windungen vorüberströmende Unstrut, welche oft im Frühjahr das weite, reiche Thal in einen großen See verwandelt, das nahe Bergschloß Wendelstein, die zahlreichen Dörfer, die überall dem Auge begegnen, machen die Landschaft zu einem überaus anziehenden Gemälde. Gegen Osten scheint sich das Thal gänzlich zu schließen; die Unstrut verschwindet in jener engen Schlucht, die Steinklebe genannt, wo sie, von hohen, schroffen Felsenklippen eingeschlossen, kaum Raum findet, um ihre beengten Gewässer der Saale zuzuführen. In früher Vorzeit, wo die goldene Aue einen großen Landsee bildete, mag sich der Fluß erst nach und nach durch diesen Engpaß einen Weg erzwungen haben, so daß das trocken gelegte Thal nun zum Anbau fähig wurde. Wenn der Wonnemonat seine Blüthen ausstreut, und das starre Kleid des Winters dem Blumengewande des Frühlings weicht, wenn da der Freund der Natur von dem Badeorte Bibra aus, die Höhe des Orlas auf dem gemach aufsteigenden Pfade erreicht hat, wenn nun das wonnetrunkene Auge bis zum Kyffhäuser und zum fernen Brocken schweift, wenn hundert ausgestreute Ortschaften hervortreten und überall die Herrlichkeit der Natur mit dem Fleiße der Menschen ein schönes Ganzes bildet, so kann er den Ausruf nicht unterdrücken: sie ist doch schön diese Erde und Preis und Dank und Anbetung dem, der sie also geschmückt hat!

Wer aber diesen Einladungen der Natur nicht folgen will, der lasse sich an der Hand der Geschichte zu diesen merkwürdigen Ruinen leiten, welche das Andenken so vieler bedeutender Ereignisse erwecken müssen. Vor länger als tausend Jahren wird Memleben schon genannt und noch fortwährend verdient diese Stelle unsre Aufmerksamkeit, denn diese weiten Bogen und diese schön verzierten Säulen sagen uns, welches herrliche Gebäude der fromme Sinn erlauchter Fürsten hier zum Dienste des Herrn errichtet hatte und diese unförmlichen kaum mehr erkenntlichen Trümmer einer hohen, kaiserlichen Burg erinnern uns an jene um das Vaterland unsterblich verdienten Fürsten, die hier die letzte Stunde ihres thatenreichen Lebens heran nahen sahen. Doch wer wollte nicht gern eine nähere Erzählung dieser Ereignisse, die sich hier zugetragen haben, vernehmen?

In dem Breviarium des heiligen Lullus, des verdienstvollen Schülers des heiligen Bonifacius und des Stifters der Abtei Hersfeld, welcher durch die Gunst Karls des Großen in Thüringen zahlreiche Besitzungen zu Theil wurden, wird zuerst der Ort „Mimelebo" angeführt. Dieser Name wird von den alten Geschichtsschreibern auf die abwechselndste Weise geschrieben, und da sich mehr als funfzig Schreibarten aufzählen lassen, so kann schon hieraus geschlossen wer-

den, wie häufig sich hierher die Aufmerksamkeit der ältern Geschichtsschreiber richtete. Sehr früh war dieser Ort mit der umliegenden Gegend in Besitz der sächsischen Herzöge; die Voreltern Heinrichs I. sein Vater, Otto der Erlauchte und sein Großvater Ludolph, Herzöge in Sachsen, besaßen hier einen Hof, der später unter König Heinrich und seinen Nachfolgern in den Urkunden oft als ein königlicher Hof, curtis regia, auch castellum, weil er durch Mauern und Gräben geschützt war, erwähnt wird. Die Annehmlichkeit der Gegend, der Reichthum an Wild, die häufigen Ueberschwemmungen der Unstrut, welche zahlreiches und seltenes Geflügel herbeiführten, die günstige Lage in der Nähe der oft bedrohten östlichen Grenzen, dies alles trug unstreitig viel dazu bei, daß jene großen Fürsten oft hier Erholung und Unterhaltung suchten und fanden. Aus den Stürmen und Sorgen ihres vielbewegten Lebens zogen sie sich hierher zurück und fühlten sich frei von den Lasten, die oft auf ihnen so schwer ruhten. Unstreitig ward auch schon frühzeitig eine Kirche hier erbaut, um die frommen Uebungen der Religion nicht zu versäumen.

Der König Heinrich, der diese Gegenden so sehr liebte, vollendete hier seine irdische Laufbahn; um uns dieses wichtige Ereigniß lebendiger zu vergegenwärtigen, versetzen wir uns in den Sommer des Jahres 936 und vernehmen die nähern Umstände dieses so denkwürdigen Todes aus der Lebensbeschreibung der Königin Mathilde, der Gemahlin Heinrichs, welche um das Jahr 1010 auf Befehl des Kaisers Heinrich II. verfaßt worden ist.

Hierauf (im Frühjahr 936) ging der König nach Botfeld (bei Elbingerode), wo er sehr oft zu jagen pflegte. Nach wenigen Tagen wurde er hier von einer Krankheit befallen und litt von heftigen Fieberanfällen; aber nachdem sich die Schwäche etwas gegeben hatte, richtete er seinen Weg nach Erfurt, wohin er alle Fürsten des Reiches zusammenberufen hatte, um sich mit ihnen gemeinschaftlich darüber zu vereinigen, welchen sie von seinen Söhnen zum Besitz des königlichen Stuhles erwählen wollten. Nachdem der König Heinrich dies geordnet hatte, begab er sich nach Memleben, nur von wenigen begleitet. Hier erneuerte sich seine Schwäche und bald darauf folgte der Todeskampf. Als er nun merkte, daß die Auflösung seines Körpers nahe sei, rief er die Königin zu sich, und nachdem er Vieles mit ihr im Geheimen gesprochen hatte, schloß er zuletzt seine Rede mit diesen Worten: o du, die du uns immer die getreuste und mit Recht geliebteste Gattin warst; wir danken dem Herrn Christus, daß wir dich lebend zurücklassen! Denn niemals hat sich wohl jemand eine in der Treue festere und zu allem Guten erprobtere Gattin verbunden. Daher empfange meinen Dank, daß du uns, wenn wir erzürnt waren, angelegentlichst besänftigtest und in allen Dingen uns nützlichen Rath ertheiltest. Oft hast du uns von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit zurückgerufen und eifrig ermahnet, den von der Gewalt Unterdrückten Erbarmen zu beweisen. Jetzt empfehlen wir dich und unsre Sache dem allmächtigen Gotte in dem Gebete der Auserwählten Gottes, zugleich aber auch meine Seele, die den Kör-

per zu verlassen eilt. Als er dies gesprochen hatte und die Königin ihm nicht weniger Dank gesagt hatte, trat diese von Schmerz erfüllt, in die Kirche ein, indem sie sich und das Ihrige Gott empfahl, wie sie es immer zu thun pflegte. Indessen entfloh die Seele des Königs aus dem Kerker des Leibes und als die Heilige Gottes aus den Klagen des Volkes merkte, daß der erlauchte Gatte die zeitlichen Dinge verlassen habe, warf sie sich im Gebet nieder und empfahl seine Seele der Gnade Christi. Hierauf erhob sie sich und fragte, ob jemand noch bis jetzt gefastet habe, damit er für die Seele ihres Herren eine Messe sänge. Als dies der Presbyter Adeldac hörte, sagte er: Herrin, noch habe ich nichts genossen! Die ehrwürdige Königin hatte einst zwei Armspangen, mit bewunderungswerther Kunst verfertigt, angelegt, welche mit solcher Festigkeit an die Arme schlossen, daß sie ohne die Hülfe des Goldschmidts nicht abgenommen werden konnten; diese berührte sie jetzt leise mit den Fingern und löste sie schneller, als es gesagt werden kann ab und sprach so zu dem Presbyter: nimm für dich dieses Gold und singe eine Seelenmesse. So lange die ehrwürdige Herrin nachher noch lebte, so lange bewies sie diesem Presbyter große Gunst und übergab es nie der Vergessenheit, daß er die erste Messe für die Seele König Heinrichs gesungen hatte, und wegen dieser That erlangte sie für ihn die bischöfliche Würde bei ihrem Sohne Otto. Als aber die Seelenmesse vollendet war, trat die Königin wieder in das Schlafgemach, wo der entseelte Leichnam lag und fand ihre königlichen Söhne hier, die reichlich Thränen vergossen und zugleich mit ihnen die Führer des Heeres. Als dies die Königin sah stürzten Thränen über die edlen Wangen und zu den Füßen des entseelten Körpers niedersinkend, strömten heiße Thränen hin, wie der ehrwürdige König es um sie verdient hatte. Aber Gott verlieh ihr eine große Gnade und eine so lobenswerthe Fassung, daß sie nicht durch Ungehorsam jenen beleidigte und doch den Tod des Königs würdig betrauerte. Hierauf ermahnte sie die zu ihr gerufenen Söhne mit diesen Worten: o theure Söhne, prägt es fest euern Herzen ein, Gott zu fürchten, in Allem stets ihn zu ehren, der die Macht hat, solches zu thun. Darum wird er mit Recht Herr und König genannt, der eine solche Macht ausübt über Arme und Reiche. Darum laßt ab vom Kampfe um vergängliche Hoheit, denn ein solches Ende nimmt aller irdische Ruhm! Der ist glückselig, der sich das stets dauernde Ewige zu erwerben sucht! Und darüber betrübe sich eurer Herz nicht, wenn einer von euch über den andern gestellt wird, und behaltet es im Gedächtniß, was im Evangelio, dem Worte der Wahrheit gesagt wird: wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget der wird erhöhet werden. Als hierauf Alles, was zum Leichenbegängniß nöthig war, nach dem Gebrauche angeordnet war, wurde der Leichnam mit größter Ehre nach Quedlinburg gebracht, wo er zu ruhen verordnet hatte, und hier wurde er feierlichst in dem Grabmal beigesetzt.

Es war der zweite Juli des Jahres 936, am Sonntag, als der gute und große König Heinrich, im sechzigsten Jahre seines Le-

bens und im achtzehnten seiner wohlthätigen Regierung in Memleben starb; was er für die Bildung, die Sicherheit und den Ruhm Deutschlands gethan hatte, war so groß und anerkannt, daß, was nur selten der Fall ist, alle deutschen Geschichtsschreiber in seinem Lobe übereinstimmen. Sein häusliches und öffentliches Leben bietet reichen Stoff zur Bewunderung und zum Danke dar und der Ausspruch unsers großen Geschichtsschreibers Johannes Müller: Griechenland würde Heinrich unter die Götter gezählt haben, ist frei von Schmeichelei und Uebertreibung. Sein Wahlspruch war:

sit piger ad poenas princeps, ad praemia velox.

Langsam sei zur Strafe der Fürst, doch schnell zur Belohnung.

Auch Heinrichs ruhmvollen Sohn, Otto den Großen, finden wir oft in Memleben, obwohl er häufig Jahre lang in Italien sich aufhielt und seine Regierung ihn fortwährend von einem Ende Deutschlands zum andern führte. Es mag ihm wohl in diesem stillen Thale, das so viele Erinnerungen an die harmlosen Zeiten der Jugend und an die geliebten Voreltern darbot, besser zu Muthe gewesen sein, als wenn ihm die Reize Italiens oder der Glanz der Fürstenversammlungen umgab. Was er wohl in der Stille gewünscht hatte, daß er da, wo der Vater abgerufen wurde, auch seine letzten Tage zubringen möchte, traf auch ein und eben so schnell und unerwartet, als dies bei seinem Vater der Fall gewesen war. Im Herbste des Jahres 972 kehrte der Kaiser aus Italien zurück und eilte bald nach seiner geliebten Stadt Magdeburg, deren Gedeihen er durch reiche Schenkungen sicherte. Hierauf begab er sich nach Quedlinburg, um an der Grabstätte seines Vaters die Opfer des kindlichen Dankes darzubringen und mannichfachen Pflichten seines kaiserlichen Amtes zu genügen. Hatten schon an der Gruft des vollendeten Vaters seine Augen sich mit Thränen gefüllt, so traf ihn hier am 1. April ein neuer Schmerz, als sein treuer Freund, der Herzog Herrmann Billing von Sachsen ganz unerwartet starb; viel verlohr er in ihm, denn er hatte immer sich treu zu ihm gehalten und mit Muth und Klugheit die oft bedrohten sächsischen Grenzen geschützt. Düstere Ahndungen durchzogen die Seele des tieferschütterten Kaisers, er fühlte es, daß er den Pforten der Ewigkeit nahe sei. Gebeugt entließ er die Versammlung der Fürsten und zog gen Merseburg, wohin ihn ein Gelübde rief, welches er am heißen Tage auf dem Lechfelde dem heiligen Lorenz gethan hatte. Von hier begab er sich nach Memleben. Witichind erzählt die letzten Lebensumstände Otto's des Großen also:

Der Kaiser wollte das Osterfest in Quedlinburg feiern. Eine große Menge verschiedener Völker strömten hier zusammen und mit großer Freude wurde die Versöhnung des Vaters mit dem Sohne gefeiert. Er verweilte hier nicht länger als siebenzehn Tage und reiste dann fort, um das Himmelfahrtsfest des Herrn in Merseburg zu begehen. Mit Betrübniß sah er diese Gegenden wieder, wegen des Dahinscheidens des trefflichen Mannes, des Herzogs Herrman,

der sich durch Klugheit und Gerechtigkeit und große Wachsamkeit in Frieden und Krieg bei allen nach ihm lebenden Sterblichen ein ewiges Gedächtniß gestiftet hat. Nachdem er die afrikanischen Gesandten, welche mit königlichen Ehren und Geschenken zu ihm gekommen waren, hier noch bei sich hatte, begab er sich drei Tage vor Pfingsten, an den Ort, welcher Mimilevu genannt wird. In der nächsten Nacht bei der Morgenröthe, wie er gewohnt war, erhob er sich aus dem Bette und nahm an der Nacht- und Frühmette Antheil. Dann ruhete er ein wenig. Nachdem er hierauf, nach seiner Gewohnheit, den Armen Handreichung gethan, aß er ein wenig, dann ruhete er wiederum im Bette. Als aber die Stunde da war, schritt er munter heraus und begab sich in heiterer Stimmung zum Mittagsmahl. Nach vollbrachtem Dienst wohnte er den abendlichen Lobgesängen bei und als das Absingen des Evangeliums vorbei war, fing er an Hitze zu spüren und schwach zu werden. Als dies die dabei stehenden Fürsten bemerkten, ließen sie ihn auf einen Sitz nieder und obwohl er das Haupt schon sinken ließ, als wäre er bereits gestorben, so brachten sie ihn doch wieder zu sich und nachdem er das Sacrament des göttlichen Leibes und Blutes verlangt und empfangen hatte, übergab er ohne Seufzen mit großer Ruhe mitten in der Erfüllung der göttlichen Pflichten bei dem letzten Athemzuge seine Seele der Liebe des Schöpfers aller Kreaturen. Hierauf wurde er in sein Schlafgemach getragen und dem Volke ward sein Tod, da es schon spät war, angekündigt. Das Volk aber sprach Vieles zu seiner Ehre und aus Dankgefühl rühmte es, daß er seine Unterthanen mit väterlicher Liebe regiert, daß er sie von den Feinden errettet, daß er die stolzen Avaren, Saracenen, Dänen und Slaven durch seine Waffen bezwungen, Italien unterworfen, die Tempel der Götzen der benachbarten Heiden zerstört, Kirchen und Ordnungen der Geistlichen gestiftet habe, — diese und viele andere Wohlthaten gegenseitig erwähnend, stehen sie bei der königlichen Leiche. Als es nun Morgen geworden, geben sie dem Sohne des Kaisers, der schon früher zum König gesalbt und von dem heiligen Nachfolger der Apostel zum Kaiser verordnet war, die einzige Hoffnung der Kirche, wetteifernd die Hände, indem sie ihm Treue versprochen und ihre Hülfe gegen alle seine Feinde durch einen heiligen Eid geloben. So vom ganzen Volke zum Kaiser erwählt, ließ er die Leiche des Vaters nach der Stadt bringen, die er selbst herrlich erbaut hatte, Magdeburg mit Namen. So ist gestorben am 7. Mai, vier Tage vor Pfingsten im Jahre 973 der römische Kaiser, der König der Völker, der so viele und heilige Denkmale in geistlichen und weltlichen Dingen den kommenden Jahrhunderten überließ. Dithmar von Merseburg berichtet noch, daß der entseelte Leichnam in Magdeburg mit Thränen auf das ehrenvollste empfangen und von den Erzbischöfen Gero und Adelbert in der Kirche des heiligen Mauritius, des Schutzpatrons des Erzstiftes, in einem marmorn Sarkophage beigesetzt worden sei, auf welchem diese Inschrift eingegraben wurde:

**Tres luctus causae sunt hoc sub marmore clausae
Rex, decus ecclesiae, summus honor patriae.**

Dreifachen Grund zur Klage umschließt dies Grabmahl von Marmor,
Einen König, der Kirche Schmuck, des Landes herrlichster Ruhm.

So sah Memleben zum zweitenmal den Engel des Todes einen mächtigen Fürsten nehmen; nach einem langen ruhmvollen Tagewerk starb er, Otto der Erste, im sechs und dreißigsten Jahre seiner Regierung und im zwei und sechzigsten seines Alters. Jener gewaltige, von den Wechseln des Lebens gebeugte Kaiser stieg in die Gruft, der durch glückliche Kämpfe die Macht und das Ansehen Deutschlands erhoben, Italien erworben, die Kaiserkrone auf sein Haupt befestigt, und dem Namen Deutschlands bei allen Völkern Ansehen und Furcht verschafft hatte. Er war aber mehr gefürchtet, als geliebt, und die fortdauernden innern Unruhen und brüderlichen Zwiste, die allzu große Vorliebe für die Geistlichen lassen ein ungewisses Licht auf seine Größe fallen.

Die folgenden Kaiser aus dem sächsischen Hause, Otto der II. und Otto III. waren zwar fast immer in Italien beschäftigt, und fanden auch dort, von so vielen Gefahren umgeben, ein frühes Grab, doch blieb jener stille Ort in ihrem Gedächtniß, der ihren Voreltern so theuer gewesen war. Die Kirche, welche bisher in Memleben bestanden hatte, mag sich wohl nicht viel von den gewöhnlichen unterschieden haben und erst Otto II. führte die Idee aus, welche seinen Vater und Großvater wohl öfters beschäftiget hatte, dieser Kirche nicht allein eine äußere ausgezeichnetere Gestalt zu geben, sondern ihr auch eine höhere Würde zu verleihen. Auf Antrieb seiner frommen Mutter, unter deren Vormundschaft der junge Kaiser sich befand, erwarb Otto II. von der Abtei Hersfeld die Rechte über die Kirche in Memleben, welche dieses Stift bisher genossen hatte, durch einen rechtmäßigen Tausch, und nachdem er Mönche versammelt hatte, stiftete er hier, es mag um das Jahr 975 gewesen sein, eine freie Abtei, welche er mit den nöthigen Einkünften versah. Mehrere noch vorhandene Urkunden dieses Kaisers bestätigen es, daß von ihm und seiner Gemahlin, der griechischen Prinzessin Theophania, die jetzige noch in ihren Trümmern so schöne Kirche erbaut, das Kloster gestiftet, zu einer freien Abtei erhoben, mit vielen Gütern beschenkt und durch Mönche aus dem Orden des heiligen Benedict besetzt worden sei. Kaiser Otto III. bewies durch manche Vergünstigungen und Geschenke, wie vielen Antheil er an dem Gedeihen dieser Stiftung nahm und die von Hersfeld ganz unabhängige Abtei erhält von ihm, auf Veranlassung seiner Großmutter, der verwittweten Kaiserin Adelheid, die Markt=, Münz= und Zollgerechtigkeit, ein bedeutendes Vorrecht in der damaligen Zeit. Der letzte Sprößling des sächsischen Hauses, Heinrich II., der Urenkel des Königs Heinrich, der Nachfolger des ohne Nachkommen im zwei und zwanzigsten Jahre seines Lebens zu Paterno im Jahre 1002 unerwartet verstorbenen Otto des III., begünstigte auch in den ersten Jahren seiner Regierung unser Kloster;

er bestätigte schon in den ersten Jahren seines Reichs alle Gerechtsamen, die das Kloster von seinen Vorfahren erhalten hatte und bestimmte, daß dasselbe die nemlichen Vorzüge genießen sollte, welche die Klöster zu Fulda, Corvey und Augia auszeichneten. Aber nach zwölf Jahren, es ist schon zu errathen aus welchen Gründen, wurden alle diese Vergünstigungen und Vortheile wieder zurückgenommen und die freie Abtei wurde zu einem gewöhnlichen Kloster, das der Leitung von Hersfeld völlig unterworfen war, erniedrigt.

In dieser für Memleben so verhängnißvollen Urkunde vom 5. Februar 1015 verordnet der Kaiser, daß die Mönche, welche von Mangel und Geldnoth bedrängt, sich in einer traurigen Lage befänden, der Abtei Hersfeld und dem Abte Arnold und dessen Nachfolgern auf ewige Zeiten übergeben sein sollten. Kaum ist es aber zu begreifen, wie eine reich fundirte Stiftung wenig Jahre nach ihrer Entstehung in eine so hülflose Lage kommen konnte, und es läßt sich wohl eher vermuthen, daß der Abt von Hersfeld eine günstige Gelegenheit benutzt haben mag, um die frühern Rechte seines Stiftes über das Kloster Memleben wieder zu erlangen. Dithmar von Merseburg erzählt auch dieses Ereigniß und bemerkt mit Schmerz, daß die freie Abtei ihre Freiheit verloren und mit Knechtschaft vertauscht habe, und daß der Abt Reinhold seines Dienstes entsetzt und die Mönche zerstreut worden wären.

Von diesem Zeitpunkte an bis zur gänzlichen Aufhebung des Klosters 1551 wirkte dieser unerwartete und verderbliche Schlag unaufhörlich fort. Die fromme Anstalt, welche nach der Absicht ihrer Begründer eine ganz andere Stelle einnehmen sollte, blieb in einem siechen, hülflosen Zustande und da durch schlechte Wirthschaft, welche durch genaue Aufsicht von Seiten der Abtei Hersfeld nicht gehoben wurde, eine Besitzung nach der andern verloren ging, so sank diese begüterte Stiftung immer mehr und ihr Name verschwindet schon früher aus der Geschichte, als durch die wirkliche Aufhebung derselben. Manche kleine Schenkungen wurden ihr zwar zu Theil, auch erlangte sie mehrere Ablaßbriefe im Jahre 1359, 1500 von dem Weihbischofe Albert von Beichlingen und von Johannes, General-Vicar des Erzbischofs Berthold von Mainz, allein die Wirkungen dieser Vergünstigungen blieben sehr gering. Es verlohnt sich nicht der Mühe, diese traurigen Umstände, durch welche das Kloster fünf Jahrhunderte hindurch bedrängt wurde, nach den Angaben der vorhandenen Urkunden näher zu untersuchen, auch bringt es eben so wenig Vortheil, die Namen der Pröbste aufzuzählen, welche die Urkunden nennen, es genügt zu bemerken, daß das Kloster alle seine Güter und Besitzungen durch eine schlechte Verwaltung nach und nach bis auf jene in der Flur von Memleben gelegene Ländereien verlor, welche in den damaligen Zeiten den Mönchen nur ein geringes, kaum hinreichendes Einkommen gewährten, welche aber in unsern Tagen, wo sich der Ertrag der Ländereien so außerordentlich gehoben hat, völlig hingereicht haben würde, um eine so beschränkte Anstalt zu erhalten.

Das Stift Hersfeld behielt bis zur Auflösung des Klosters in geistlichen Sachen die Oberaufsicht über dasselbe, wovon viele Urkunden Zeugniß geben. Die Schirmvogtei lag zuerst in den Händen der sächsischen Könige und Kaiser; nach ihnen verwalteten dieses Amt die Grafen von Buche, dann die Grafen von Orlamünde und nach dem Aussterben derselben die Landgrafen von Thüringen und zuletzt die Churfürsten und Herzöge von Sachsen.

Die Stürme des Bauernkrieges betrafen auch unser Kloster und es empfand schwer die Wuth der zügellosen Haufen, die so viele schätzbare Ueberreste der Vorzeit vernichteten. Der neue, bessere Geist, den die Reformation verbreitete, fand auch in den finstern Zellen der Klöster Eingang und tausend Unglückliche, die ihr Leben und ihren Beruf oft verwünscht hatten, begrüßten mit Frohlocken diese bessere Zeit. Ehe Herzog Heinrich die Klöster in Thüringen sequestriren und aufheben ließ, war Memleben schon verlassen und verödet. Der Visitationsbericht vom Jahre 1540 meldet von Memleben: Hier war der hochbejahrte Probst Wolfgang Hake bereits von den Mönchen bis auf zwei verlassen, von denen der eine mit dem Probste im Kloster leben zu können bat, der andere aber zum Ausziehen und Heirathen bereit war. Churfürst Moritz führte die Absicht seines Vaters, das Kloster Memleben zu einem wohlthätigen Zwecke zu benutzen, aus, er übergab im Jahre 1551 dasselbe mit allen seinen Gütern und Einkünften der neu gestifteten Fürstenschule Pforte und diese Anstalt, welche so viele ausgezeichnete Schüler zählt, erfreut sich fortwährend dieser Besitzung, welche vor neun Jahrhunderten der fromme Sinn der sächsischen Kaiser zwar zu andern Zwecken der Kirche übergab, jedoch in ihrem Geiste nur eine bessere Bestimmung erhalten haben.

Nach dieser kurzen geschichtlichen Darstellung wenden wir uns zu jenen ehrwürdigen Ruinen, die unsrer ganzen Aufmerksamkeit werth sind. Zuvor müssen wir es sehr beklagen, daß nicht durch die Gewalt der Elemente oder durch den Einfluß unabwendbarer Umstände dieses Gebäude, das einst Kaiser beherbergte, dieses Kloster, das durch seine seltene Bauart eine bedeutende Stelle unter den Ueberresten der Baukunst des Mittelalters einnimmt, in einen beklagenswerthen Zustand gerieth, nein, vorzüglich durch die Gleichgültigkeit und Barbarei gefühlloser Menschen, die wenig darum sich bekümmerten, ob alte merkwürdige Bauten erhalten wurden oder nicht. Wäre jener erfreuliche Eifer, jene lobenswerthe Pietät, die wenigen Ueberreste der Vorzeit zu erhalten und vor ihrem gänzlichen Untergang zu bewahren, schon früher erwacht, wir würden nicht so leichtsinnige Zerstörungen zu beklagen haben. Sind es doch kaum fünf Jahrzehnte her, als die Kirche des Thurmes und Daches beraubt wurde, weil die Unterhaltung desselben dem Finanzkollegio in Dresden zu hoch schien; wissen sich doch noch mehrere Männer zu erinnern, daß die schönsten Steine zum Aufbau eines Stalles oder einer Scheune ausgebrochen wurden! Es ist höchst erfreulich, daß nicht nur bei den obern Behörden eine bessere Ansicht durchgedrungen ist, sondern daß

auch in allen Klassen eine rege Theilnahme und Vorliebe für diese Denkmähler sich verbreitet hat, so daß ihr gänzlicher Untergang nicht besorgt werden darf.

Das Kloster liegt an der Südseite des Dorfes Memleben, am rechten Ufer der Unstrut, welche, da sie nur in geringer Entfernung vorbeifließt, bei ihren Ueberschwemmungen die Mauern desselben oft erreicht. Eine breite, mit Bäumen besetzte Straße führt uns zu diesen herrlichen Ueberresten einer längst vergangenen Zeit, und wo die letzten Häuser des Dorfes sich zeigen, wo wir schon die Wirthschaftsgebäude des Klosters erblicken, da stoßen wir zuerst auf die Trümmer eines hohen Thores. Die Mauer, durch welche dieses Thor und eine niedrige Thür führt, ist von beträchtlicher Höhe und Stärke, und besteht von außen aus größeren Kalksteinen, inwendig aber findet sich nur kleines Gestein, welches durch einen festen Kalkguß zu einem dauerhaften Ganzen verbunden ist. Die Wölbung des Thores bildet einen Halbkreis, nicht einen gothischen Spitzbogen; nach der Thür zu finden sich noch die Spuren einer verzierten Vertiefung in der Wand, wahrscheinlich die Stelle, wo zu den Zeiten des Bestehens des Klosters die Statue der Patronin desselben, der Jungfrau Maria stand. An den Seiten des Thores zeigt sich jetzo das auf Sandsteinplatten eingehauene kursächsische Wappen, unstreitig ein Werk neuerer Zeit. Bedeutende Ueberreste starker Grundmauern erstrecken sich an beiden Seiten des Thores hin, und trugen sonst die Gebäude des königlichen Hofes, jetzt dienen sie geringern Gebäuden zur Grundlage.

Treten wir durch dieses Thor in den ersten geräumigen Hof ein, der von mehreren Oekonomiegebäuden umschlossen ist, so bemerken wir linker Hand einen frei stehenden, unförmlichen Steinkoloß, der die Spuren gewaltsamer Zerstörung sichtbar an sich trägt, und der nur seinem festverbundenen Material seine Erhaltung verdankt. Es ist wohl gar nicht zu bezweifeln, daß jenes Thor, jene starken Grundmauern und diese hohe Steinmasse die letzten Ueberreste der alten sächsischen Königsburg sind, welche zur Aufnahme der erlauchten Fürsten und ihres Gefolges bestimmt war. Nahe bei diesen Trümmern gegen Morgen liegt die Klosterkirche und das Kloster. Wir treten näher hinzu, um diese Ueberreste genauer zu untersuchen, indem wir den Mittheilungen eines Freundes folgen, der sich lange Zeit mit der Geschichte dieses Klosters beschäftigt hat.

Die Zeit der Erbauung der Kirche läßt sich nicht genau bestimmen, da die vorhandenen Urkunden nichts Sicheres angeben, aber nicht nur die Andeutungen, welche sich in den Urkunden vom Kaiser Otto **II.** befinden, so wie der byzantinische Styl, in welchem die Kirche erbaut ist, lassen uns mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß dieser Kaiser und seine Gemahlin Theophania, die griechische Künste nach Deutschland brachte, die Erbauer der Klosterkirche sind. Die frommen Voreltern dieses Kaisers hatten hier, wo sie oft Hof hielten, schon eine Kirche, wahrscheinlich aber nur eine hölzerne, wie es in den ersten christlichen Zeiten gewöhnlich war, gestiftet, zu deren Besorgung mehrere Geistliche angestellt waren. Kindliche Liebe und

Frömmigkeit vermochten Otto II. hier die Errichtung eines Klosters anzuordnen und kunstfertigen Meistern den Bau einer Klosterkirche zu übertragen, welche durch Symetrie, Einfachheit und feste Bauart noch in ihren Trümmern so bewunderungswerth erscheint.

Die Kirche hat, wie es in den damaligen Zeiten allgemeine Sitte war, die Form eines lateinischen Kreuzes und die Richtung von Abend nach Morgen. Die ganze Länge beträgt 212 leipziger Fuß, die größte Breite 100 leipziger Fuß. Das Hauptportal, welches jetzo zugemauert ist, zeigt einen einfachen, aber würdigen Styl; durch einen gothischen Bogen gedeckt, der auf jeder Seite von zwei cannelirten Wandsäulen getragen wird, machen dessen mit runden Stäben, geraden Streifen und hohlkehlenverzierte Glieder einen angenehmen Eindruck. Dieses Portal führte zuerst in eine hohe, geräumige Vorhalle, welche durch ein Kreuzgewölbe gedeckt war, wie die noch vorhandenen Spuren an den Seitenwänden beweisen. Wahrscheinlich ruhten zwei Thürme auf diesen starken Mauern, was eine Handzeichnung von Wilhelm Dilich im Jahre 1630 bestätigt. Wir treten nun in das Schiff der Kirche ein. Die Arkaden, welche dasselbe von beiden Abseiten trennen, ruhen auf zehn freistehenden, viereckten Pfeilern, welche mit zwei Wandpfeilern sechs Bogen tragen, welche die Arkaden des Schiffes bilden. Diese Pfeiler sind innerhalb der Bogen mit Säulen reich verziert und zeichnen sich durch sehr gefällige Construction aus. An den innern Ecken der Gewölbe, welche den Querbalken der Kirche bilden, springen viereckte Pfeiler hervor, welche aus festen Quadersteinen aufgeführt, den Thurm trugen, welcher sich auf der Stelle erhob, wo beide Balken des Kreuzes sich durchschnitten. Zwei kleine Kapellen befanden sich an der Ostseite des Querbalkens, und wurden wahrscheinlich zu Privatmessen gebraucht. Der Chor erhebt sich bedeutend über den Fußboden der Kirche; er endet nicht mit einer geraden Mauer, sondern in einer fünfseitigen Vorlage. Hier stand der große Hochaltar, welcher durch seine erhöhte Lage allen, die dem Gottesdienste beiwohnten, in die Augen fiel; wahrscheinlich führten mehrere Stufen aus dem Schiffe zu diesem Chore hinauf. Die Kirche war nicht gewölbt, sondern mit einer hölzernen glatten Decke versehen. Die Vorlage ist von dem Sandsteine, der bei Nebra bricht; die feinern Arbeiten an dem Portale, Fenstern, Pfeilern und Säulen sind von einem festen, feinkörnigen rochlitzer Sandstein. Das innere Mauerwerk besteht aus unbehauenem, grauem Thonschiefer, der in der Nähe gebrochen wird.

Unter der Kirche befindet sich eine noch wohl erhaltene Krypta, wie wir sie bei den meisten alten Kirchen finden. Die Baumeister jener Zeit brachten gewöhnlich unter dem hohen Chore, an den Grundmauern der Kirche noch eine kleine Kirche an, theils um die zur Legung der Grundmauern gewonnene Gruben zu benutzen, theils auch um gewisse, geheimnißvolle Gebräuche der früheren Einsiedler, die oft in Höhlen ihre Gebete verrichteten und von den Mönchen als ihre Stifter betrachtet wurden, hier unbemerkt und in Verborgenheit vollziehen zu können. Diese Krypta oder unterirdische Kirche liegt

ganz unter dem hohen Chore, und hat eine Länge von 52 und eine Breite von 27 leipziger Fuß. Vier freistehende runde zierliche Säulen, und eben so viel starke, viereckige Pfeiler tragen die Wölbungen der Decke. Sieben kleine Oeffnungen lassen das nothdürftige Licht in diese dunklen Hallen dringen, welche Vorplatz, Schiff und Chor enthalten. Die Gewölbe sind so gut gefügt und die ganze Bauart so fest, daß hier die Kraft der zerstörenden Elemente nicht bemerkt wird, und wie vor neun Jahrhunderten dieses Gemäuer fest gefügt wurde, so steht es auch jetzo stark und unerschütterlich. Bis vor wenigen Jahren wurde diese Krypta von dem Oekonomen des Klostergutes zur Aufbewahrung von Rüben und Kartoffeln benutzt, bis endlich auch dieser Mißbrauch abgestellt wurde, so daß der Besuch dieser unterirdischen Kirche zu jeder Zeit möglich ist.

Von dem eigentlichen Kloster ist nur ein kleiner Theil noch übrig, der bei der Wohnung des Oekonomen und der daranschließenden Wirthschaftsgebäude benutzt worden ist. Das alte Kloster lehnte sich mit seinen beiden Flügeln an die Nordseite der Kirche an; was selten bei Klöstern bemerkt wird, und umschloß einen viereckten Hofraum, um welchen die Kreuzgänge liefen. Wo diese Gänge die Kirche berührten, da zeigen sich die gothischen Bogenrundungen der Eingänge in die Kirche; an dem östlichen Eingange wurde das Herz und die Eingeweide Otto's des Großen beigesetzt.

Zu den größten Merkwürdigkeiten der Kirche gehören jene auf bloßen Stein aufgetragenen Gemälde, welche sich auf den dem Schiffe der Kirche zugekehrten Seiten der Pfeiler befinden. Auf der rechten Seite des Schiffes bemerken wir an den vier Pfeilern vier Frauengestalten, mit Kronen geschmückt, und durch lange Gewänder und Schleier, welche bis zu den Füßen reichen, ausgezeichnet. Die Pfeiler der linken Seite zeigen vier hohe Männer in alterthümlicher Tracht, ebenfalls Kronen auf den Häuptern, große Schwerter an den Seiten, und einen Scepter in den Händen haltend. Die Frage, welche Fürsten und Fürstinnen durch diese alten und denkwürdigen Gemälde dargestellt werden sollen, läßt sich nicht leicht beantworten, da alle frühern Nachrichten schweigen. Am wahrscheinlichsten und natürlichsten ist es, daß die großen Wohlthäter des Klosters, die Könige und Kaiser des sächsischen Hauses mit ihren Gemahlinnen bis auf Heinrich II., zum dankbaren Andenken hier eine Stelle fanden. Die Königin Mathilde scheint unter den Frauen die erste Stelle einzunehmen, da diese Figur mit einem Heiligenscheine umgeben ist, was ihr, der Heiliggesprochenen, zukömmt. An der Spitze der männlichen Figuren steht ein Mann, in geistlichem Gewande, auch mit dem Glanze der Heiligen umgeben; ob dies das Bild des Erzbischofs von Cöln, Bruno, des Bruders Otto des Großen sein soll oder ein anderer Heiliger, ist nicht zu entscheiden.

Die erste noch vorhandene Erwähnung dieser Bilder findet sich bei Jacob Thammens, der um das Jahr 1642 die Kirche besuchte. Er sagt: Kaiser Otto der Große ist hier abgemalt mit einer Kaiserkrone auf dem Haupte, geziert mit schönen, langen, krausen und

gelben Haaren, also daß zu muthmaßen, welch ein tapferer, großer und schöner Herr und Kaiser dieser Otto müsse gewesen sein. Schamelius, der 1729 die Kirche, welche damals noch durch das Dach geschützt war, besuchte, bemerkt ebenfalls, daß diese Bildnisse wegen Luft und Feuchtigkeit beinahe verloschen wären, daß der Kaiser Otto mit dem Scepter in der rechten Hand, die Kaiserin mit der Krone und prächtigen Federbüschen auf dem Haupte, gegenüber noch kenntlich sei. Jetzo ist es eine ganz vergebliche Mühe, mit völliger Bestimmtheit ermitteln zu wollen, welche Glieder des sächsischen Kaiserhauses hier abgebildet sind.

Verursacht es schon unauflösliche Schwierigkeiten, die auf diesen Steinen abgebildeten Personen zu enträthseln, so ist die andre Frage, auf welche Weise diese Gemälde unmittelbar auf die Steine aufgetragen worden sind, eben so schwierig. Die Farben sind ohne Grundirung aufgetragen und sind so erloschen, daß die lebensgroßen Figuren nur in einer gewissen Entfernung, gleich wie ein Schatten, hervortreten. Der Fremde, welcher ohne Führer die Kirche besucht, wird diese Bildnisse schwerlich bemerken, so äußerst zart und erloschen sind sie jetzo, und nur bei feuchter Witterung verschwindet etwas der Nebel, der sie umschließt. Es verdiente eine nähere Untersuchung, welches Farbenbindemittel bei diesen Gemälden angewendet worden ist, und da sich auch in neuern Zeiten die Aufmerksamkeit auf die Steinmalerei der Alten gerichtet hat, so werden diese Kaiserbilder wohl vor ihrem gänzlichen Verschwinden eine nähere Untersuchung erfahren.

Einige wenige Ueberreste aus den Zeiten des Bestehens des Klosters sind noch vorhanden. In der Wohnung des Oekonomen findet sich ein hölzernes Marienbild mit dem Christuskinde, welches nicht allein sehr alt ist, sondern auch sogar in frühern Zeiten wunderthätig gewesen sein soll. In der Kirche des Dorfes Memleben werden noch zwei hölzerne Bildereien aufbewahrt, welche unstreitig aus dem Kloster herstammen. Das erste stellt eine Grablegung Christi vor; in dem Vordergrunde liegt der Heiland in den Armen seines Lieblingsjüngers Johannes, Maria beugt sich weinend über ihn und zwei Frauen stehen betend mit zwei Männern hinter ihr. Das andere merkwürdige Stück ist ein Altarblatt in der gewöhnlichen alten Form. In der Mitte steht die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde auf dem rechten Arme, die Krone, der Heiligenschein und der Mantel ist golden, das Unterkleid blau. Auf ihrer rechten Seite steht ein gekrönter Heiliger und ein Engel, der auf einem Lindwurm steht; auf der linken ebenfalls eine gekrönte Heilige und ein Heiliger, der in der Rechten ein Buch und mit der Linken einen gefesselten Teufel führt.

Es ist schon erwähnt worden, wie unverzeihlich und barbarisch auch noch in neueren Zeiten diese Ueberreste der Klosterkirche und des Kaiserhofs zerstört worden sind. Schamelius fand 1729 die Kirche noch unter Dach und die seiner Beschreibung von Memleben beigefügte Abbildung der Klosterkirche zeigt uns dieselbe noch wohl erhalten. Er berichtet uns, daß sich im hohen Chor ein aus einem einzigen Steine bereiteter großer Altar befinde, über dessen Höhe oben

im Gewölbe eine Frau in Nonnentracht vor dem mit der geöffneten blutigen Seite stehenden Heiland auf ihren Knieen liege. Stieglitz, der 1791 die Kirche besuchte, fand noch einige Ueberreste von diesem Gemälde, setzt aber leider hinzu, daß 1793 der Beschluß gefaßt sei, die Kirche in ein Getraidemagazin zu verwandeln, wozu man auch schon den Anfang gemacht und den schönsten der noch übrig gebliebenen Theile, den Chor, niedergerissen habe.

Es war dem jetzigen Jahrhundert und der erleuchteten preußischen Regierung vorbehalten, diesen Vandalismus zu hemmen, wäre es doch früher geschehen! Die Verordnung, die alterthümlichen Gebäude zu erhalten und vor ihrem Untergang zu schützen, wirkte sehr günstig auch für unser Memleben. Bald ward auch der Chor mit steinernen Platten belegt, um das Eindringen der Feuchtigkeit in die Kryyta zu hindern, welche geebnet und von allem Unrath befreit wurde. Zuletzt wurde auch aus dem Innern der Kirche der angehäufte Schutt entfernt und freundliche Gänge, die Blumenbeete umschließen, lassen den Wanderer ohne Verdruß und Widerwillen diese heiligen Räume betreten, und die Geister des großen und guten Königs Heinrich und des gewaltigen und tapfern Otto des Großen umschweben ihn. Und verläßt er diese stillen und erhabenen Trümmer, bewegt ihn der Gedanke an die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe und Herrlichkeit, dann tritt er hinaus in diese anmuthige, große und reiche Landschaft und er freut sich der unvergänglichen Herrlichkeit der Natur, die eine höhere Macht so weise und gütig nach unveränderlichen Gesetzen leitet. An sie, diese laute Verkünderin einer ewigen Ordnung, die das Hingesunkene wieder aufrichtet und das Todte wieder lebendig macht, wollen auch wir uns halten, damit wir, wenn uns die Trümmer menschlicher Werke und Anordnungen mit Wehmuth und Schmerz erfüllen, unzerstörbaren Frieden und wahre Erhebung finden!

Nebe.

Engenstein.

Einer der schönsten Punkte des Thüringerwaldes ist unstreitig das im Herzogthum Sachsen-Meiningen gelegene Dörfchen Engenstein, so genannt von der hart daran stoßenden alten Bergveste. Von dem Dorfe windet sich durch dunkles Gebüsch ein schmaler Pfad hinauf zu den kolossalen Felsmassen, auf denen sich einst kühn eine Burg erhob, von der fast keine Spur mehr vorhanden. Wer erschöpft bis zur Höhe gelangt, blickt schwindelnd hinab in die grause Tiefe. Dem Engenstein gegenüber erhebt ihr graues dunkel umlaubtes Haupt die sogenannte hohe Warth, alle benachbarten Berge mit ihrer zuckerhutförmigen Kuppe überragend. Diesem, wie eine Mauer sich steil emporthürmenden Berge gegenüber, glaubt man sich noch tief unten im Thale zu befinden. Der Name: die hohe Warth schreibt sich noch aus den Zeiten des Mittelalters her. Angezündete Feuer oder andere Signale verkündeten damals von jenen Bergen den benachbarten Burgen die Nähe des anrückenden Feindes. Dem Engenstein mag sie wohl zum Schutz gedient haben, als einer der höchsten Berge in der Umgegend, wenn man den Stetzenberg, den nordwestlichen Schneekopf und den entfernter liegenden Inselsberg ausnimmt. Die Aussicht auf der hohen Warth ist weit und mannichfaltig. Aber auch von dem Engenstein hat man, besonders wenn man einen der höchsten ins Thal herausragenden Felszacken erklimmt, wo ehemals die Burg gestanden haben soll, einen weiten Prospect.

Wer den Engenstein betritt, wandelt auf einem ungeheuren Basaltfelsen und mit kühn hervorragenden Blöcken und fast unzugänglichen Felsenrissen, nur spärlich mit Tannen und Laubholz bewachsen, besonders da, wo er sich mit den benachbarten Bergen anbindet. Von vorn betrachtet, erscheint er in kegelförmiger Gestalt. Die Burg, die sich einst auf ihm anthürmte, stand wahrscheinlich auf der äußersten nordwestlichen Spitze des Berges. Dort bildet ein glatter Felsen gleichsam eine, allen Zeitstürmen trotzende Grundmauer. Hinter derselben zeigt sich ein geebneter Platz, den nicht die Mauer gebildet

zu haben scheint. Es ist der einzige auf dem ganzen Berge, und man bemerkt dort noch etwas Schutt und zerbröckeltes Gestein. Dort ist die Stelle, die noch allein zugänglich; denn auf der nördlichen Seite ist der schroffe Felsen von unten auf ohne die äußerste Lebensgefahr kaum zu erklimmen. Zum Verfall der Burg mag, unter andern Umständen, auch besonders der gänzliche Mangel an Wasser beigetragen haben. Nach einer noch im Munde des Volks lebenden Sage soll das unentbehrliche Wasser durch einen Esel heraufgeschafft worden sein, bei der gänzlichen Unmöglichkeit dort einen Brunnen zu graben.

Den Namen Engelstein, den der Berg mitunter führt, leiten Einige von dem am Fuße desselben befindlichen Wirthshause her, dessen Schild in alten Zeiten ein Engel geziert haben soll; Andere sprechen von einer edlen Jungfrau, Anglika geheißen, die dort gewohnt habe. Beide Ableitungen scheinen irrig, wenigstens nach dem lateinischen Namen Savangarta arx, wie die Burg in mehreren Urkunden genannt wird. Erbaut ward sie wahrscheinlich schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, gegen das Ende des sechzehnten jedoch wieder abgetragen. Vielleicht benutzte man die Steine zu der Vogtei, dem Wirthshause gegenüber am Fuße der hohen Warth gelegen, an derselben Stelle, wo in alten Zeiten eine Wallfahrtscapelle gestanden haben soll. Wahrscheinlich ging sie ein, als Luthers Lehre sich immer mehr ausbreitete. An dem Wirthshause finden sich noch deutliche Spuren der Jahrzahl 1587. Das untere Geschoß von alterthümlicher, massiver Bauart, das obere dagegen scheint neuern Ursprungs, und entstand vielleicht aus dem Baumaterial der alten Burg. Die Vogtei liegt schon länger als hundert Jahre im Schutt begraben, und eine halbverfallene Mauer bezeichnet jetzt den Platz, wo sie und früher die Wallfahrtscapelle gestanden, die wahrscheinlich frommen Pilgern aus Franken zum Ruhe- und Betort dienen mochte, wenn sie nach Stelzen oder Heubach wallfahrteten, zwei Orten, weiland berühmt wegen ihrer Heilquellen. Stelzen erhielt seinen Namen von den dort aufgehängten Krücken, und in Heubach befand sich die berühmte St. Wolfgangskapelle, die aber schon 1577 gänzlich verfallen, und eine Glocke mit der Inschrift: Anna Maria 1311. Savangarta arx. In Chroniken wird die Burg nur selten erwähnt. Ein Ritter, Gottfried von Adelshofen geheißen, scheint sie im Jahr 1660 besessen zu haben. Späterhin, gegen das Jahr 1680 kam sie, nebst dem dabei gelegenen Dorfe, an den Amtmann Bakkusius, und hierauf an Kanzler Satorius von Karlstein, der sie an den Hauptmann Franke verkaufte. Im Besitz seiner Tochter, der Justizräthin Kramer in Baireuth, befand sich der Engenstein noch im Jahr 1750. Nach ihrem Tode kam er an die herzogliche Kammer zu Hildburghausen, die ihn noch jetzt besitzt. Zu erwähnen ist noch, daß zwei Stunden von dem Engenstein an der schwarzburgischen Grenze die Werra entspringt, zwischen Felsen sich hinwindend in einem drei Stunden langen romantischen Thal, das sich erst in der Gegend von Eichsfeld öffnet.

Heinrich Doering.

Heldburg.

Düster trauernd, dem völligen Einsturz nahe, schauen aus mehr als hundert kahlen Fensteröffnungen, die Ruinen von Heldburg oder Hildburg dem einsamen Wandrer entgegen. Sie liegen etwa zwei Meilen südlich von Hildburghausen, den Trümmern der weiland berühmten Bergveste Strauf gegenüber, und von diesem Schlosse kaum zwei Stunden entfernt. Es ist ein mäßig hoher Berg, auf dessen Gipfel die Heldburg erbaut worden, ziemlich schroff und steil, und außer an der Mittagsseite rings von dichtem Gebüsch umkränzt. Südwestlich erblickt man die Stadt Heldburg mit ihren mannigfachen Gebäuden, und zunächst am Fuß des Berges zeigen sich dem umherspähenden Blick das Amthaus und die Wirthschaftsgebäude eines herzoglichen Kammergutes, der Neuhof genannt. An diesen vorüber windet sich ein Pfad gar anmuthig zu dem Berge hinauf, zwischen Feldern und Obstgärten. Ehe man an die alte Veste gelangt, erblickt man ein kleines Gebäude aus festen Steinen errichtet und zur Aufbewahrung von Kanonen bestimmt, von denen zwei stets außerhalb des Hauses bereit stehen, um losgebrannt zu werden als ein Signal, daß eine Feuersbrunst in der Umgegend ausgebrochen. In der Nähe jenes Hauses sieht man noch Spuren von dem alten Burggraben, der sehr tief und größtentheils in die Felsmassen gehauen gewesen zu sein scheint.

Die Aussicht von dieser Höhe, besonders von einem noch erhaltenen Thurme der Burg herab, ist von großem Umfange und ungemein mannigfaltig. Ein freundliches, heiteres Rundgemälde, bei dem das Auge gern verweilt, bieten die einzelnen Dörfer, Höfe und Mühlen, Wiesen, Saatfelder, Berge und Gebüsche dar, in ihrem bunten Gemisch eine stete Abwechselung gewährend. Einen wahrhaft idyllischen Charakter hat nach Norden hin der malerische Wiesengrund, der von dem Flüßchen Krik bewässert, zwischen sanft emporsteigenden Hügeln, mit Buschwerk bedeckt, sich eine Stunde weit hindehnt. Hie und da erblickt man zerstreute Häuser auf den grünen Matten. Links,

mehr im Hintergrunde, zeigt sich ein noch imposanterer Anblick. Die beiden Gleichberge, kaum eine Stunde entfernt, heben kühn und trotzig ihre Felsenhäupter empor aus einer ziemlich flachen Gegend. Rechts, in etwas geringerer Entfernung schauen von einem kegelförmig gestalteten Berge, mit Waldung umkränzt, die Ruinen der Burg Strauf herab, in ihrer ernsten Größe an dahingeschwundene Jahrhunderte erinnernd. Den Horizont begrenzt eine Kette des Thüringerwaldes. Westlich verweilt das Auge auf Saatfeldern und Ackerflächen, umgeben von Hügeln mit Waldung, aus welcher bei dem Dorfe Gumpertshausen die freundliche Kapelle der heiligen Ursula hervorschaut. Den Hintergrund des Prospects bildet das Rhöngebirge. Mehr nach Süden hin erblickt man die Stadt Heldburg. Die Aussicht gegen Mittag erstreckt sich tief nach Franken hinein. Bei heiterem Himmel kann man mit bewaffneten Augen selbst die Thürme von Bamberg erblicken, die kühn hervorragen über die fernen blauen Berge. Auch nach Osten hin zeigt sich dem Auge eine weite und anmuthige Aussicht. Etwa fünf bis sechs Stunden entfernt zeigen sich die Ruinen der Burg Callenberg mit der hinter derselben gelegenen Veste Coburg.

Mit Ehrfurcht und Staunen, doch nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth, nähert man sich der Heldburg, dem alten Wohnsitz von Grafen und Fürsten, fast dem gänzlichen Verfall preisgegeben, seit der Zahn der Zeit seit Jahrhunderten an jenem würdigen Denkmal des Mittelalters genagt. Die Burg scheint zwei Ringmauern gehabt zu haben. Von der äußern sind nur noch einzelne Bruchstücke vorhanden, von der innern mehrere Rundtheile und Basteien. Rechnet man den tiefen Burggraben hinzu, von dem sich noch unverkennbare Spuren erhalten haben, so mag das Schloß stark befestigt gewesen sein. Zu dem hochgewölbten Burgthor, das nach Süden zu in den innern geräumigen Hof führt, gelangt man erst, wenn man den Eingang der innern Ringmauer verlassen. Jener Hof, ein langes, unregelmäßiges Viereck, führt durch den sogenannten Heidenbau, von dem späterhin ausführlicher die Rede sein muß, in einen eben so großen zweiten Hof, und enthält eine Cisterne, gewöhnlich vom Regen angefüllt.

Die Bauart der Burg, so viel sich daran noch erhalten, ist massiv. Die untern Geschosse steigen, nach dem innern Gehöft zu, meistens tief in die Erde hinab. Außerhalb desselben sind sie jedoch sichtbar und meistens mit Fensteröffnungen versehen. Sturm und Regen, durch Dach und Fenster eindringend, haben längst wilde Verheerungen angerichtet in den Gemächern der Burg. In einigen findet man noch eiserne Oefen, und die Fußböden sind fast durchgängig mit Estrich bedeckt. Einigermaßen erhalten und noch bewohnbar sind nur einige Zimmer, zu denen unter andern das jetzige Archiv und eine alte Rüstkammer mit mannigfachen Waffen gehört.

Auf ein hohes Alter läßt die einfache, geschmackvolle Bauart des bereits erwähnten Heidenbaus schließen. Er unterscheidet sich von den übrigen Gebäuden durch sehr starke Wände mit Basteien,

und einige kleine Fensterhöhlen, und scheint dadurch der Zerstörung bisher getrotzt zu haben. Ein Theil desselben scheint früher zu einem Pferdestall gedient zu haben. Jetzt befindet sich darin eine kleine Schloßkirche. Der andre Theil war vielleicht hauptsächlich zur Aufbewahrung von Heu, Stroh und Getreide bestimmt. Von den zwei an einander stoßenden großen Kellern, zu denen eine breite, sehr beschädigte Treppe hinabführt, scheint der vordere neueren Ursprungs. Die Grundlage zu dem hintern Keller ward höchst wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Heidenbau gelegt. Das uralte Kreuzgewölbe, einige Schuh hoch in den Felsen gehauen, ruht auf einem massiven Pfeiler. Steine und Felsmassen sind im Laufe der Zeit gleichsam in einander verschmolzen. Noch sieht man die Spuren eines hohen steinernen Thurms, der am Heidenbau emporstieg, doch vor einigen Jahren niedergerissen worden, weil er einzustürzen drohte.

Aus späterer Zeit, wahrscheinlich aus dem sechzehnten Jahrhundert, scheint der östliche Flügel der Burg herzurühren, der mit dem Erdgeschoß vier Stockwerke bildet. Die Bauart, mehr der neuere Geschmack und anmuthiger, erinnert an die Zeit, wo sich in den alten gothischen Styl die welsche Architectur mischte. Auch unter der Verstümmelung von frevelhaften Händen erkennt man noch die ursprüngliche Schönheit der Heldengestalten wieder, die eines kunstreichen Bildners Meißel geschaffen, um nebst einigen steinernen runden Thürmen die Wandseite nach dem Hofe hin zu zieren. Fast gänzlich verfallen sind die zwei großen Säle, die sich unter den zahlreichen Gemächern dieses Flügels befanden. In dem tiefen Erdgeschoß sieht man Gefängnisse, Gewölbe und Gänge. Noch wohlerhaltene Wendeltreppen, die man nur ganz oben mit einiger Gefahr besteigt, führen zu den vorhin erwähnten runden Thürmen, die aber, weil der Blitz mehrmals in das Schloß eingeschlagen, bis zum Dache abgetragen worden sind. Der eine Thurm, mit seinem hölzernen baufälligen Aufsatze, worin das Kirchenglöckchen hängt, ragt mehr über die Dächer hervor, als der andere, an welchem sich die Uhr befand.

In dem vordern Theil der Heldburg, mehr nach der Stadt hin gelegen, befinden sich außer der ehemaligen Apotheke und Silberkammer, die sogenannten Fürstenzimmer und einige kleinere Gemächer, jetzt einigen Frauen zum Aufenthalt dienend, den einzigen Burgbewohnern. Unbekannt ist der Ursprung des Kirchen- und Waschgebäudes, dicht an dem Thorhause gelegen. Das untere Stockwerk besteht aus den Küchen, das obere aus mehreren Zimmern. Im Erdgeschoß befinden sich Gewölbe, Vorrathskammern und mannigfache wundersam verschlungene Gänge. Durch eine kleine, mit zwei Thüren versehene Oeffnung, acht bis neun Schuh hoch über der Erde, tritt man in eine starke runde Warte, gewöhnlich der Herenthurm geheißen. In der angegebenen Höhe hat dieser Thurm eine Abtheilung, von der durch eine viereckige Oeffnung der Blick hinunterstarrt in den untern Raum, in das grauenvolle Burgverließ. An der Decke dieser Abtheilung sieht man noch den eisernen Haken, woran das Seil befestigt ward, um die Gefangenen hinabzulassen in die Tiefe und

wieder aus derselben hervorzuziehen. Der obere Theil des Thurms steht in genauer Verbindung mit den Gemächern der Burg.

Wenn und durch wen der hintere und mittlere Bau der Heldburg aufgeführt worden, läßt sich nicht bestimmen. Auch nach des fleißigen Rudolfs Bericht in seinem schätzbaren Werke: Gotha diplomatica, fehlen darüber alle Nachrichten. „Den neuen Stock aber", sagt der genannte Schriftsteller, „vom hintern Thor anfahend, herfür an die Silberkammer stoßend, sammt zwei Wendelstiegen und zwei Ausladungen darinnen, ingleich den großen Schneckenthurm, des Haußmanns (wahrscheinlich des Burgwarts) Thurm, auch den äußern Thurm uff der Ecken, darin das Gefängniß, und die Fürsten- und andere Gemach in den alten Häusern, von der Silberkammer anfahend, bis hin an die große Küche gehend, hat Herr Johann Friedrich der Mittlere, Herzog zu Sachsen Anno 1560 und in nachfolgenden Jahren erbauen lassen.

Um diese Zeit scheint die Heldburg mit neuen Gebäuden versehen und dadurch erweitert worden zu sein. Gewiß ist, daß sie früher eine Capelle gehabt. Doch ist die Stelle nicht mehr auszumitteln, wo dieselbe gestanden. Dunkle Sagen sprechen von einem heidnischen Tempel, der dort emporgestiegen, wo sich jetzt die früher erwähnte Cisterne befindet. In der jetzigen Kirche wird jährlich am zweiten Pfingstfeiertage Gottesdienst gehalten von dem Pfarrer des benachbarten Dorfes Holzhausen. In dem Zwinger befindet sich unter einem Häuschen noch ein in den Felsen gehauener Brunnen. Nach einer Angabe des Amtsverwalters Andreas Volk, der um das Jahr 1642 auf dem Schlosse wohnte, soll jener Brunnen so tief gewesen sein, als der Berg hoch, und eben so viel zu erbauen gekostet haben, als der neuere Theil des Schlosses. Seine Tiefe, früher 211 Schuh über, und noch 222 Schuh unter dem Wasser enthaltend, wie wenigstens H. Schorch in seinem Handlungs-, Post- und Zeitungslexicon versichert, hat sich sehr vermindert durch den allmähligen Verfall und durch das Hineinwerfen von Steinen aus der Hand derer, die die Heldburg besuchen. Die Tiefe des Brunnens soll jetzt nicht über 339 Fuß betragen.

Wahrscheinlich aus späterer Zeit, nachdem die Heldburg erweitert und mit neuen Gebäuden versehen worden, rührt der dem Schlosse beigelegte Name: die fränkische Leuchte her. Da die Straße von Franken nach Thüringen an jener alten Bergveste vorüberführt, soll dort Nachts eine Leuchte ausgesteckt worden sein. Dunkel ist der Ursprung und die Entstehung der Burg. Daß sie der grauen Vorzeit angehöre, dafür scheint der Name des hinteren Theils, des früher erwähnten Heidenbaus zu sprechen. Nicht völlig verbürgt, doch nicht ganz unwahrscheinlich ist die Sage, daß jene Bergveste von heidnischen Volksstämmen erbaut worden. Ein gewisser Hilbert soll dazu den Grund gelegt, dort gewohnt und sich oftmals nach Hilpertshausen (dem jetzigen Hildburghausen) begeben haben, wo er zwar keine Stadt, doch ein Schloß dieses Namens besessen. Mit etwas mehr Gewißheit läßt sich das Dasein dieser Burg bis aufs Jahr 837

hinausführen. Damals war das Dorf Heldburg, die **villa Heldberga**, wie es in mehreren Urkunden genannt wird, schon vorhanden, und erhielt wahrscheinlich nebst dem benachbarten Amt und Gericht den Namen von der Burg. Späterhin gelangte es noch zu besonderem Ansehen, als die Landesherrschaft öfters auf der Heldburg sich aufzuhalten pflegte. Dieß **villa Heldberga** kam 837 nebst mehreren benachbarten Dörfern an das Stift Fulda nach dem Tode des Grafen Assis, der zu Grabfeld in Franken das Amt eines Gaugrafen bekleidet hatte. Späterhin scheint die Heldburg ein Besitzthum der Grafen von Henneberg geworden zu sein, als diese in dem östlichen Theil von Franken einen bedeutenden Landstrich inne hatten, und die Bergveste Strauf ihr Haupt- und Stammsitz war. Schon Graf Poppo VII. mochte die Heldburg besessen haben; denn im Jahr 1206 gehörte die Bergveste Strauf mit ihrem Bezirk schon zu seinen Besitzungen. Von seinen beiden Söhnen, Heinrich III. und Hermann I. erhielt bei der Ländertheilung im Jahr 1245 jener die Hennebergischen Stammgüter, Hermann dagegen, der Stifter der Henneberg-Coburgischen Linie, die neue Herrschaft, zu welcher die Heldburg gehörte. Seinen Wohnsitz hatte er größtentheils auf der Burg Strauf. Als nach dem Tode seines Sohnes Poppo VIII. die Henneberg-Coburgische Linie (1291) erlosch, ging die Herrschaft Coburg als Erbtheil über auf seine Schwester Jutta, die sich mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg vermählt.

Ein und zwanzig Jahre blieb die Heldburg seitdem in ungestörtem Besitz des markgräflichen Hauses Brandenburg. Doch kam sie wieder an die Schleusinger Linie des Henneberger Stammes, als Graf Heinrich VIII. von Henneberg, ein Sohn Bertholds VII., sich 1312 vermählte mit des Markgrafen Hermann von Brandenburg Tochter, Jutta geheißen. Als Mitgift erhielt er durch sie ihren Antheil an der Coburgischen Herrschaft. Nach einer noch erhaltenen Urkunde, die der Graf Berthold ausfertigen ließ, scheint Heldburg im Jahr 1317 der Sitz eines eigenen Amtes gewesen zu sein, das mehrere Dörfer und Ortschaften begriff, die zum Theil noch jetzt zu dem Hildburghäusischen Amte Heldburg gehören.

Als die Coburgische Herrschaft im Jahr 1353 getheilt ward unter die drei Töchter des Grafen Heinrich von Henneberg, erhielt Sophie, die Gemahlin des Burggrafen Albrecht zu Nürnberg, als Erbtheil das Schloß und Amt Heldburg, nebst einem bedeutenden Landstrich, zu der Herrschaft Coburg gehörend, den sie wieder auf ihre beiden Töchter vererbte. Von der einen, Margaretha geheißen, erhielt der Markgraf Balthasar zu Meißen, mit dem sie sich (1374) vermählt, als Morgengabe die Schlösser und Aemter Heldburg, Hildburghausen und Eisfeld. Seitdem führte jener Landestheil den Namen der „Heldburgischen Pflege" im Gegensatz zu der „Coburgischen Art," die dem Markgrafen zu Meißen Friedrich dem Strengen zugefallen war durch seine Vermählung mit der zweiten Hennebergischen Erbtochter, Catharina geheißen. Bis zum Jahr 1440 scheinen diese getheilten Verhältnisse bestanden zu haben. Um diese Zeit starb des

Markgrafen Balthasar einziger Sohn, Friedrich der Einfältige, ohne Erben, und die sogenannte Heldburgische Pflege fiel dadurch seinem Vetter zu, dem Markgrafen Friedrich dem Strengen. Auch die Stadt und das Gericht Hildburghausen ward, nachdem das Amt Heldburg an das chur- und herzogliche Haus Sachsen gekommen war, zu demselben geschlagen, und seit 1440 unter die Aufsicht eines Beamten gestellt, der meistens auf dem Schlosse Hildburg wohnte. Es ward 1560 durch einen neuen Anbau beträchtlich erweitert, auf den Befehl des Herzogs von Sachsen, Friedrich des Mittlern, und seine Gemahlin gebahr dort den 13. Februar 1563 ihren zweiten Sohn Friedrich.

Im dreißigjährigen Kriege traf die Heldburg das Schicksal, zweimal erobert und geplündert zu werden von den kaiserlichen Truppen, zuerst im September 1632, das zweite Mal im November 1634. Bei der fürstbrüderlichen Theilung kam Heldburg, als ein der Pflege Coburg einverleibtes Amt, im Jahr 1640 an den Herzog Albrecht zu Eisenach, und nach dessen Tode (1645) an den Herzog zu Gotha, Ernst den Frommen, der 1662, bei dem Ausbruch des Türkenkrieges, das Schloß stark befestigen ließ. Auch die Einrichtung der Kirche, wie sie noch jetzt vorhanden, rührt von diesem Fürsten her. Völlig umgewandelt in eine Festung, die jedoch von keiner Dauer war, ward das Schloß, nach Ernst des Frommen Tode, durch den Herzog Ernst zu Hildburghausen. Es ist seitdem in dem Besitz dieses Fürstenhauses geblieben.

Wer die Heldburg in ihrer frühern Gestalt kennen lernen will, wende sich zu dem bereits erwähnten Werke von Rudolf, Gotha diplomatica betitelt. Er findet dort eine alte, wenn auch nicht ganz richtige Abbildung des Schlosses von der Südseite.

Heinrich Doering.

Die Voigtei Dorla in Thüringen.

Sei mir gegrüßt, du liebliches Thal voll Lust und Klang, in leisen Schwingungen herübertönend aus dem schattigen, träumereichen Grün des Hainichwaldes; sei mir gegrüßt, du theure Heimath voll Juniusglanz und Farbenfülle, die den Sinn erfreut und das Herz erquickt. Zwar nennen dich Manche, die da kommen aus Norden und Süden, nur einen trefflichen, nährenden Kohlgarten; aber dennoch ist auch ein unendlicher Reiz über deine Gefilde ausgegossen, herüberflüsternd aus grauer, bemooster Zeit. Wie bunte, liebliche Mährlein ergeht es sich an deinen silbernen Bächen! Der Geist der alten Thuiskonssöhne wandelt über die schimmernden Fluren; wie wallender Opferrauch webt es auf den Höhen des frühlingsduftigen Hainichs!

Empfangt mich, sangvolle Hallen des weithin reichenden, herrlichen Waldes und entschleiert vor meinen staunenden Blicken das reiche, bräutlich frohe Thal, welches ihr begrenzt!

Wohl lacht das Thalrund heiter im blühenden Gewand,
Es rieseln klare Bäche durch grünes Uferland;
Es säuselt, blühet, rauschet, es wallt wie Ambraduft!

Die Voigtei Dorla (eigentlich Turnilohum, Dornloch; d. i. Waldgegend, in der viele Dornen wachsen) grenzt westlich an den Hainichwald und gegen Norden an das Gebiet der ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen.

Die Gegend bildet eine große, durch unbedeutende Erhöhungen unterbrochene Ebene, die durch den rastlosen Fleiß der Bewohner außerordentlich ergiebig gemacht wird. Obgleich der Boden wegen der zu großen Nähe des Hainichwaldes für den Ackerbau keineswegs am günstigsten ist, so steht die Gegend an Fruchtbarkeit und Reichthum dennoch den blühendsten Landstrichen des Herzogthums Sachsen

nicht nach. Lieblich wechseln frische, reichlich mit Wiesenwachs versehene Bachthäler, ergiebige Fruchtfelder, fette Triften, Obst- und Gemüsegärten mit einander ab, und das Auge wird nimmer satt, sich an den köstlichen Flurgebilden zu weiden.

Zwar fehlt der Voigtei sowohl das Imposante, Groteske der Harzthäler, als auch das zauberhaft Reizvolle, Großartige des innern Thüringerwaldes; aber ein frischer, feenhafter Glanz ist über diese Landschaft ausgebreitet, wie die Anmuth auf einem freundlichen Mädchenantlitze, das man lange und gern betrachtet. Der größte Schmuck der Ebene ist der herrliche Hainichwald, von dessen sanftaufsteigender Ostseite aus sich eine weite, entzückende Aussicht darbietet.

Die Voigtei besteht aus den drei Ortschaften Oberdorla, Niederdorla und Langula, die in ihrer Lage ein gleichseitiges Dreieck bilden, in dem jede Seite eine Viertelstunde lang ist. In dem östlichen Winkelpunkte des Dreiecks liegt Niederdorla, in dem nördlichen Oberdorla, in dem südlichen Langula. Jedes dieser drei Dörfer zählt nicht unter 190 Feuerstätten, Oberdorla sogar über 300.

Magst du, mein freundlicher Leser, deine Freude daran finden, Länder und Völker entweder von historischer, oder philosophischer, oder romantischer Seite zu betrachten: immer wird und muß dir die Voigtei höchst interessant erscheinen; da sich das Völkchen, welches wir jetzt näher ins Auge fassen wollen, nach allen drei Richtungen hin ausgebildet hat; da es sich merkwürdig gemacht durch seine ehemalige politische Verfassung, durch eine ausgezeichnete Industrie und durch die Nationalität, die es trotz Sturm und Brandung treulich bewahrt hat und die sich in alten Sitten und Gebräuchen, in Tracht, Sprache und Charakter genugsam zu erkennen gibt.

Marianus Scotus berichtet in seiner alten thüringischen Historie, daß ein Graf Vigerius (Wigger), dessen Besitzungen sich von der Werra bis zum Wald Hecheno (Hainich) ausdehnten, im Jahre 1087 diese Voigtei, Marchiam suam Dorlam cum pertinentys dem Erzbisthume Mainz erb- und eigenthümlich überlassen habe. Am Donnerstage vor Ostern 1360 verpfändete der immer geldbedürftige Gerlach, Churfürst von Mainz, die Voigtei sammt dem Hainichwalde für 621½ Mark Silber à 8 Rthlr. an den Rath zu Mühlhausen, und erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts (1573) lösete sie der Churfürst Daniel für den Verpfändungspreis von 4968 Thaler wieder ein.

Schon 27 Jahre vor der Verpfändung (1333) war von Seiten des damaligen Erzbischofs Matthes von Mainz, Friedrichs, Landgrafen zu Thüringen und Heinrichs, Landgrafen von Hessen, welche drei Herren in dem Burgfrieden von Frankeberg das Besitzthum der Raubritter aus dem Geschlechte derer von Northmann (Schloß und Stadt Treffurt nebst den umliegenden Ortschaften) zur Bestrafung des gebrochenen Burgfriedens unter sich theilten, durch gegenseitige Verträge festgestellt worden, daß die Hälfte von Dorla zur Ganerbschaft Treffurt geschlagen, die andere Hälfte aber nebst der Jurisdiction ausschließlich dem Erzstifte Mainz verbleiben solle. So erhielt

die Voigtei drei Herrschaften, und jede derselben setzte einen Beamten mit dem Voigtstitel (daher Voigtei) nach Oberdorla, ihre Gerechtsame wahrzunehmen und in ihrem Namen die Justiz oder Polizei zu verwalten. Zwar protestirte Churmainz heftig gegen diese Maßregel und klagte namentlich nach dem westphälischen Frieden gegen Chursachsen wegen angemaßter Jurisdiction über die Dörfer Oberdorla, Niederdorla und Langula; die Klage konnte indeß nicht entschieden werden, indem die Verträge in zu dunklen Ausdrücken, die mancherlei Auslegungen zuließen, abgefaßt waren. Das Erzstift Mainz setzte deshalb, um seinen Gegnern ein Uebergewicht fühlen zu lassen, ein besonderes Obergericht unter der Bezeichnung „Vicedomamt" zu Oberdorla ein.

Durch erneuerte Verträge zwischen Mainz und Sachsen wurde der alte Streit im Jahre 1773 endlich dahin verglichen, daß einige erzbischöfliche Gerechtsame an Chursachsen ganz und gar, die Landeshoheit sammt dem Vicedomamt zur Gemeinschaft an Sachsen abgegeben, von Letzterm hingegen das bisher besessene Geleitsrecht und die Jurisdiction über den Hainichwald, so wie die bisher jährlich bezogenen 684 Thaler Rations- und Portionsgelder, welche von den drei Voigteiortschaften für die Militairfreiheit bezahlt wurden, gleichmäßig zur Gemeinschaft abgetreten werden sollten. Nach eben diesen Verträgen wurde das Vicedomamt nach Treffurt verlegt, in der Voigtei dafür aber ein besonderes Untergericht eingesetzt. Die Stellen beider Gerichte besetzte Churmainz und Sachsen gemeinschaftlich.

Damals waren auch die beiden eben genannten Fürsten übereingekommen, „von der Voigtei fernerhin Steuern einzufordern." Hartnäckig wiesen indeß die Unterthanen alle und jegliche Ansprüche dieser Art zurück, beriefen sich auf ihr uraltes Recht, nach welchem sie außer den 684 Thalern Rations- und Portionsgelder niemals Steuern gezahlt hatten, und trieben die Gerichtsdiener, welche mit der executorischen Eintreibung beauftragt waren, gewaltsam zum Dorfe hinaus. Eben so wenig waren die Voigteier zu bewegen, die seitherige Waldordnung gegen eine angemessenere und zeitgemäßere zu vertauschen. Strenge Maßregeln sollten nun den halsstarrigen Sinn der Voigteier beugen und sie belehren, daß das Recht der Gewalt weichen muß, weshalb am 1. Junius 1785 sächsische und mainzische Executionstruppen in die drei Ortschaften einrückten.

Diese Zeit des Prügelns, Arretirens, Erpressens und Auspfändens bezeichnen die Voigteier mit dem Namen des „kleinen und großen Commando's," indem, da 50 Mann Soldaten kein günstiges Resultat erzwingen konnten, 360 Mann unter zwei Obristlieutnants eingelegt wurden. Jeder Staabsofficier erhielt von den drei Gemeinden täglich 1 thlr. 8 gr., ein Hauptmann 1 thlr., ein Lieutnant 16 gr. und jeder gemeine Soldat 5 gr. nebst Naturalverpflegung.

Patrouillen marschirten mit scharfgeladenen Gewehren zu jeder Stunde durch alle Straßen der drei Dörfer, um mögliche Aufläufe zu verhindern; die Glocken durften nur zum Gottesdienste geläutet werden, und selbst dann war die Genehmigung des kommandirenden

Officiers dazu erforderlich. Da man — vielleicht nicht ohne Grund — befürchtete, die aufgebrachten Voigteier möchten die Sturmglocke ziehen und sich zusammen rottiren, wenn ihnen nicht jede Gelegenheit dazu abgeschnitten würde, so mußten beständig bewaffnete Soldaten, auch während des Gottesdienstes, die Kirche besetzen, und selbst den alten Küster begleiteten zwei Mann mit gezogenen Klingen auf den Thurm, wenn er die Uhr aufziehen und stellen wollte.

Diese schwarzen Stunden bilden eine Hauptepoche in der Geschichte der Voigtei; doch nur ungern verweilt das Auge des Menschenfreundes auf solchen düstern Schattenbildern, und deshalb bemerken wir nur ganz kurz, ohne uns mit Aufzählung der vorgefallenen Frevel und empörenden Eigenmächtigkeiten zu befassen, daß durch die energischen Maßregeln des mainzischen und sächsischen Hofes der beabsichtigte Zweck endlich glücklich, wenn auch nicht vollständig, erreicht wurde. Die hart bedrängten Einwohner, unter der unerträglichen Last beinah erliegend, bequemten sich zur Bezahlung der geforderten Steuern, da ihre wiederholten Beschwerden beim kaiserlichen Hofe ohne Erfolg blieben, verpflichteten sich bedingungsweise zur Annahme der neuen Waldordnung, und nun erhielten die Executionstruppen höhern Orts den Befehl, nach einiger Zeit abzuziehen, im Fall die Voigteier auch fernerhin gehorsam und unterthänig sich beweisen würden.

Länger als ein Jahr und ein Opfer von 61,187 Thalern (so viel kostete die Verpflegung der Executionstruppen) war erforderlich gewesen, die Voigteier zu einiger Einsicht zu bringen; und dennoch hielt diese nicht Stand und wurde bald wieder von der frühern Halsstarrigkeit verdrängt.

Noch hatte das Commando die Ortschaften Oberdorla, Niederdorla und Langula nicht verlassen, als diese bereits einige Deputirte wählten, um dem kaiserlichen Hofe ihre Beschwerden mündlich vorzutragen. Andreas Büchner, Martin Winterberg und Caspar Wiß hießen die drei Männer, welche sich in ihrer Nationaltracht auf den Weg nach Wien begaben, dort am Throne des deutschen Reichsoberhauptes die Rechte ihrer Gemeinden zu verfechten.

Die weißen Kittel, nach einem nur in der Voigtei heimischen Schnitte, womit die Deputirten bekleidet waren, die dreieckigen Hüte und der eigenthümliche Dialect ihrer Sprache erregten überall Aufsehen, und selbst in Wien staunte man die Männer wie Bewohner einer andern Welt an. Bald gelang es ihnen, dem edlen Kaiser Joseph vorgestellt zu werden. Mit besonderer Freundlichkeit begrüßte sie der Herrscher, und was hundert schriftliche Vorstellungen nicht vermocht hatten, das bewirkte der einfache, ungeschmückte Vortrag dieser drei Bauern; man gab ihnen das Versprechen, ihre Angelegenheiten genau zu untersuchen und entließ sie mit großen Hoffnungen in ihre Heimath. Bald darauf erschien auch wirklich ein kaiserliches Dekret, welches den sofortigen Abzug des Commando's gebot und die beiden Fürsten bestimmte, ihre Ansprüche aufzugeben und die

drei Voigteiortschaften bei ihren frühern Gerechtsamen und sonstigen Freiheiten zu lassen.

So endigte eine Begebenheit, wodurch die voigtei'schen Einwohner beinah um die von jeher behauptete Steuerfreiheit gekommen wären, so wie sie 25 Jahre früher (1760) durch gewaltsames Eingreifen von hessischer Seite und unter Verübung manches Scandals auch die Militairfreiheit verloren hatten, die sie jedoch ebenfalls glücklich wieder errangen und dieselbe, so wie die Steuerfreiheit, bis zum Jahre 1807 behaupteten.

Von dieser Zeit der Trübsal, die im Winter den Spinnstuben der Voigteidörfer noch täglich reichen Stoff zu den verschiedenartigsten Erzählungen und Raisonnements bietet, gehen wir zu andern Gegenständen über, wodurch die Voigtei sich von andern Ortschaften sonst unterschied und noch jetzt unterscheidet.

Die Erb- und Grundgerechtigkeit in den drei Voigteidörfern hatte sich, wie bereits oben bemerkt, Churmainz vorbehalten und mit dieser zugleich die besondere Gerichtsbarkeit, welche unter dem Namen des „Rottingsgerichtes" jährlich dreimal (Dienstags nach dem Feste der heiligen drei Könige, Dienstags nach Walpurgis und Dienstags nach Jacobi; oder, wie es in den ältesten geschriebenen Urkunden heißt: zwei Gerichte bei dürrem Futter und ein Gericht bei grünem Futter) ausgeübt wurde, und zwar neben den Trümmern der St. Nicolaikapelle zu Oberdorla auf dem, beiläufig gesagt, größten und schönsten Angerplatze Thüringens.

Vor dieses Gericht gehörten Erbverträge, Vormundschafts- und Curatelsachen, Alimentationsfeststellungen und dergl. Der Pfarrer zu Oberdorla, sonst der Probst des nach Langensalza verlegten Domkapitels, war der erste Beisitzer dieses Gerichts, welches vom churmainzischen Büttel mit folgender Formel eröffnet wurde.

„Ihr Nachbarn schweigt und hört! Es hat sich mein Herr
„Vicedom vorgesetzt, in der Voigtei vor dem Hainich ein
„Rotting zu halten. Wer zu klagen hat, trete herbei mit
„Bescheidenheit; er soll gehört werden und geschehen, was
„Rechtes ist."

Geschlossen wurde das Gericht durch den Gerichtsdiener folgendermaßen:

„Ich hebe hiermit meines Herrn Gericht auf. Die Zeit
„zur Klage ist vorüber; wer ferner zu klagen hat, komme
„zu mir ins Haus."

Außer den drei Rottingsgerichten, die wegen ihrer Oeffentlichkeit wohl sehr unbequem gewesen sein mögen, aber aus demselben Grunde auch jeder Ungerechtigkeit der Richter gewichtige Schranken setzten, wurden jährlich und zwar jedesmal acht Tage nach jenen die sogenannten „Voigtingsgerichte" gehalten, dessen Gebräuche uns lebhaft an die voralterigen Dingstühle erinnern. Die Amtleute der Voigtei (der mainzische Schultheiß, der Gesammtvoigt und der Ge-

richtsschreiber) nebst zwölf vereideten Schöppen bildeten das Personale des Gerichts, zu dessen Anfang die Glocken das Zeichen gaben. Die Richter hielten in ihren Händen, als Signum der Würde, lange rothe Stäbe, die aber nur der mainzische Schultheiß in Verwahrung haben durfte, und jeder Inhaber hob seinen Stab in die Höhe, sobald er einen Vortrag halten wollte.

Zur Eröffnung der Rechtspflege umschritt der Büttel die Schranken, trat dann in die Mitte des Angerplatzes und rief mit lauter Stimme aus:

„Ich hege dieses Gericht im Namen Ihrer Churfürstlichen „und Fürstlichen Gnaden von Mainz, Sachsen und Hessen. „Wer Recht zu klagen hat, der klage! An diesen Gerichten „wird geklagt umb Schuld, da nehmlich auf die Persohn des „Verklagten und nicht auf die Hypothek die Klage gerichtet „und darauf procediret wird; desgleichen gehört hierher: Blutrist, Verwundung, Schelt- und Schmähworte, Zetergeschrei „und was deren mehr anhanget und also der Obrigkeit zu „strafen obliegt."

Die peinliche Gerichtsbarkeit stand zur Hälfte dem Erzstifte Mainz, zur andern Hälfte der Ganerbschaft Treffurt zu und wurde, wie die Rottings- und Voigtingsgerichte, ebenfalls auf dem Anger zu Oberdorla öffentlich gehegt. Bei diesen Gerichten saß der mainzische Schultheiß, als erster Richter, mit einem aufgerichteten weißen Stabe oben an, neben ihm der Gesammtvoigt mit einem ähnlichen weißen Stabe.

Zum Beweis, wie ängstlich die Fürsten über ihre Rechte zu wachen pflegten, möge die Formel, womit das peinliche Gericht von dem mainzischen Gerichtsfrohne eröffnet wurde, hier eine Stelle finden.

„Ich hege — rief er aus — dieses peinliche Halsgericht „im Namen derer dreien Churfürsten von Mainz, Sachsen „und Hessen; doch dürfen der Gesammt-Voigtei Gerichtsknechte keine eigenen Gerichtsstäbe mit ans Gericht nehmen, „sondern solche werden ihnen vom mainzischen Gerichtsfrohne „zugestellt und dann zurückgefordert. Es sitzen auch am peinlichen Gerichte keine andern Schöpfen, als diejenigen, so zu „dem mainzischen Rottingsgerichte vom mainzischen Vicedom „beeidiget und bestätiget sind; ist auch kein anderer Actuarius „oder Gerichtsschreiber bei diesem Gerichte, als welcher im „Namen Ihro Churfürstl. Gnaden zu Mainz angenommen, „beeidiget und besoldet. Ist unerhört, daß die sächsischen und „hessischen Beamten zu Treffurt, wegen Ihrer gnädigsten „Herrn, am peinlichen oder auch am Voigtingsgerichte einen „eigenen Gerichtsschreiber oder eigenes Gerichtsbuch halten „dürfen."

Hat sich je ein Völkchen in seiner Nationalität erhalten, so sind es gerade die **Voigteier**, d. h. die Bewohner der drei Ortschaften

Oberdorla, Niederdorla und Langula. Die Kleidung voriger Jahrhunderte ist, der Modesucht unserer Zeit zum Trotze, noch fast dieselbe. Die Männer tragen große, dreieckige, schwarze Filzhüte (scherzhafter Weise „Nagelbohrer" genannt), mit Knopf und Schnüren reich ausgeschmückt; lange, bis auf die Hälfte der Waden herabreichende Röcke von besonderem Schnitt, die aus grünem Beidergewand (einem festen, fast unverwüstlichen Gewebe von Leinen und Wolle) oder aus weißem, sehr haltbaren Zwillich gefertigt und mit einer Unzahl großer, dicht an einander gereiheter blanker Knöpfe besetzt sind. Wohlhabendere benutzen als Knopfplatten auch wohl Zehnkreuzer und Viergroschenstücken. Zu der Festkleidung der Männer gehören ferner kurze, bis an die Knie reichende und gezwickelte Beinkleider von Bockleder, ein rother oder bunter knopfreicher Brustlatz, blaue mit rothen Zwickeln versehene Strümpfe, und die mit blank geputzten metallenen Schnallen geschmückten Laschenschuhe. Das Haar der Voigteier ist rund verschnitten, glatt auf dem Kopfe anliegend, und auf dem Hinterhaupte mit einem messingenen oder hörneren Kamme befestiget.

Die Kleidung der Frauenspersonen ist eben so originell, wie die des männlichen Theils. In ihr spielt der grüne frießene, kaum bis an die Waden reichende und mit tausend und aber tausend Falten und Fältchen gezierte Rock nebst grellbunten Zwickelstrümpfen und sehr hohen Absatzpantoffeln, die selbst beim Tanze nicht abgelegt werden, eine Hauptrolle. Gewöhnlich bedecken die Weiber das auf dem Scheitel zu einem Knoten geknüpfte Haar mit der thüringischen Haube, welche dort „Pätze" (vielleicht abgeleitet von Kapuze?) heißt und mit einer leinenen Kopfbinde versehen ist. Bei freudigen und kirchlichen Gelegenheiten, Hochzeiten, Kindtaufen rc. bedienen sich die unverheiratheten Frauenspersonen als Kopfputz eines Deckels, der mit silbernen und goldenen Sternen, grell gefärbten Blumen, bunten Glasperlen, Flittern, bunt- und schwarzseidenen Bändern bis zum Uebermaß und selbst bis zur Geschmacklosigkeit geschmückt ist und „Schnürhait" (wahrscheinlich Schnürhaube) genannt wird. Die einfache schwarze Mütze, mit weißem Zeuche besetzt, die man ohne die gewöhnliche Kopfbinde bei Begräbnissen und an Bußtagen trägt, heißt „Schleppchenspätze," die mit weißen Spitzen verzierte Haube aber, welche beim heiligen Abendmahle das Haupt ziert, „Schnorrenpätze." Ein schwarztuchener, mit rothem Frieß ausgefütterter Mantel ohne Kragen gehört ebenfalls zum Sonntagsstaate der Frauen.

Aber nicht nur die voralterige Kleidung hat der Voigteier aus früheren Jahrhunderten glücklich herübergerettet in die moderne Gegenwart, auch mancher Gebrauch, manche ungewöhnliche Sitte, die bis in das Heidenthum der Thüringer hinauf zu reichen scheint, ist in der durch Verfassung und gemüthliche Richtung ihrer Einwohner abgeschlossenen Voigtei erhalten worden.

So war es sonst und ist es noch jetzt gebräuchlich, in Oberdorla den dritten und in den beiden andern Dörfern den zweiten

Pfingsttag ein mannshohes, zuckerhutförmiges Gehäuse zu verfertigen, darunter einen Mann auf ein Pferd zu setzen, und diese Figur unter dem Freudengeschrei der begleitenden Knaben durch das Dorf zu führen. Diese abentheuerliche Figur nennt man den „Schoßmeier." Er wurde früher aus Stroh geflochten und nach beendigtem Umzuge außerhalb des Dorfes verbrannt, wovon noch jetzt eine gen Norden von Oberdorla gelegene Anhöhe den Namen des „heißen Steins" führt. Aber seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, da zwei Knaben jenes bedeutungsvolle Festspiel nachahmen wollten und den Schoßmeier in dem Zwinger eines Hauses anzündeten, wobei fast ganz Oberdorla ein Raub der Flammen wurde, wird der Schoßmeier aus grünen Zweigen zusammengeflochten und nach dem Umzug in das Wasser gestürzt.

Diese Figur soll jedenfalls, freilich auf keine schmeichelhafte Weise, die Göttin des Frühlings bezeichnen und ihr Name ist von schossen (dem frequent. von schießen = sprießen) und Maie, der am frühesten grünenden jungen Birke, dem Symbol der wiedererwachenden, lebensschwangern Natur, herzuleiten. Andere legen indeß diesem Namen eine davon ganz abweichende Bedeutung bei, indem sie Schoß von Geschoß (eine Steuer, Abgabe) ableiten, unter Meier aber einen Mann verstehen, der Steuern einzutreiben beauftragt ist. Weil nun die jene Figur begleitenden Knaben bei dem Umzuge von Haus zu Haus eine Gabe erhalten, im Nothfalle auch wohl erzwingen, so habe man ihr den Namen eines „Schoßmeiers", d. i. Steuereintreibers, beigelegt. Die zuerst angeführte Meinung erhält jedoch über die letztere Ansicht ein bedeutendes Uebergewicht, wenn man die Frühlingsfeierlichkeit der Voigteier mit der Neujahrsfeier der Slaven und Tschechen in Böhmen und dem Sommergewinnen in Eisenach vergleicht. Letzteres Fest wird jährlich im Monate März und zwar am Sonntage Lätare gefeiert. Man wirft nach dem Umzuge den Strohmann ebenfalls in das Wasser und singt dabei:

„Den Tod ha'n (haben) wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder;
Das Leben ist zu Haus geblieben,
Drum singet fröhliche Lieder.
Hätten den Tod wir nicht ansgetrieben,
So wär' er dieß Jahr wohl gar hinnen geblieben!"

Der Strohmann soll hier nichts anderes als den Tod, das Bild des Winters, vorstellen, der durch die Wiederkehr des Frühlings verdrängt wird.

Doch kehren wir wieder zur Characteristik unserer Voigtei zurück!

Ein fleißigeres, biedereres Landvolk, als die Voigteier sind, findet man so leicht nicht. Hauptzüge ihres Characters sind: tiefe,

innige Religiosität ohne hervortretenden Hang zur Schwärmerei, Redlichkeit, Arbeitsamkeit und Sinn für Ordnung und Reinlichkeit; auch sind sie, trotz ihres fröhlichen Gemüthes, einfach und genügsam.

Ob es wahr ist, was man ziemlich allgemein den Voigteiern nachsagt, daß sie nämlich, wenn sie in wirklichen oder eingebildeten Rechten sich verletzt glauben, einen bis zur Unnatur gesteigerten störrigen Sinn behaupten und lieber Alles auf das Spiel setzen sollen, als nur zollbreit nachzugeben, ob dies, sage ich, wahr ist oder ob die Verleumdung ihrem Character dadurch ein Makel anhängen will, muß ich unentschieden lassen; nicht selten indeß erhält man Gelegenheit, die Aeußerung aus ihrem Munde zu hören:

„Möi behaipten onser Raagt on wann daar Kopf söll ronger gieha." (Wir behaupten unser Recht und wenn der Kopf sollte heruntergehen.)

Es wird hoffentlich meinen verehrten Lesern nicht unerfreulich sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit eines Vorfalls erwähne, der uns den Character der Voigteier, wie er sonst wirklich war und zum Theil noch jetzt sein mag, völlig entschleiert; nur muß ich bitten, mich in das Jahr 1785 zurückzubegleiten, in jene drangsalvolle Zeit, wo den Voigtei-Ortschaften, wider ihren Willen, eine verbesserte Forstordnung durch die Gewalt der Waffen aufgedrungen werden sollte. Es erschien nämlich in dem genannten Jahre auf höhere Veranlassung eine Forstcommission in der Voigtei und begab sich unter dem Schutze des Militairs und der Gerichtsdiener in die Waldung, um dort im Sinne der neu aufgestellten Forstordnung jedem berechtigten Hause seine Parzelle Strauchholz rc. zuzumessen. Hinterher zogen, gleich Heuschreckenschwärmen, die Voigteibewohner, Weib und Mann, Greis und Jüngling, Knabe und Mädchen, mit Aexten, Mistgabeln, Dreschflegeln rc. bewaffnet. Lautlos umsteht die unübersehbare Menge im Walde die Commission und erwartet glühenden Auges der Dinge, die kommen sollen. Endlich wird die Meßruthe angelegt; kaum aber ist damit der erste Schlag geschehen, als aus der zahllosen Menge ein altes Weib, Regina Willig von Langula, wie eine Furie hervorspringt. Mit Tod blitzenden Augen zieht sie ein scharf geschliffenes Beil unter der Schürze hervor, schwingt es hoch empor und schreit dem messenden Forstbeamten zu: „Wenn du die Hand nochmals an die Meßruthe legst, verdammter Hund, so haue ich dir die Knochen vom Leibe." Die Commission stutzt und weiß nicht sogleich, wie sie sich in diesem nicht erwarteten Falle benehmen soll. Da aber durchläuft es, wie ferner Gewittersturm, die Reihen der Voigteier; immer drohender werden ihre Blicke, immer lauter drängen sich Flüche und Verwünschungen zwischen den Lippen hervor, und jede Hand faßt kräftiger das gewichtige Mordwerkzeug.

Unter solchen Umständen fanden es die Commissarien angemessen, die Sache vor der Hand ruhen zu lassen und sich von ihrer Behörde zuvörderst genauere Instruction zu erbitten. Sie zogen ab, die Voig-

teier trugen unter lautem Freudengeschrei die Regina Willig in ihre unscheinbare Behausung zurück, und die drei Ortschaften behielten ihre alte Forstordnung oder vielmehr Forstunordnung noch viele Jahre bei, bis sie endlich selbst die Unzweckmäßigkeit der alten Formen erkannten und freiwillig das thaten, was ihnen die Gewalt nicht hatte aufdringen können.

Der Voigteier ist größtentheils großen und muskulösen Körperbaues. Starke Schultern, Lenden und Waden, so wie die eckigen schroffen Gesichtszüge zeichnen ihn vor den übrigen Bewohnern der Ebene vor dem Hainich aus, so daß man ihn unter Tausenden leicht herausfinden kann.

In den Voigteiern scheint die Eigenthümlichkeit des alten deutschen Volkes, wie Tacitus es schildert, sich noch treulich aufbewahrt zu haben. Durchgängig findet sich, außer obigen Kennzeichen, auch das blonde Haar und das blaue, blitzende Auge; selbst der Handschlag gilt bei ihnen weit mehr, als bei den Einwohnern manches andern Dorfes, weshalb die benachbarten Städte Langensalza und Mühlhausen gern mit ihnen verkehren.

Während die Prediger und Schullehrer in vielen andern Ortschaften häufig darüber klagen, daß man von Seiten der Gemeindeglieder ihren Gehalt auf alle nur mögliche Weise, selbst durch Anwendung unredlicher Mittel, zu schmälern suche, betrachten es die Voigteidörfer als Ehrensache, ihrem Seelsorger und den Lehrern ihrer Kinder mehr zu geben, als ihnen gesetzlich zukömmt. Besonders bekundet sich dieser ehrenwerthe Sinn durch Geschenke und freiwillig erhöhte Accidenzien. Auch in der Voigtei herrscht, wie in manchen andern thüringischen Ortschaften, in dem Familienleben die steife Sitte, daß Mann und Frau nicht das vertrauliche „Du" gegen einander gebrauchen, sondern sich mit dem titulirenden „Ihr" (voigtei'sch „Döi") anreden.

Unter dem weiblichen Geschlechte findet man nur wenig Individuen, die sich durch schönen Wuchs und feine Züge auszeichnen, und selbst die wenigen Mädchen, die den Stempel Südthüringens im Antlitze tragen, verlieren bereits alle körperliche Schönheit schon in den ersten Wochen der Ehe, was sich aus physischen und psychischen Gründen wohl erklären läßt.

Der Dialect der Voigteier ist noch eben so, wie er sich bereits vor mehreren Jahrhunderten in diesem Landstriche ausgebildet haben mag, rauh, breit, oft mißlautend, voll sonderbar klingender Provinzialismen, welche die Sprache dem Fremden oft ganz unverständlich machen. So erzählt man, daß vor einigen Jahren mehrere in das Gerichtsamt zu Mühlhausen citirte Voigteier mit folgenden Worten in das Dikasterium eintraten: „Höi simma, wassumma?" Der Gerichtsdirector sieht verblüfft die Leute an und weiß nichts darauf zu erwiedern, bis sich endlich ergiebt, daß Jene haben sagen wollen: „Hier sind wir, was sollen wir?" Eine besondere Eigenthümlichkeit des voigtei'schen Dialectes ist die, daß die liquiden Sprachlaute l, n, r meistens in dem Kehlorgane mit Ausstoßung der

Luft aus der Nase gebildet werden, wodurch er einen, dem Reisenden sehr auffallenden, fremdartigen Klang erhält. —

Zu den erfreulichen Erscheinungen gehört, wie schon Eingangs flüchtig bemerkt worden, die seltene Industrie der Voigteier. Außer neun oder zehn Mühlen, die noch jetzt im Gange sind, traf man sonst in den drei Voigteidörfern viele Branntweinbrennereien, Plüsch- und Manschestermanufacturen, Gerbereien, und eine große Anzahl der verschiedenartigsten Handwerker an, deren Arbeiten sich durch Dauerhaftigkeit und Billigkeit auszeichneten. Einen vielgesuchten Handelsartikel machen noch jetzt die trefflichen Ziegeln und Töpferwaaren aus. Es sind 9 Brennöfen vorhanden, welche fortwährend 24 bis 30 Personen beschäftigen; auch findet man in Langula 32 Stühle zur Barchentweberei.

Das Gesammtvermögen der drei voigtei'schen Ortschaften ist sehr beträchtlich. Außer vielen Lehden, Triften, Jagd- und andern Gerechtsamen besitzt die Voigtei 9580½ Acker Länderei, 428 Acker Wiesen und gegen 12,000 Acker des Hainichwaldes, dem viele dürftige Einwohner ihren Unterhalt verdanken, indem sie das zusammengelesene Holz wöchentlich zweimal in die Stadt zum Verkauf tragen.

Nach Maßgabe eines Katasters vom Jahre 1683 haben die drei Ortschaften an Erb- und Grundzinsen an 38 Zinsherrn jährlich zu entrichten:

801	fl.	2 gr.	6¼ Pf.	Geld,
		66½	Stück	Gänse,
		74¾	=	Hühner,
		115	=	Hähne,
		4¾	Pfund	Wachs,
504	Schffl.	3	Mtzn.	Waizen,
1125	=	3	=	Roggen,
1031	=	3	=	Gerste,
586	=	1	=	Hafer,
92	=	—	=	Hopfen.

Ich könnte jetzt noch Manches ausführlich erzählen, was sich in einer Reihe von Jahren Merkwürdiges in der Voigtei zugetragen hat; z. B. von dem großen Brande zu Oberdorla am 13. Juli 1731, wo binnen drei Stunden Kirche, Thurm, Pfarre, Schule und 111 Wohngebäude ein Raub des empörten Elements wurden; von dem Brande im Jahr 1811, in welchem Niederdorla gegen 80 Wohnhäuser verlor; ich könnte die im Jahr 1760 von hessischer Seite stattgefundene gewaltsame und unerhörte Rekrutirung mit allen Haupt- und Nebenumständen meinen Lesern vorführen; ich könnte merkwürdige Diebstähle und verwegene Mordanschläge erwähnen: dieß Alles sind jedoch Dinge, die in jeder Stadt, in jedem Dorfe sich ereignen, wodurch also die Voigtei von andern Ortschaften nicht wesentlich unterschieden wird. Doch sei es mir erlaubt, eines Vorfalls zu gedenken, der wichtig genug scheint, um der Vergessenheit entrissen zu werden.

Bis zum Jahr 1763 hatten sich zu Langula sehr viele Wiedertäufer aus aller Herrn Ländern zusammen gefunden und dort angesiedelt. Diese Leute trieben weder Ackerbau noch Handwerke, dennoch bemerkte man nicht, daß sie Mangel litten. Da nun in dieser Zeit häufige Diebstähle, Straßenräubereien und Einbrüche vorfielen und beinahe kein Tag verging, ohne daß man von Greueln dieser Art hörte, da sogar Menschen verschwanden, ohne daß man entdecken konnte, wohin sie gekommen waren: so wurde man auf diese vorgeblichen Wiedertäufer aufmerksam und bald bezeichnete die öffentliche Stimme sie ziemlich laut als die Thäter alles Unwesens, das überall das größte Aufsehen erregte. Jedoch — die juridischen Beweise fehlten und die Obrigkeit weigerte sich, ohne diese einzugreifen. Im Herbste des oben genannten Jahres, als eben wieder einige empörende Beraubungen auf öffentlicher Landstraße vorgefallen waren, nahm der Pfarrer zu Langula Gelegenheit, auf der Kanzel gegen die unzähligen Unthaten, die jetzt zur Tagesordnung gehörten, heftig zu eifern, ja, er ging so weit, die in Langula wohnenden Wiedertäufer als die Verbrecher ungescheut und unumwunden zu nennen. In der darauf folgenden Nacht stand die Pfarrwohnung plötzlich in Flammen und die Spuren einer vorsätzlichen Brandstiftung waren nicht zu verkennen. Gegen hundert Gebäude brannten in dieser Nacht ab. Die Einwohner Langula's beschuldigten die Wiedertäufer der Brandstiftung und droheten, sie mit anbrechendem Morgen in Stücken zu zerreißen Der Morgen brach an, aber — kein Wiedertäufer war mehr zu sehen noch zu hören, und aller Nachforschungen ungeachtet konnte man nicht entdecken, wohin sie sich gewendet hatten. Im Jahre 1816 zündete der Blitz in Langula und auch das Haus, welches 53 Jahre früher den Wiedertäufern gewöhnlich zum Versammlungsorte gedient hatte, wurde bedeutend beschädigt. Als der Besitzer desselben zur Reparatur schreiten wollte, da fand es sich, daß das ganze Haus mit doppelten Wänden versehen war, und zwischen denselben entdeckte man Blutflecken, Gerippe, halb verfaulte Lumpen und dergleichen Gegenstände mehr, die den unzweideutigsten Beweis lieferten, daß die Räume zwischen den Wänden früher zur Mordgrube gedient hatten.

Ehe wir die Darstellung der Voigtei schließen können, müssen wir noch kürzlich bemerken, daß der mainzische Antheil bereits 1801 an die Krone Preußen fiel, 1807 aber die ganze Voigtei dem neu geschaffenen Königreiche Westphalen einverleibt wurde. Obgleich die Voigtei-Ortschaften sich mit aller Macht dagegen sträubten, so sahen sie sich am Ende doch gezwungen, auf die lange behauptete Steuer- und Militairfreiheit auf immer zu verzichten.

Im Jahr 1814 schlug endlich für die Voigteier eine Stunde von außerordentlich großer Wichtigkeit: sie wurden preußisch und der Provinz Sachsen zugetheilt. In diesem Jahre erreichten auch die öffentlichen Rottingsgerichte rc. ihr Ende, indem die Voigtei in Bezug auf Steuer-, Militair-, Polizei- und Justizverfassung allen andern preußischen Ortschaften gleichgestellt wurde.

Gewiß segnen die Voigteier jenen glücklichen Augenblick, der sie unter den weisen, milden und gerechten Zepter des preußischen Herrschers führte; gewiß vergessen sie bei der geregelten Verfassung, in welcher sie jetzt leben, jene chimärische Freiheit, die sie nicht selten zum Spielball frecher Anmaßung und Willkühr gemacht haben mag, ihr wahres Glück aber nimmer zu fördern vermochte.

„Möget Ihr, voigtei'sche Einwohner, nur den alten wackern Sinn, den regen Fleiß und die deutsche Biederkeit, wodurch Ihr Euch vor vielen Gemeinden ehrenvoll auszeichnet, treu bewahren als einen reichen Schatz, der von Euren Urgroßvätern auf Euch vererbt worden ist! Mag auch die Zeit manche alte Sitte verdrängen und Euren Kleiderschnitt nach und nach modernisiren: immer wird Euer Name mit Achtung genannt werden, wenn Ihr die theuren Güter Eurer Vorfahren treulich hütet und auf Eure Kinder übertragt!

Carl Rümpler.

Kloster Donndorf und seine Umgebungen,

historisch=romantische Beschreibung.

Zwei Stunden südwestlich von Artern liegt an dem überaus freundlichen Unstrutthale auf einem Vorberge der Finne die Erziehungsanstalt Kloster Donndorf, ohne Zweifel auf einem der schönsten Punkte in der ganzen güldnen Aue. Denn wenn sonst die Natur ihre lieblichsten Reize den verschiedenen Gegenden mehr einzeln spendet, so finden wir hier fast Alles vereinigt, was das Auge des Naturfreundes entzücken und das Herz zu freudiger Begeistrung erheben kann. Mag der Wandrer, der die leichte Anhöhe erstiegen hat, nach der Ferne hin sein wonnetrunkenes Auge richten, oder auf der nächsten Umgebung seine Blicke ruhen lassen; überall findet er die Natur in ihrem glänzendsten Festgewande mit tausend und aber tausend Reizen geschmückt. Jede Stunde des Tages, jede Zeit des Jahres breitet vor den Augen des gefühlvollen Beobachters neue Schönheiten aus. Sei darum herzlich willkommen, fröhlicher Wandrer aus der Nähe und Ferne, auf unserm Klosterberge. Ehe du bei dem geöffneten Thore, dem Haupteingange zu den ehrwürdigen Räumen, anlangst, findest du vorn eine schön gewachsene schattige Linde und hat die Anstrengung des Weges dich ermüdet, laß dich auf dem wirthlichen Bänklein unter ihr nieder. Siehe! — da liegt von Abend nach Morgen herum ein kreisförmiges Thal, einem der schönsten Panorama's gleich vor dir hingebreitet. Wenn nun dein Auge über die leichten, mit wogenden Kornfeldern besetzten Anhöhen, welche links sich an den Klosterberg anlehnen, hinweggegleitet ist, schaut von Abend her zu dir herüber der alte Kyffhäuserberg, der Wetterprophet der güldnen Aue, mit seinen Burgüberresten einem Riesen gleich, dessen finstere Stirn mit einer Sturmhaube gedeckt ist, an den Sommerabenden meist noch mit einem Feuermeere umgossen, wenn die Sonne in majestätischer Pracht sich bereits hinter seinen Schultern hinabgesenkt hat, um die Bewohner der andern Hemisphäre aus dem süßen

Schlummer zu wecken. Weiter rechts schließen sich daran die Bergreihen, welche hinter Wallhausen, der Residenz der alten Sachsenherzöge, und hinter Sangerhausen hinlaufend die südliche Grenze des Unterharzes bilden. Gleich einem dunkeln großen Vorhange schließen sie die Fernsicht nach Norden und nur bei heiterm Himmel blickt der greise Brocken mit seinem Silberhaupte von dort herüber. Terrassenförmig, von mehreren fruchtreichen Thälern durchschnitten steigt die Gegend von der Unstrut und Helme bis dahin sanft empor, wo der dunkle Saum bewaldeter Höhenzüge sich dem blauen Himmelsgewölbe anschmiegt. Aus dieser Höhe herab blickt von Norden her das Schloß Beyernaumburg dich freundlich an; jetzt nicht mehr die einst so gefürchtete Raubburg, wie sie unter Begünstigung des Bischofs von Merseburg den nach Böhmen reisenden Kaufleuten gefährlich war, aber eben deshalb auf Antrieb des Kaisers Ludwig von Baiern, von dessen Schwiegersohne, dem Markgrafen Friedrich dem Ernsthaften, 1333 zerstört wurde. (cf. Chron. Sampetrin. ad a. 1333.) Von da zieht sich bogenförmig wiederum eine meist bewaldete Anhöhe südöstlich nach der Unstrut herunter. Auf einem Vorsprunge erblickst du dort das jetzt zum Theil verfallene Schloß Allstedt, während das Städtchen gleiches Namens nordwestwärts am Fuße desselben sich ausdehnt. Ein und zwanzig größere und kleinere Ortschaften überhaupt, mit fruchtreichen Gefilden umgeben, kann dein Blick in diesem freundlichen Thale erreichen. In der Mitte desselben, in der Nähe des Weimarischen Dorfes Kalbsrieth, vereinigen die Helme und Unstrut, einst die vielbestrittenen Grenzflüsse zwischen den alten Sachsen und Thüringern, friedlich ihre Gewässer und nur im Frühling und Herbst, wenn der schmelzende Schnee des Unterharzes die Helme ungewöhnlich anschwellt, treibt diese mit ihren gelblichrothen Wellen die Unstrut über ihre Ufer hinaus und verwandelt auf einige Zeit einen namhaften Theil des Thales in einen See, dessen vielbewegter Spiegel dem Auge eine angenehme Ueberraschung bereitet und Wiesen und Aecker befruchtet. Zur linken Seite der Unstrut hin zieht sich die Straße von Artern nach Querfurt, auf der einst der große Schwedenkönig Gustav Adolph, nur von wenigen Getreuen begleitet, nach den schlachtgewohnten Ebnen Lützens eilte, um dort Sieg und Tod zu finden. Noch bewahrt die Familie Schomburgk, bei der er damals in Querfurt übernachtete, als ein theures Andenken die goldene Denkmünze, die er an seinem Koller trug. Diesseits der Unstrut erstrecken sich grünende Wiesen und üppige Getreidefelder bis zum Kloster heran.

Hast du nun an dieser herrlichen Fernsicht Blick und Herz geweidet, so ergreife deinen Wanderstab und folge mir weiter. Nicht durch den Haupteingang will ich dich in die innern Räume führen, sondern damit du durch den Anblick sogleich daran erinnert werdest, welche Bestimmung dieser Ort in der Vorzeit gehabt, von Morgen her durch das alterthümliche Klosterpförtchen. Der Weg dahin wendet sich hinter der Wohnung des Erbadministrators durch, um eine Reihe von Gebäuden, die zur Oekonomie gehören, sowie um die

Försterwohnung herum, von wo aus sich dann einige Ueberreste der alten Klostermauer nach Mittag hinziehen, welche aber durch neuere Zusätze vielfach ergänzt sind. Nach Osten hin ist hier ein zweites länglich rundes Thal vor deinen Blicken ausgebreitet, das zwar kleiner als das vorige, aber nicht minder reich an überraschenden Ansichten ist. Zur linken Seite hin wird es von eben der bewaldeten Anhöhe eingeschlossen, die wir schon von Allstedt her kennen gelernt haben und an ihrem Fuße spiegeln sich die berühmte Erziehungsanstalt Roßleben und weiter hin die ehemalige Burg Wendelstein in den Wellen der Unstrut, die sich hinter den grauen Felsen der letztern bald aus deinem Gesichtskreise verliert und nach dem für unser thüringisches Vaterland so klassischen Boden hinwendet. Denn dort liegt der Ronneberg, wo in einer mörderischen Schlacht der letzte Thüringerkönig Hermannfried Land und Leute verlor, dort sind noch Spuren des Castells, vor welchem einst der Thüringerherzog Rudolph den unmündigen Frankenkönig mit Erfolg zurückschlug. (cf. Böhm Commentatio de Runiberga etc. Lips. 1774. und Dr. Wilhelms Abhandlung im dritten Hefte der Mittheilungen des thüring.-sächsischen Vereins. Naumburg 1823.) Die östliche Grenze bildet der theils bewaldete, theils kahle Orlasberg, welcher hinter dem alten Kloster Memleben emporsteigt, das einst das Sterbelager zweier deutschen Kaiser geschaut hat. Auf der Südseite zieht sich bis nach dem Kloster herauf die schön bewaldete, von reichen Fruchtfeldern begrenzte Finne, die ihre Vorberge wellenförmig in das Thal hereinstreckt und an deren Abhange du das von Alters her mit unserm Kloster befreundete Städtchen Wiehe mit seinem Schlosse erblickst. Neun Ortschaften überhaupt sind an dem Rande dieses lieblichen Thales angereiht, deren Namen fast alle das achte Jahrhundert schon aufweisen kann. (cf. Brexarium Scti Lulli in Wencks Hess. Landesgeschichte Theil II. Urkundenb. pag. 16.) Wenn auch nicht großartige Ansichten sich deinem Blicke hier darbieten, nicht steile kahle Felsen hier von schwindelnder Höhe herabschauen, eine freundlichere Fernsicht, wo das Auge so Alles in der Nähe sehen und bewundern kann, möchte selten anzutreffen sein.

1349 wüthete in diesem Thale die Pest auf das Fürchterlichste und weil man unverständiger Weise den Juden die Schuld davon beimaß, so wurden in Wiehe und in der Umgegend zu Fastnacht desselben Jahres diese Unglücklichen von dem erhitzten Pöbel allenthalben aufgesucht und ohne Erbarmen erschlagen. Ganze Ortschaften wurden in jener Zeit entvölkert, wo diese schreckliche Krankheit einem Würgengel gleich, in dieser Gegend hausete und durch Unmäßigkeit und Aberglauben noch in ihrer furchtbaren Kraft verstärkt wurde. Auch 1683 wüthete die Pest wiederum in diesem Thale; es starben aber gerade in Donndorf wenig Leute wegen der guten Anstalten, welche der damalige Pastor Liebeskind daselbst getroffen hatte, der selbst auch glücklich erhalten ward. Derselbe ließ nämlich eine Viertelstunde vom Dorfe im freien Felde eine große Hütte erbauen, in welcher die Erkrankten untergebracht und verpflegt wurden.

Die Gestorbenen wurden in der Nähe der Hütte auf einem Raine begraben, der noch heutzutage der Todtenrain heißt.

Ehe wir nun durch das spitzgewölbte Klosterpförtchen eingehen, will ich dir nur noch die Erinnerung mit auf den Weg geben, daß du eben auf geweihetem Boden gestanden hast. Vor einigen Jahren fand man nämlich zufällig, daß zur linken Seite dieses Pförtchens, außerhalb der alten Kirchhofsmauer eine ganze Anzahl von Knochengerippen geborgen lagen, die einem riesigen Gliederbau angehört haben müssen. Verletzungen an der Hirnschale deuteten darauf hin, daß diese Erdensöhne im Kampfe mit der Streitaxt zu Boden geschlagen sein mögen, was um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt, da auch eine solche Waffe in der Nähe gefunden worden ist. Ueber Zeit und Veranlassung läßt sich nichts Näheres bestimmen. Gehen wir nun durch das Pfortengäßchen aufwärts, so zieht sich links der Gottesacker hin, an dessen westlicher Seite sich auf der Höhe ein freundliches Kirchlein anschließt, in welcher von dem Prediger des Dorfes aller 14 Tage Gottesdienst gehalten wird. Unter der Sakristei befindet sich ein Erbbegräbniß der Freiherrl. von Werthernschen Familie, in welchem auch die Särge zweier frühern Administratoren des Klosters beigesetzt sind. In ihrer jetzigen Gestalt hat diese Kirche erst die Mitte des vorigen Jahrhunderts erstehen sehn; von der alten, welche an Stellung und Umfang ihr gleich gewesen zu sein scheint, sind nur noch die Grundmauern des Thurmes und eines darin befindlichen Gewölbes vorhanden, das jetzt als Keller benutzt wird, in welchem aber ehedem vielleicht die später anzuführende Reliquie aufbewahrt wurde. Außerdem findet sich an der Südseite neben dem Eingang das steinerne Standbild seines frühern Vorstehers (wahrscheinlich Justitiarius) der Anstalt eingemauert, welches beim Aufbau der Kirche 1746 unter dem Schutt gefunden wurde. Umschrift und Name sind zum Theil verwischt und nur noch das Todesjahr 1604 deutlich zu lesen. Von den Denksteinen Dietrichs von Werthern, des ersten Klostervoigts aus dieser Familie, und seiner Gemahlin Elisabeth geb. von Hoym, von denen beiden Albin *) p. 41. noch die Inschriften aufbewahrt hat, findet sich, so wie von mehreren andern, keine Spur mehr. Sie mögen bei der weiter unten angeführten Verwüstung durch die Schweden gänzlich vernichtet worden sein.

Rechts liegen nach Norden hin in die Runde die ziemlich weitläufigen Wirthschaftsgebäude mit freundlichen Gärten. In einem Keller, der Pachterwohnung gegenüber findet sich ein jetzt zum Theil verschütteter unterirdischer Gang, der der Sage nach nach dem ehemaligen Mönchskloster Hechendorf geführt haben soll, aber bis jetzt noch nicht näher untersucht worden ist. Auffallend ist indeß, daß auch von dort ein gleicher Gang seine Richtung nach unserm Kloster

*) Geschichte der Grafen und Herrn von Werthern. Leipzig 1705.

zu nimmt. Wendest du dich nun links um die Kirche herum, so trittst du in den eigentlichen Klosterhof, der nach Morgen und Mittag von dem Schulgebäude unter einem rechten Winkel, nach Abend und Mitternacht von der Pachterwohnung und von Gärten eingeschlossen ist. Siehe da erblickst du rechts auf einem geräumigen Platze und unter schattigen Linden eine fröhliche Schaar muntrer Knaben, welche eben aus den Arbeitszimmern gekommen sind, um sich hier unter Scherz und Spiel zu vergnügen. Auf eines Jeden Gesichte kannst du es lesen, daß neben dem Ernste, welchen ihre wissenschaftlichen Beschäftigungen erfordern, auch die jugendlich kindliche Fröhlichkeit in den sonst so stillen Räumen nicht verpönt sei. Der fast nie gestörte Gesundheitszustand, welcher ein wesentlicher Vorzug dieses romantischen Musensitzes ist *), das fast gleiche Alter, welches die Zöglinge der Anstalt hier vereint, die Freundlichkeit, mit welcher sie von ihren Lehrern behandelt werden, also daß sie meist nach kurzer Zeit sich hier heimisch fühlen, obgleich fast alle der erste Ausflug aus dem väterlichen Hause hierher geführt hat; — dieß Alles vereinigt sich, um dir das liebliche Bild einer großen glücklichen Familie vorzuführen, und hast du nur einiges Gefühl für unschuldige Jugendfreuden, gewiß, so kannst du nicht ohne freudige Rührung an diesem fröhlichen Getümmel vorübergehen.

Die Mauern des Schulgebäudes sind meist, wenigstens im untern Stock, noch aus der Klosterzeit, die Vertheilung des innern Raumes aber, die noch vor Kurzem nur zu sehr an jene frühere Zeit erinnerte und zu der jetzigen Bestimmung in vieler Hinsicht unzweckmäßig war, ist in neuester Zeit eine ganz andere und sonder Zweifel viel passendere geworden. Der jetzige Herr Erbadministrator hat nämlich bedeutende Kosten nicht gescheut, um zum Besten der Anstalt theils neue Räume zu gewinnen, theils die alten zweckmäßiger einrichten und vertheilen zu lassen. Dank seiner wohlwollenden Fürsorge für die unter seiner Obhut stehende Anstalt! Freilich werdet ihr nun eure alten Zellen nicht wieder finden, ihr frühern Zöglinge unsrer Klosterschule! Aber ob euch auch damit so manche liebe Erinnerung verwischt ist, so werdet ihr euch doch freuen, daß besonders die Räume, in denen die jetzigen Schüler sich bewegen und ruhen, eine viel freundlichere Gestalt gewonnen haben. Die meisten Zimmer sind gegen Morgen nach dem schönen Unstrutthale gerichtet und werden von den ersten Strahlen der Frühsonne erleuchtet. Fast unmittelbar an die Gärten, welche sich hinter beiden Flügeln des Schulgebäudes ausdehnen, und von denen der eine von einem frühern Administrator den Schülern zur Benutzung überlassen worden ist, schließt sich südwestlich ein Eichen- und Buchenwäldchen,

---

*) Nach einer ziemlich verbürgten Tradition ist von der bedeutenden Anzahl Schüler, welche die Anstalt seit ihrer Gründung (1561) besucht haben, bis jetzt nur ein einziger hier gestorben, der unglücklicher Weise von einem tollen Hunde gebissen worden war.

welches theils nach dem Rücken der Finne sich hinaufzieht, theils mit seinem westlichen Abhange nach einem stillen romantischen Thale sich hinunterneigt. Die angenehmsten Spaziergänge durchkreuzen sich hier nach allen Richtungen hin. Zu jeder Jahreszeit wandeln fast täglich unter Aufsicht eines Lehrers die Zöglinge in den Erholungsstunden dorthin, und so manches anmuthige Plätzchen ist von ihren Händen gezeichnet. O ihr, die ihr früher unter diesem schützenden Laubdache gewandelt, ihr kennet wohl noch die dreifache Ulme, unter der euer Lehrer Platz nahm, während ihr auf grünenden Rasenbänken im Kreise um ihn euch schaartet, um in der freien Natur unter Gesang und Gebet auf den Flügeln der Andacht eure Herzen zum Herrn eures Lebens zu erheben; ihr wisset noch die alte vielästige Eiche und die üppige Buche zu finden, auf die ihr in den glücklichsten Stunden eures Lebens eure Namen gezeichnet; ihr erinnert euch noch des Kegelschubs, den ihr mit eignen Händen gebauet und des weichen Rasenplatzes, wo ihr so manchmal bei der Hitze des Sommers im Schatten ausgestreckt ruhtet, um traulich zu kosen von der Jugend glücklichen Träumen. Ihr wisset noch wohl, wie ihr so manchen schönen Frühlingsabend am nordwestlichen Abhange dieses Wäldchens hinter den ländlichen Klosterhütten dem Gesange unzähliger Nachtigallen gelauscht, die so gern sich hier versammelten zu musikalischem, bezauberndem Wettstreit.

Wer aber vermag zu ermessen, welch' einen segnenden Einfluß eine solche Umgebung auf das jugendliche Gemüth der Zöglinge dieser Anstalt ausübt.

Daß das unten am Berge liegende Dorf Donndorf dem Kloster seinen Namen gegeben, geht daraus hervor, daß jener Ort sehr alt ist. Schon 780 wird er als ein christlicher Ort unter den Besitzungen des Klosters Hersfeld aufgeführt, (cf. Breviarium Scti Lulli l. l.) und es ist daher kaum zu zweifeln, daß die dortige alte Peter-Paulskirche mindestens in das elfte Jahrhundert hinaufreicht, wie die Jahrzahl 1008 anzudeuten scheint, die sich dort an einem Steine hinter dem Altare eingegraben findet, obgleich dieselbe, weil in arabischen Ziffern abgefaßt, erst später, vielleicht nach einem alten Documente oder nach der Tradition, bei irgend einer feierlichen Gelegenheit aufgezeichnet sein muß. Denn wenn auch in jener ersten christlichen Zeit unserer Gegend bei weitem nicht jeder Ort seine Kirche gehabt hat, sondern wahrscheinlich ganze Districte nach einem gemeinschaftlichen Gotteshause wallfahrteten, wie dieß das Beispiel Cölleda's zu bestätigen scheint, wo sich schon 802 eine reich ausgestattete und ansehnlich begüterte Peter-Paulskirche fand, (cf. Wenck Hess. Landesgeschichte Theil II. Urkundenbuch p. 18.) so mußte sich doch in Donndorf selbst schon frühe auch das Bedürfniß sichtbar machen, ein eignes Gotteshaus zu haben. Den Namen des Orts, der in den ältesten Urkunden Tundorf, Tunndorf und Thundorf geschrieben wird, von Thon abzuleiten, wie Dietmann in seiner sächsi-

schen Priesterschaft thut, scheint mir gar nichts für sich zu haben. Denn einestheils hat der Boden in hiesiger Gegend gar nicht eine nur irgend auffallende thonigte Beschaffenheit, anderntheils fällt die Entstehung des Namens in eine so frühe, wahrscheinlich noch heidnische Zeit, wo die festen Niederlassungen, mochten sie nun eigentlich bewohnte Güter (mansus) oder bloße Vorwerke mit Wirthschaftsgebäuden (Hube, Hufe) enthalten, den Namen des Besitzers zu tragen pflegten. Und wirklich findet sich, wenigstens im zehnten und elften Jahrhundert, ein in hiesiger Gegend ansässiges adeliges Geschlecht von Thunna und 1462 wird Hedwig von Thunna als Priorin des Cistercienserklosters zu Cölleda aufgeführt. (cf. Unger Chronik dieser Stadt p. 80.) Es ist mir dennoch viel wahrscheinlicher, obgleich es nie bestimmt wird ausgemacht werden können, daß der Name dieses Ortes, und demnächst auch unseres Klosters, von jenem Geschlechte abzuleiten sei.

Ueber die erste Entstehung und Gründung des Klosters Donndorf läßt sich eben so wenig etwas Bestimmtes angeben, da die Stiftungsurkunde durchaus nicht mehr aufzufinden ist und auch anderwärts bestimmte Angaben oder Hinweisungen nicht vorkommen. Aus spätern Urkunden geht indeß hervor, daß es ein adeliges Nonnenkloster des Cistercienserordens war, welches zur Mainzer Dióces und in derselben zum Archidiaconat B. Mariae Virg. zu Erfurt gehörte. (cf. Wenck l. l. p. 497). Sonst enthält eine Schenkungsurkunde Friedrichs I. (Barbarossa) von 1162, in welcher der Markgraf Otto von Meißen ein Stück Wald bei Hechendorf an das Kloster Pforta abgetreten, wie ich nach wiederholter genauer Prüfung mich überzeugt habe, eine nicht undeutliche Hinweisung auf den fraglichen Ort. Dort wird nämlich die Lage des Waldes nach mehreren uralten Grabhügeln, die sich noch jetzt hinter Donndorf finden und nach einem Landgute (praedium Sisonis Comitis) so bestimmt, daß man annehmen muß, es habe damals auf unserm Klosterberge dieses letztere gestanden und dem Grafen Sizzo von Kefernburg, den Stammvätern der nachmaligen Grafen von Schwarzburg, gehört, welche erweislich zu jener Zeit Besitzungen in diesem Thale hatten. Dieselben mögen auch wohl Stifter dieses Klosters gewesen sein und besagtes Landgut dazu hergegeben haben. Diese Vermuthung würde sich noch mehr bestätigen lassen, wenn es nicht die dieser Beschreibung gesteckten Grenzen überschritte. (cf. Hoffmanns Nachrichten über die Herrschaft Wiehe in der Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig II. Thl.) Merkwürdig ist dabei noch, daß fast überall in den Klostergärten sich tief in der Erde Grundmauern und selbst solche finden, welche nach ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit auf Befestigungs- und Vertheidigungsthürme hinweisen. Sie nöthigen zu der Annahme, daß diese Besitzung in den Zeiten des Faustrechts, in welchen vorzüglich auch in dieser Gegend viele Greuel verübt wurden, gegen feindliche Angriffe wohl befestigt gewesen und daß in der Lage der dazu gehörigen Gebäude, wahrscheinlich eben bei der Stiftung des

Klosters, eine große Veränderung vorgegangen sei. Nach einer ziemlich verbürgten Nachricht soll das Kloster vom Kaiser Conrad IV. 1250 oder 51 bestätigt und eine Abschrift dieser Urkunde auf dem Rathhause zu Wiehe vorhanden gewesen sein, welche sich aber jetzt nicht mehr vorfindet. Hat es damit und mit der oben dargelegten Meinung über das Praedium Sisonis seine Richtigkeit, so muß die Gründung selbst zu Ende des zwölften oder zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts fallen. 1308 endlich kömmt Henricus, ein Probst des Klosters Donndorf als Zeuge bei Ausstellung einer Urkunde vor. (cf. Schamelius Beschreibung des Klosters Roßleben.) Die übrigen hier und da noch angeführten Pröbste und Aebtissinnen aus dem vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert übergehe ich, um eben nicht bloße Namen zu nennen; nur auf einige muß ich noch aufmerksam machen. 1351 machten sich nämlich der Probst Hermann und die Aebtissin Kunigunde nebst dem ganzen Klosterconvente verbindlich, gegen die Nutzung einer Wiese, alljährlich in der Kirche St. Petri im Dorfe Wein und Oblaten zur Communion zu geben, welcher Gebrauch noch jetzt besteht und in neuerer Zeit auch auf die Kirche zu Langenrode ausgedehnt worden ist. 1403 war Hartwig Probst und Gertrude Aebtissin im Kloster, welche von Johannes, Bischof von Laodicaea einen Brief bekamen, nach welchem allen ein 40tägiger Ablaß zugesichert wurde, welche das heilige Blut in der Klosterkirche St. Laurentii besuchen und verehren würden. Auch 1452 wurde dem Kloster von einigen Cardinälen eine Ablaßschenkung ertheilt.*) 1466 war Albrecht von Werthern hier Probst; derselbe kam von da nach der Probstei Ilmen und lebte endlich als Priester zu Sondershausen. (cf. Albin l. l. p. 37. wo aber unrichtig Ilmenau gesetzt ist und Zeitfuchs Stolberg. Chronik p. 368.)

Was nun die Schutzgerechtigkeit über unser Kloster anbetrifft, so ist dieselbe ohne Zweifel, auch wo sich nicht bestimmte Angaben nachweisen lassen, von den frühesten Zeiten her bei den jedesmaligen Besitzern der Herrschaft Wiehe gewesen und verblieben. So finden wir im dreizehnten Jahrhundert die Herrn von Rabeswalde, nach dem Schlosse gleiches Namens so benannt, von dem südwestlich von Wiehe noch sehenswerthe Ruinen angetroffen werden, als Schirmvoigte angeführt, und als 1312 dieß Geschlecht mit dem Grafen Friedrich von Rabeswalde in männlicher Linie erlosch, ging die Herrschaft Wiehe nebst der Voigtei über die Klöster Menleben und Donndorf an dessen Schwiegersohn, den Grafen Hermann von Orlamünde, Herrn von Weimar über, der mit seinem Bruder Friedrich auch 1332 die Burg Wendelstein erbaut hat. 1343 geriethen indeß die Grafen von Orlamünde mit den Landgrafen von Thüringen, na-

*) Beide genannte Ablaßbriefe, so wie die von dem Klosterconvente ausgestellte Urkunde in Betreff der Oblaten und des Weins werden im Pfarrarchiv zu Donndorf aufbewahrt und wurden mir vom Herrn Pastor Wetzel zur Einsicht sehr bereitwillig überlassen.

mentlich Friedrich dem Ernsthaften, in einen für sie sehr unglücklichen Kampf und mußten im Frieden 1346 die Herrschaft Wiehe sammt dem Kloster Donndorf an die gedachten Landgrafen abtreten, die dann beide theils pfand= theils lehnsweise an die vornehmsten Thüringischen Herrn überließen. So kamen dieselben 1347 an den Herzog Magnus von Braunschweig, 1367 an Gebhard, Edlen von Querfurt und schon 1369 wieder an die Herrn von Heldrungen. Als aber 1409 Friedrich von Heldrungen den Landfrieden gebrochen und in des Grafen Ulrich von Hohenstein Landen übel gehauset, auch den alten Grafen selbst, nachdem er dessen Veste mit Verrath in der Nacht erstiegen, aus seinem Bette gerissen und gefangen weggeführt hatte; so überzogen ihn die Landgrafen von Thüringen Wilhelm und Friedrich der Jüngere mit Heeresmacht, nahmen ihm 1412 die Herrschaft Wiehe sammt ihren Pertinenzen als verwirktes Lehnsgut weg und überließen sie 1413 dem Grafen Heinrich von Hohenstein gegen Abtretung seiner Gerechtigkeit auf Kelbra und die Anhaltinischen Pfandschaften. Doch schon 1415 verkaufte derselbe die Herrschaft Wiehe nebst der Voigtei über die Klöster Donndorf und Memleben an Friedrich Grafen und Herrn zu Beichlingen, der auch noch in demselben Jahre von dem Landgrafen Wilhelm den Tapfern damit belehnt wurde. In dem berüchtigten Thüringischen Bruderkriege finden wir indeß die Herrschaft Wiehe mit Donndorf in den Händen des mächtigen Günstlings des Herzogs Wilhelm, Apels von Vitzthum wieder, weshalb Wiehe von den Grafen von Beichlingen und Hermann von Harras überfallen und erobert wird, worauf sie 1448 der Graf Heinrich von Schwarzburg, Herr von Arnstadt und Sondershausen für 8000 rhein. Gülden käuflich an sich bringt. (cf. Hartung Kammermeister bei Menken Tom. III. p. 119 ff. und Paul Jovius Schwarzburg. Chronik L. 5. C. 40.) Bald darauf aber mußte gedachter Graf die so erworbenen Besitzungen, weil der erwähnte Krieg seine Kasse erschöpft hatte, für dieselbe Kaufsumme 12. Jan. 1452 zuerst auf 8 Jahre, 1461 aber, mit Einwilligung des Herzogs, erblich an die Gebrüder Herrn von Werthern, Dietrich Georg und Hans abtreten; jedoch wurde dabei festgestellt, daß die fragliche Herrschaft ein Afterlehn der Grafen von Schwarzburg bleiben, diese aber die Oberlehn von den Herzögen von Sachsen tragen und anerkennen sollten. Der Lehnshof war Frankenhausen und zu den Ritterpferden mit denen die Herrschaft Wiehe der Lehnsherrschaft dienen mußte, hatte das Kloster Donndorf zwei zu stellen. Dieser Lehnsnexus hat denn auch bestanden, bis er in Folge des Staatsvertrags vom 19. Juli 1816 an die Lehnscurie des königl. preuß. Oberlandesgerichts zu Naumburg überging. Der genannte Dietrich von Werthern, welcher schon oben als der erste Schirmvoigt unsers Klosters aus dieser Familie bezeichnet wurde, unternahm 1461 mit dem Herzoge Wilhelm von Sachsen eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande und wurde dort an dem heiligen Grabe von demselben zum Ritter geschlagen. (cf. Albin l. l. p. 40.) 1525 wurde das Kloster von den von Allstedt heranstürmenden Bauern hart mitgenom=

men und theilweise zerstört (cf. Menken Tom. II. p. 1134.) und vergebens versuchte der damalige Schirmvoigt Hans der Jüngere, in Verein mit dem Grafen Wolfgang von Stolberg, den fanatischen Pöbel bei Frankenhausen zum Frieden zu ermahnen, als beide zu diesem Zwecke von dem Herzoge Georg dahin abgeordnet waren. Derselbe Hans war ein sehr gelehrter Mann und dem berühmten Erasmus von Rotterdam bekannt und befreundet, mit dem er auch in einem lebhaften Briefwechsel stand. (cf. Albin p. 53.)

Nach der Reformation ließen die Herrn von Werthern, welche sich 1540 allesammt zur lutherischen Kirche gewendet hatten, die Nonnen des Klosters aussterben. Die zuletzt übrig gebliebene war die Aebtissin Felicitas Hacke, welche, der Sage nach, vom Blitze getroffen, den 12. Juli 1561 ihr Leben beschloß. Die darauf bezügliche Tradition klingt im Munde des Volkes also:

Um selbige Zeit hatte ein ungewöhnlich starkes Gewitter sich aufgethürmt und stand fürchterlich drohend über dem Kloster. Trotz alles Betens der erschrockenen Bewohner wollte es doch nicht weichen eine lange Zeit. Da erkannte die fromme Matrone Felicitas darin eine Weisung Gottes, welcher nahe, sie im Wetter von der Erde abzurufen. Darum stieg sie voll Ergebung aus ihrem Gemache herunter, setzte sich vor dem Kloster betend in ihren alten Lehnstuhl und erwartete so getrost ihr Ende. Bald sank sie auch entseelt zu Boden; ein Blitzstrahl hatte sie getroffen und das Gewitter zog ruhig vorüber.

Darauf wurde besagtes Kloster sogleich, in Gemäßheit eines schon 1541 errichteten Vertrags, von den Gebrüdern von Werthern Christoph, Heinrich und Georg in eine Freischule für 12 Knaben umgewandelt, die hier eine angemessene Vorbereitung für höhere Bildungsanstalten bekommen sollten. Die alte Stiftungsurkunde der Schule war schon 1729 nirgends mehr aufzufinden und man muthmaßte damals, daß sie bei den hier stattgefundenen Verwüstungen im 30jährigen Kriege, nebst andern Dokumenten des Klosterarchivs, ein Raub der Flammen geworden sei. Es wurden aber darauf 1746 die Verpflichtungen und Rechte der Freiherrl. von Werthernschen Familie von einer churfürstl. sächsischen Commission auf den Grund vorhandener Urkunden und auf die eidliche Aussage der betheiligten Familienglieder geprüft und regulirt und demnächst eine neue Stiftungsurkunde entworfen und höhern Orts auctorisirt. Anfänglich hatten die einzelnen Glieder der Familie, welche sich seit 1633 in die Brücksche, Wiehesche und Beichlingesche Linie theilte, die Aufsicht über die Schule gemeinschaftlich geführt und dieser Umstand hatte zu mancherlei Differenzen Veranlassung gegeben. Daher wurde 28. März 1660 zu Cölleda zwischen den 5 Söhnen des 1658 verstorbenen Hans Heinrich von Werthern ein Erbtheilungsreceß abgeschlossen und 20. Juli ejd. a. von dem Churfürsten Johann Georg confirmirt, nach welchem die Administration der Schule bei der Wieheschen Linie verbleiben und dieselbe jedesmal von dem Aeltesten in

der Familie als ein Majorat verwaltet werden sollte. (cf. M. Gottfr. Löwe Dissertatio de Janitoribus imperii.) Bei dieser Anordnung scheint es indeß nicht immer streng verblieben zu sein; so finden sich z. B. 1701 — 1725 zwei Administratoren, welche gemeinschaftlich das Kloster verwalteten. Leider haben diese Erziehungsanstalt seit ihrem Entstehen mancherlei Unfälle betroffen und ihre Wirksamkeit mannigfach unterbrochen. Schon 1636 wurde sie von den Schweden unter dem Grafen Rickberg feindlich heimgesucht und geplündert, 1641 aber von demselben unter dem Oberst Rosa völlig in Asche gelegt, aus Rache, daß Georg von Werthern, Oberhofrichter zu Leipzig und Oberhauptmann in Thüringen, der auf churfürstlichen Specialbefehl 1635 zur Abschließung des Prager Friedens geschickt wurde, sich weder durch Versprechungen noch durch Drohungen der Schweden abhalten ließ, die Vereinigung zwischen Johann Georg I. von Sachsen und dem Kaiser zu Stande zu bringen. (cf. Albin p. 77.) Die Klosterkirche, in welcher mit Fleiß jede Erinnerung an den von Werthernschen Namen ausgetilgt worden war, blieb über hundert Jahre in Trümmern liegen und wurde erst 1754 21. p. Trinit. von dem damaligen Prediger in Donndorf, Christoph Lebrecht Wetzel, wieder zu gottesdienstlichem Gebrauche eingeweihet; die Schulgebäude aber waren schon 1669 wieder hergestellt und es wurden 3. Januar 1670 von Georg Adam von Werthern wieder 6 Knaben aufgenommen und deren Zahl im folgenden Jahre auf 12 gebracht. Schon 1676 ging indeß — aus welchem Grunde? ist unbekannt — die Anstalt wieder völlig ein. Nach einer über dem Eingange zum Schulhause befindlichen Inschrift mögen die Gebäude wiederum einer namhaften Reparatur bedurft haben und erst 1680 wieder in den Stand gesetzt gewesen sein. 1690 geschieht endlich wieder eines daselbst angestellten Lehrers Erwähnung. Schon 1706 — nicht 1710, wie manche Chroniken wollen — brach indeß, in Folge von Unvorsichtigkeit, in der Wohnung des damaligen Rectors Meybring Feuer aus, wobei das leicht mit Schindeln gedeckte Dach, Sparren und Balken von den Flammen verzehrt wurden. Zwei Jahre wurde noch Schule gehalten. Als aber die Nässe allzusehr auch in die wenig geschützten untern Räume drang, mußten 1708 sämmtliche Schüler entlassen werden. Der Rector Meybring wurde unterdessen in einem Diensthause untergebracht, das ehedem neben dem Klosterthore stand, wo sich jetzt die Wohnung des Erbadministrators findet, bis ihm 1711 das eben zu Langenroda neugegründete Pfarramt übertragen wurde. Langenroda hatte nämlich bis dahin als Filial zu Donndorf gehört und der jedesmalige Prediger ertheilte auch außerdem, gegen nicht unbedeutende Emolumente an Geld und Holz, in einigen Stunden wöchentlich den Alumnen der Klosterschule Religionsunterricht. Auch diese Religionsstunden aber gingen 1711 mit dem betreffenden Einkommen auf den genannten Pastor Meybring über und es hat diese, für die Schule höchst unzweckmäßige und für beide Theile sehr lästige Einrichtung, daß der jedesmalige Pfarrer zu Langenroda den Religionsunterricht hier ertheilte, leider bis auf

die neueste Zeit fortgedauert, wo derselbe dem jetzigen Rector der Anstalt mit übertragen wurde.

Zu den bereits angedeuteten Uebelständen, durch welche das Gedeihen der Anstalt mehrmals gehemmt wurde, kamen indeß noch folgende. Als im Jahre 1706 der König von Schweden Karl XII. in Sachsen eingedrungen war, um dem Könige August II. den Frieden von Altranstedt zu dictiren, war in hiesiger Gegend eine Abtheilung seines Leibregiments stationirt. Bei dieser Gelegenheit quartirte sich im Sinne des alten Hasses der Schweden gegen die Freiherrl. von Werthernsche Familie, wie im Schlosse zu Wiehe ein Lieutenant, so auf unserm Kloster ein Cornet mit seinen Leuten und 7 Pferden eigenmächtig ein, und da er ein ganzes Jahr hierselbst verblieb und, auf Rechnung dieser Stiftung, die andern Officiere fleißig traktirte, so verursachte er während dieser Zeit, außer den häufigen Störungen, der Anstalt über 1000 Thaler Unkosten. Bei seinem endlichen Abzuge soll er auch zwei Alumnen gewaltsam mit fortgenommen und unter sein Regiment gesteckt haben. Auch im letzten Freiheitskriege wurde das Kloster von den Schweden heimgesucht, als ein Heer von 12,000 Mann sich unter Bernadotte in dieses Thal ergoß. Gegen die Angriffe der Russen wurde es durch einen Schutzbrief gesichert.

Da außer den eigentlichen Alumnen, deren Anzahl sich der Stiftung gemäß auf 12 Knaben belaufen sollte, auch andere Schüler in die Klosterschule aufgenommen worden waren, so wurde schon im vorigen Jahrhunderte höhern Orts der Wunsch geäußert, und dessen Erfüllung auch von der Werthernschen Familie nicht abgewiesen, daß außer dem Rector noch ein zweiter Lehrer an dem Erziehungsinstitute angestellt werden möchte. Wir finden darum auch von 1713 an wirklich einen Rector und Conrector; aber der Letztere, Namens Rülke, mußte wegen Unfähigkeit zum Lehramte und wegen tadelnswerther Aufführung schon 1719 wieder entlassen werden. Erst 1803 bekam darauf die Anstalt eine namhafte und bleibende Erweiterung durch das Testament des, nächst den frommen Stiftern, um diese Schule am meisten verdienten Erbadministrators Hans Adolph Erdmanns von Werthern, Königlich Sächsischen Oberhofrichters, welcher ein Legat von mehr denn 30,000 Thalern gestiftet hat, davon die Zinsen theils auf 6 neue Freistellen an der Schule und die Besoldung eines seitdem angestellten zweiten Lehrers, theils auf 8 Stipendien zu 50 Thaler jährlich, an der Leipziger Universität verwendet und nach dem Willen des Stifters vorzugsweise den ehemaligen Zöglingen unsrer Klosterschule von dem jedesmaligen Erbadministrator auf 3 Jahre ihrer academischen Laufbahn ertheilt werden. Außerdem wird der alljährliche bedeutende Ueberschuß in Gratificationen zu 50 Thaler vertheilt, und können solche auch Studirende auf der Universität zu Halle bekommen, seitdem der jetzige Herr Erbadministrator höhern Orts darum nachgesucht hat. Das Legat steht jetzt unter Oberaufsicht der Königlichen Regierung zu Merseburg. Das Andenken des hochherzigen Testators, der über der Klosterschule Donn-

dorf wie über seinen Augapfel wachte, sie häufig zu besuchen, nach ihren Bedürfnissen, sowie nach ihren Leistungen und übrigen Verhältnissen auf das Sorgfältigste sich zu erkundigen für die schönste Sorge seines Lebens achtete und selbst mit eigner Entsagung ihr bedeutende Opfer brachte, wird bei den dankbaren Zöglingen und bei allen Freunden der Anstalt immer ein Seegen bleiben und verdient wohl an dessen Todestage durch eine besondere Feier von der Schule erneuert zu werden. Er starb 18. Januar 1803 auf seinem Schlosse in Wiehe und seine Gebeine wurden in dem Erbbegräbniß unter der Sakristei der hiesigen Klosterkirche beigesetzt.

So bestehen denn jetzt an der Anstalt überhaupt 18 Freistellen; von den 12 Stellen alter Stiftung hat jede der drei oben angeführten Linien 4, und von der Wieheschen insbesondere, welche seit dem 10. Juli 1660 in das Ober- und Unterhaus zerfällt, jedes Haus wieder zwei zu besetzen, die sechs Freistellen neuer Stiftung aber werden von dem jedesmaligen Erbadministrator allein vergeben. An Ländereien gehören zum Klostergute 518 Acker Feld, 75 Acker Wiesen und 1975 Acker Holz, von denen das meiste hinter dem Kloster und nur ein kleinerer Theil in dem Forste zu Bachra liegt.

Die Ausdehnung der Erziehungsanstalt ist nach ihrer neuen Einrichtung auf eine Gesammtzahl von 30 Schülern an Alumnen und Kostgängern berechnet, von denen die erstern auf Kosten der Anstalt von dem Pächter des Klostergutes, die letztern zur Hälfte von eben demselben, zur Hälfte von dem Rector der Schule vollständig beköstigt werden und dafür, mit Ausschluß der Ferien, wöchentlich 1 Thaler 10 bis 15 Sgr. Kostgeld zu entrichten haben. Sonst belaufen sich die currenten Ausgaben für einen Jeden 25 bis 30 Thaler jährlich. Die Neuaufzunehmenden haben sich der Stiftung gemäß vorher einer Prüfung zu unterwerfen, bei welcher ein guter Grund in den Elementar-Unterrichtsgegenständen und die Elemente der lateinischen Grammatik gefordert werden. Die Schüler absolviren hier einen dreijährigen Cursus und besuchen dazu die Schule von ihrem elften Lebensjahre bis zur Confirmation, wo sie dann gewöhnlich auf eine höhere Bildungsanstalt, namentlich nach Pforta oder Roßleben, oder auch zu einem andern Berufe abgehen, welches Letztere jedoch seltner und auch gegen den Zweck der Anstalt ist, welche als ein Progymnasium eine wissenschaftliche Vorbildung begründen soll. Während jener Zeit aber stehen sie unter beständiger Aufsicht der beiden Lehrer, welche mit in der Anstalt selbst wohnen und mit der speciellen Beaufsichtigung wöchentlich wechseln und sind für die Unterrichtsstunden in zwei Klassen getheilt. Daß sie so an streng geregelte Thätigkeit sich gewöhnen und schon frühe den Lebensmuth kennen lernen, der aus dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht entspringt; daß sie ein offenes kindliches Gemüth und einen frommen Sinn bewahren, der für ihr ganzes künftiges Leben ein sicherer Leitstern ist und daß sie für die dritte Klasse eines Gymnasiums eine tüchtige Vorbereitung gewinnen, das ist das Ziel, welches diese Anstalt zu errei-

chen strebt und wobei sie durch ihre innere Einrichtung, sowie durch ihre äußere Lage unglaublich unterstützt wird.

Ehemals stand dieselbe unter Oberaufsicht des Königl. Sächs. Kirchenrathes zu Dresden, jetzt unter der Königl. Preuß. Regierung in Merseburg; Schulinspector aber war sonst und ist noch jetzt der jedesmalige Superintendent zu Sangerhausen, der aller drei Jahre Schulvisitation hält. Möge denn die in ihrer Art einzige Erziehungsanstalt, welche so lange schon eines besondern Beifalls hoher Gönner sich zu erfreuen hatte und welcher so viele gelehrte Männer schon eine gründliche Vorbildung verdanken, für die in frühern Zeiten eingetretenen Störungen und erlittenen Unfälle, in Zukunft zur Ehre seiner frommen Stifter und zum Seegen des Vaterlandes um so herrlicher gedeihen!

Moritz Lessing.

Schulpforta.

Diese berühmte Landesschule liegt im königl. preußischen Herzogthum Sachsen, in dem pitoresken Saalthale und an der immer sehr besuchten großen Landstraße von Leipzig nach Frankfurt am Main; eine Stunde von Naumburg und eine halbe von der Saline Kösen entfernt. Nicht leicht wird sich ein Gymnasium einer so herrlichen Lage und Umgebung erfreuen, wie dieses. Südöstlich wird der Ort von dem, mit dem schönsten Laubholz bewachsenen Knabenberge begrenzt, von dessen Höhe man Naumburg, Lützen, Leipzig nebst noch vielen andern Orten sieht und welcher überhaupt ein treffliches Panorama gewährt. West- und nordwestlich umgeben ihn Felder, Wiesen und Weinberge, an deren Fuße sich die Saale hinschlängelt. Nahe bei dem so romantisch gelegenen Kösen befinden sich noch die ziemlich bedeutenden Ueberreste der Rudelsburg und Saaleck. Zwei Stunden gegen Osten ist die Schönburg und eben so weit nördlich die ehrwürdige Freiburg.

Eine der wohlthätigen Folgen der Reformation war die, von den sächsischen Räthen von Miltitz und Commerstädt veranlaßte, Gründung dieser Schule durch den Churfürsten Moritz, welcher das Kloster Pforta, seit bald 400 Jahren der Sitz fauler Mönche, in einen Tempel der Wissenschaften verwandelte.

Die älteste Geschichte von Entstehung dieses Klosters ist kürzlich folgende: Graf Bruno, Besitzer der Landschaft Pleißen, im jetzigen Herzogthum Altenburg, hatte das Unglück, seinen einzigen Sohn auf der Jagd durch einen wüthenden Eber zu verlieren. Tief erschüttert durch diesen harten Schlag, beschloß er sein ansehnliches Vermögen frommen Stiftungen zu widmen und stiftete im Jahr 1127 zu Schmöllen im Altenburgischen ein Nonnenkloster, dessen erste Aebtissin seine Tochter Garburgis ward, welche jedoch in der Blüthe ihrer Jahre starb. Allein nach ihrem Tode gerieth die Klosterzucht gänzlich in Verfall, und die Nönnlein, wie sich eine alte Chronik aus-



31. Lith. v. Ed. Pietzsch & C.ie in Dresden

Schulpforte.

drückt, sangen statt **te deum laudamus, amamus, amamus,** und die singen sollten die **Hor,** liefen mit Venus aus dem Chor.

Bruno war nun genöthigt, die Nonnen aus dem Kloster zu weisen und besetzte es mit schwarzen Benedictinern. Da diese jedoch bald noch ärgern Unfug trieben, als vorher die Nonnen, gerieth das Kloster in gänzlichen Verfall und der fromme Bruno mußte noch in seinen alten Tagen diese Stiftung fast eingehen sehen. Seinem Verwandten, dem Bischof Udo von Naumburg, welcher ihn in seiner Krankheit besuchte, empfahl er noch auf dem Sterbebette die ihm so theure Anstalt. Dieser entließ die Mönche und brachte an deren Stelle andere, aus dem damals in großem Geruche der Heiligkeit stehenden Kloster Walkenried, dahin. Allein Schmöllen schien nun einmal nicht der Ort zu sein, an welchem Bruno's Stiftung gedeihen sollte. Die armen Mönche mußten unaufhörliche Plackereien von den benachbarten Slaven ausstehen und baten daher den Bischof, ihnen in seinem Gebiete eine Freistatt zu vergönnen. Sie sollen, ohngefähr 10 Jahre nach Gründung des Klosters, nach Kösen an der Saale gewandert sein; jedoch auch hier, bei dem so lebhaften Verkehr auf der, durch diesen Ort führenden Heerstraße, nicht die gewünschte Ruhe gefunden haben, und nochmals zur Auswanderung genöthigt worden sein. Darauf siedelten sie sich im Jahre 1175 eine halbe Stunde von Kösen, am Fuße des Knabenberges, welche Gegend die Heerstraße damals noch nicht berührte, an. (Das Kloster wird in päpstlichen Urkunden **Monasterium sancta Mariae de Porta** genannt.) Dies scheint gewiß zu sein, aber weniger gewiß ist die Existenz des Klosters in Kösen; wenigstens zeigt der gelehrte und gründliche Alterthumsforscher Herr Landrath Lepsius in Naumburg (s. Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, 4. Heft S. 95 u. f. w.) daß das Kloster nicht in Kösen befindlich gewesen sein kann. Dasselbe wurde von Zeit zu Zeit durch ansehnliche Schenkungen der regierenden Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, an Ortschaften und liegenden Gründen immer mehr bereichert, vorzüglich durch Georg, dem Bruder Friedrichs des Streitbaren. Aus Dankbarkeit trugen die Mönche seinen Leichnam im Jahre 1411 auf ihren Schultern von Coburg nach Pforta und begruben ihn in der dasigen Klosterkirche, zu welcher der Grund den 21. April 1251 gelegt und die 1268 vom Bischof Friedrich von Merseburg, der Maria und Johannes dem Täufer geweihet worden war.

Das Monument des Herzogs, auf welchem er mit Schild und Panzer in Stein gehauen zu sehen, steht noch in der Kirche ohnweit des Eingangs am Portal.

Die Zahl der Mönche stieg zuweilen bis auf 50, zur Zeit der Aufhebung aber befanden sich nur 7 daselbst.

Der Herzog Georg von Sachsen, ein höchst bigotter Mann und großer Feind der Reformation, benachrichtigte seinen Bruder, Herzog Heinrich damals zu Freiberg, daß er ihm, falls er die lutherische Ketzerei fahren lassen und wieder in den Schooß der allein se-

ligmachenden Kirche treten würde, nach seinem Tode sein ganzes Land übergeben wolle, wo nicht, so solle er gar nichts bekommen. Darauf antwortete Heinrich: Dies Anmuthen käme ihm eben so vor, als jenes, welches der Teufel Jesum that, daß er ihm alle Reiche der Welt geben wolle, wenn er niederfiele und ihn anbetete. Bald darauf starb Georg und Heinrich, als sein Nachfolger, trug alles dazu bei, um die evangelische Lehre in seinem Lande immer mehr zu verbreiten. Unter mehreren Klöstern wurde nunmehr auch das von Pforta aufgehoben und, wie bereits erwähnt, vom Churfürsten Moritz zu einer Landesschule bestimmt. Nachdem der 24. Abt nebst seinen Mönchen ausgewandert war, erfolgte am 1. November 1543 die Einweihung und Eröffnung dieser Schule, wobei denn auch der erste Alumnus, Lutze aus Kindelbrück, aufgenommen ward. Auch wird dieser Tag immer noch als ein Festtag für die Schule gefeiert.

Die schon beträchtlichen Besitzungen der Schule vermehrte Moritz noch durch Schenkung des Klosters Memleben an der Unstrut.

Die Schule ward, als ein reines Alumneum, anfangs für 100, später, unter Churfürst August, für 150 Zöglinge evangelischer Confession eingerichtet. Keiner durfte bei der Aufnahme unter 11 Jahre sein und für die Dauer der Schulzeit wurden 6 Jahre bestimmt. Auch durften die chursächsischen Städte und eine Anzahl adeliger Familien Freistellen besetzen.

Nächst dem Rector wurden noch vier Lehrer angestellt: ein Pastor, welcher auch den Gottesdienst besorgte, ein Conrector, Tertius und Cantor, nebst einem Schulverwalter oder Schösser, welcher den Lehrern den Gehalt auszahlte, das Tuch zur Kleidung für diese und die Schüler lieferte und auch für die Kranken sorgte. Die Alumnen hießen Fürstenschüler, so wie die Schule selbst Fürstenschule. Die Schüler bekamen eine eigenthümliche Tracht, welche noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beibehalten wurde, den sogenannten Spanier und Schulrock. Ersterer bestand in einer seltsamen Mütze aus schwarzem Zeug, mit bunten Bändern verziert; letzterer war ein kurzer, schwarzer Mantel, welcher blos den Rücken bedeckte. Diese Tracht mußten sie besonders bei feierlichen Gelegenheiten tragen.

Die, auf Churfürst Christian II. Befehl zu Anfang des 17. Jahrhunderts bekannt gemachten, von Dr. Commerstadt verfaßten, Schulgesetze sind merkwürdig, wegen der oft ins kleinliche gehenden Umständlichkeit. Unter andern wird befohlen, daß man das Kalbfleisch ziemlich würze und die Suppe wohl schäume und dergl.; auch daß die Schüler, nicht allein mit den Lehrern, sondern auch, wenn sie allein beisammen sind, reines (?) Latein reden sollen. Sie waren in Ober-, Mittel- und Untergesellen eingetheilt. Anfangs bewohnten bloß zwei Alumnen eine Zelle, in welcher sie auch schliefen; nachdem aber, durch Erbauung eines Schlafsaals, mehr Raum geworden, enthielt jede Zelle drei zuweilen auch vier Bewohner, einen Oberen, Mittleren und ein auch zwei Untere.

Die damaligen sächsischen Churfürsten richteten auf die Schule ihre besondere Aufmerksamkeit und beehrten dieselbe sehr fleißig mit

ihrer Gegenwart. Der Churfürst August hatte sich sogar eine eigne Wohnung in Pforta einrichten lassen. Als er einst mit seiner Gemahlin Anna dort anwesend war, ließ diese treffliche Fürstin den, im Dienste der Schule grau gewordenen Cantor Dürfeld, einen höchst ehrwürdigen Mann, zu sich kommen und fragte ihn um die Aufführung seiner Untergebenen; ob sie wohl alle so gutartig und fleißig wären, als sie es sein sollten und es die Lehrer wünschten? — Nun, alle wohl nicht, erwiederte der Greis. Nun, so fahren Sie dann nur fort, ehrwürdiger Mann, ihre Pflicht zu thun, damit sie alle recht gut werden.

Auch hielten die Churfürsten öfters Jagden in den Umgebungen der Schule, da sich damals in dasigen Wäldern ein bedeutender Wildstand befand

Bis zum Jahre 1598 betraf Pforte kein Unfall; allein in diesem und dem folgenden Jahre wüthete die Pest und Ruhr in der Umgegend und in der Schule selbst, so daß 11 Schüler starben und die Gesunden zweimal entlassen werden mußten. Weit schlimmer jedoch erging es der Schule in dem dreißigjährigen Kriege. Sie wurde von den feindlichen Truppen fast gänzlich verwüstet und war in der That ihrem Untergang nahe, denn im Jahre 1637 wurde kein einziger aufgenommen, in den Jahren 1638 — 40 zusammen nur 8 und von den 2 darauffolgenden Jahren heißt es: praclusa fuit Porta. Unter den Verwüstern der Gebäude zeichnete sich besonders ein finnisches Regiment aus, welches, in dem Wahne, daß Pforte ein Kloster sei, an den Statuen in- und außerhalb der Kirche großen Unfug trieb und ihnen die Nasen, Finger u. s. w. abschlug.

Bei dem Einfall Carls XII. von Schweden in Sachsen, im Jahre 1706 wurde Pforte sehr beunruhigt und mit starken Lieferungen belegt. Carl selbst hatte einige Zeit sein Hauptquartier in Kösen und es fielen öfters Gefechte in der Umgegend vor. Im siebenjährigen Kriege wurde die Schule ebenfalls durch Lieferungen sehr hart mitgenommen und der Rector Grabener sogar als Geißel von den Preußen weggeführt. Auch ereignete sich im Jahre 1769 ein Brandunglück daselbst, indem der Blitz in eine nicht weit vom Schulhaus entfernte Scheune einschlug, welches um so gefährlicher hätte werden können, da sie bereits ganz mit Getreide angefüllt war. Jedoch wurde das Feuer, besonders durch Hülfe der Alumnen, bald gelöscht.

In dem für Deutschland so unglücklichen Kriege im Jahr 1806 befand sich Pforte in großer Gefahr, wo nicht völlig vernichtet, doch hart bedrückt zu werden. Bereits am Abend des 13. October bivouaquirten eine Menge französischer Soldaten an den Pforte umgebenden Mauern und unzählige Wachtfeuer erhellten dieselben. Es mußte Essen, Bier und Wein in das Lager geschafft werden und hiermit wurden die Truppen, abgemattet von dem Marsche, befriedigt. Blos in der vor dem Thore gelegenen Wohnung des damaligen Hofjägers Fischer wurde geplündert, Pferde, Kühe und sonst noch Vieles weggenommen. Als der Tag zu grauen anfing, brachen

die Regimenter wieder auf und marschirten durch die unbesetzten Defileen von Kösen nach Auerstedt zu. Ihnen folgten neue Regimenter nach. Nun donnerte das Geschütz durch das Thal. Ein dichter Nebel bedeckte anfangs die ganze Gegend, bald näher, bald ferner hörte man die Kanonade. Endlich ward Preußens Schicksal entschieden; die Franzosen hatten, trotz der muthigen Gegenwehr, die Schlachten bei Hassenhausen und Auerstedt gewonnen. Eine große Menge vorbeimarschirender Gefangener bestätigte bald diese traurige Nachricht. Diesen und den folgenden Tag wurden viele Blessirte beider Armee'n nebst gefangenen Preußen, in die Hörsäle einquartirt. Der Schularzt und Chirurgus leisteten möchlichst Hülfe, jedoch wurde noch mancher der Schwerblessirten auf dem Kirchhof in Pforte begraben.

Auf dem Marsche nach Naumburg kamen die beiden französischen Feldherrn Davoust und Augerau selbst nach Pforte und Letzterer nahm bei dem Rentmeister Herbst, welcher sich durch seine klugen Anordnungen während dieser Schreckenszeit um die Schule sehr verdient gemacht hatte, ein Frühstück ein. Beide gaben Pforte sogleich eine Sicherheitswache, um die räuberischen Marodeurs und Nachzügler abzuwehren. Die vorüberziehenden und bivouaquirenden Regimenter hatten die vorräthigen Lebensmittel, auch Wein und Bier, völlig aufgezehrt, jedoch eine eigentliche Contribution wurde nicht verlangt.

Ein vielleicht noch größeres Unglück bedrohte die Schule im Jahr 1813, in den Monaten Mai und October. Denn im Mai wurde, einige Stunden von Pforte, erst bei Weißenfels und dann bei Lützen gekämpft. Wären die Franzosen zurückgeschlagen worden, so würde Pforte gewiß auf das Härteste mitgenommen worden sein. Auf dem Heimmarsche erhielt die Schule mehrmals Einquartirung und selbst die Lehrer mußten ihre Wohnungen dazu hergeben. Es wurden in diesen Tagen gegen 5000 Mann mit 2000 Pferden hier verpflegt, so daß sich die Kosten über 5000 Thaler beliefen. Auch in den folgenden Monaten hatte Pforte an die französischen und verbündeten Truppen, welche in ihre Nähe kamen, bedeutende Lieferungen zu machen.

Am 20. September bemächtigte sich der General Thielemann, zwischen Kösen und Pforte eines großen Wagentransports und machte die mehrere hundert Mann starke französische Bedeckung zu Kriegsgefangenen. Da jedoch der französische General Le febre Desnouettes gegen ihn im Anzug war, konnten die erbeuteten Wagen nicht alle mitgenommen werden und blieben zum Theil bei Pforte stehen. Als die Gefahr vorüber war, fanden sich aus den benachbarten Dörfern viele Menschen ein, welche die Wagen ausleerten, so daß so Mancher gewiß noch für Kinder und Enkel hinlänglich Tuch und Schuhe gefunden hat. Auch die zurückgelassenen Pferde waren willkommen und die besten davon behielt die Oeconomie zu Pforte. In großer Gefahr wäre Pforte nach der Schlacht bei Leipzig gewesen, wenn die geschlagene französische Armee ihren Rückzug auf der Landstraße genommen hätte. Jedoch glücklicher Weise marschirte sie, auf einem

Umwege, von Weißenfels über Freiburg nach Erfurt. Ein neues Ungewitter drohete aber von Kösen her.

Es war den Franzosen gelungen, bis an die Brücke daselbst vorzudringen, sie wurden jedoch vom österreichischen General Giulai zurückgeschlagen, wobei indeß durch die Kanonade mancherlei Schaden an den Salzwerken und anderen Gebäuden entstand, auch mehrere Einwohner verwundet wurden.

Ein großer Theil der verbündeten Truppen zog an Pforte vorüber und viele lagerten des Nachts von dem Dorfe Altenburg bis Kösen, die Schule blieb aber gänzlich von Plünderung verschont. Der Hetmann Platow, welcher in der Nacht des 20. Octobers mit 8000 Kosacken im hiesigen Thale übernachtete, gab sogleich, als er erfahren, daß Pforte eine gelehrte Bildungsanstalt sei, ohne alle Aufforderung eine Schutzwache. Auch der General Thielemann, ein früherer Zögling der Meißner Fürstenschule, hatte beim Abmarsche der Kosacken dieselbe Vorsorge für Pforte. So wurde die Schule auch vom russisch-kaiserlichen General-Gouverneur von Sachsen, Fürsten Repnin, mit ausgezeichneter Schonung behandelt. Bei Anwesenheit des Königs von Preußen und Fürsten Schwarzenberg zu Naumburg erhielt die Anstalt zwei Schutzbriefe. Von Letzterem auf Verwendung des österreichischen Generals von Langenau und des Ingenieur-Hauptmanns Wagner, eines früheren Zöglings von Pforte.

Diese Schutzbriefe enthielten den Befehl an alle Commandanten und Officiere der alliirten Armee'n, die Ruhe und Sicherheit zu Pforte auf alle Art aufrecht zu erhalten, dieser so achtungswerthen Schule allen und jeden Schutz angedeihen zu lassen und sie mit Requisitionen gänzlich zu verschonen.

Die Gebäude in Pforte bestehen aus der Kirche, dem Schulhause, den Wohnungen der Lehrer und Beamten und den Oeconomiegebäuden. Auch befindet sich eine Papierfabrik daselbst, die jedoch Eigenthum ihres Besitzers ist. Die Kirche ist in gothischem Styl erbaut. Den Altar ziert ein treffliches, von dem rühmlichst bekannten Professor Schadow in Düsseldorf verfertigtes Gemälde, den Heiland nebst den Aposteln Johannes und Marcus darstellend. In dem langen Zeitraum hat die Kirche, besonders am Portal, mancherlei Beschädigungen erlitten und deshalb wurde, seit einigen Jahren, der Anfang mit der höchst nothwendigen Reparatur derselben, unter der Direction des königlichen Kreis-Bauinspectors, Herrn Schmidt in Weißenfels gemacht. Gegenwärtig ist die Ausbesserung beinahe vollendet und das Portal völlig wieder hergestellt. Zu den bedeutenden Kosten dieses Baues hat der hochselige König Friedrich Wilhelm III. nach seiner gewohnten Milde den größten Theil beigetragen. Auf dem gleich an der Kirche gelegenen Kirchhofe befindet sich noch ein interessantes steinernes Denkmal, unter dem Namen der ewigen Lampe, gestiftet vom Abt Heinrich VIII. im Jahre 1265, in welcher alle Nächte ein Licht brennen mußte. Ein anderes Denkmal aus der Klosterzeit steht vor dem Thore von Pforte, unter der Wohnung des Oberförsters. Es besteht in einer auf einem Postament stehenden

Säule, auf deren einer Seite ein Cruzifix, auf der zweiten Johannes der Täufer und Maria und auf der dritten das Bildniß des Abts Petrus zu sehen ist, welcher das Denkmal im Jahre 1521 errichten ließ.

Das Schulhaus enthält eine Anzahl Lehrerwohnungen und die der sämmtlichen Alumnen. Im untern Stock sind die Auditorien, der Speisesaal, Betsaal und andere Gemächer; im mittleren wohnen die Alumnen zusammen, in 12 großen Zimmern, die alle auf einen Corridor gehen; im obersten schlafen sie in 6 großen Sälen. Sie sind nach den Classen in drei Altersstufen, Obere, Mittlere und Untere gesondert; auf den Stuben nach Tischen, indem jeder Tisch einen Oberen, einen Mittleren und in der Regel ein Paar Untere hat, welche ihrem Oberen zur sittlichen und wissenschaftlichen Aufsicht übergeben sind und von ihm täglich in der sogenannten Lesestunde von 4 — 5 Uhr zur grammatikalischen Fertigkeit in den alten Sprachen schriftlich und mündlich angeleitet werden.

Solcher Tische sind je 3, 4 oder 5 in den einzelnen Stuben und hiernach die Zahl der Bewohner, wenn alle Plätze besetzt sind, von 12 bis 20. Auf jeder Stube hat einer der ältesten und bewährtesten Primaner als Inspector die disciplinarische Aufsicht; das Ganze hingegen inspicirt, mit Ausnahme des Rectors und geistlichen Inspectors, abwechselnd wöchentlich einer der 10 ordentlichen Lehrer. Dieser wohnt in der Inspectionsstube, welche sich in der Mitte der Schülerstuben befindet, beaufsichtigt die Alumnen beim Aufstehen und Zubettegehen, in der Kirche, bei Tische, wie beim Arbeiten; hält das Früh- und Abendgebet mit ihnen und bestraft leichtere Vergehungen. Wichtigere Fälle aber werden von ihm, dem Rector und dem ganzen Lehrer-Collegium, Sonnabends in der Synode behandelt. Die allgemeine Aufsicht über die Anstalt in allen ihren Theilen führt der Rector. Im Sommer wird früh halb 5 Uhr, im Winter halb 6 aufgestanden. Die Zeit bis zur ersten Lection ist zum Waschen, Anziehen, Frühgebet und Frühstück bestimmt. Im Sommer um 6 und im Winter um 7 Uhr ist die erste Hauptlection, worauf 1 oder 2 sogenannte Repetierstunden folgen; um 9 die zweite Hauptlection, dann wieder Repetierstunde und um 11 die dritte; von 2 — 4 die vierte und fünfte, doch so, daß einzelne Zwischenlectionen auch in die Repetierstunden fallen. Die Lectionen in den Künsten werden Mittwochs und Sonnabends Nachmittags und Abends zwischen 5 — 7 gehalten. Mittags um 12 wird gegessen, nach Tisch bis 2 Uhr Bewegung im Schulgarten mit Kegelschieben, Ballspiel u. s. w., wofür den Primanern und Extranern ein paarmal in der Woche ein Spaziergang im Freien gestattet wird. Die gymnastischen Uebungen, an welchen sämmtliche Schüler Theil nehmen, werden vom März bis Mitte October Mittwochs und Sonnabends eine Stunde und an Studientagen zwei Stunden auf dem geräumigen und mit allen Geräthschaften vollständig versehenen Turnplatz in dem schön gelegenen Schulgarten gehalten. Zum Schwimmen und Baden ist für die Alumnen in der ganz nahen Saale ein

mit allen nöthigen Bequemlichkeiten versehener Badeplatz eingerichtet, wohin sie im Sommer, bei günstiger Witterung täglich klassenweise, von einem der zwei Schulärzte geführt werden, unter deren Aufsicht sie baden und von den Kundigern unter ihnen zum Schwimmen angeleitet werden, während der Schulfischer mit einem Kahne stets zur Hand ist. Zum Behuf des Schlittschuhlaufens wird die große Wiese unmittelbar hinter dem Schulgarten gelegen, unter Wasser gesetzt und von den Alumnen die freie Zeit nach Tische und an freien Nachmittagen zum gefahrlosen Eislaufe benutzt. Abends 7 Uhr wird gegessen und von da bis zum Abendgebet (um 8 oder halb 9 Uhr) im Sommer Bewegung im Schulgarten, im Winter in den Kreuzgängen des Schulhauses. Abends nach dem Gebet Selbstbeschäftigung, Lectüre, Briefschreiben und dergl. bis 9 Uhr, wo die Mittleren und Unteren zu Bett gehen; die Oberen hingegen bleiben bis 10 Uhr auf und haben bis dahin Repetierstunde.

Zu Förderung des Privatfleißes sind in jedem Monat zwei sogenannte Studientage, an welchen aller Unterricht ausfällt und Vormittags 5, Nachmittags 3 Repetierstunden hinter einander sind. An Sonn- und Festtagen ist Vormittags Predigt, Nachmitags Betstunde, in der Regel zwei Repetierstunden, die übrige Zeit frei oder Selbstbeschäftigung.

Die Schule hat nur die drei oberen Gymnasialklassen in 5 Abtheilungen, Prima, Ober- und Unter-Secunda, Ober- und Unter-Tertia. Wer nicht für Tertia reif ist, kann nicht aufgenommen werden, auch kann dies erst nach vollendetem zwölften Lebensjahre, zu Ostern und Michaelis nach hier bestandener schriftlicher und mündlicher Prüfung stattfinden. Der Lehrcursus dauert 6 Jahre.

Für die nöthige Bedienung der Alumnen sind 4 Schulaufwärter angestellt, welche für Erhaltung der Reinlichkeit in den Wohnzimmern, Auditorien, Schlafsälen u. s. w., die Erleuchtung, Heizung, Herbeischaffung des Wassers, Frühstücks, Bettmachen, Reinigung des Schuhwerks, der Kleider und alle sonstigen Hausgeschäfte zu sorgen haben und der Aufsicht des Rectors wie des wochehabenden Lehrers, rücksichtlich ihrer Dienstverrichtungen, aber insbesondere der des Hausinspectors untergeben sind, welcher der Hausöconomie im Ganzen vorsteht. Der auf den Fürstenschulen in früherer Zeit stattgehabte Pennalismus, nach welchem die armen Unteren von den Oberen stets tyrannisirt, von diesen zu den niedrigsten Diensten als Stiefelputzen u. s. w. gebraucht wurden und überhaupt immer thun mußten, was die gestrengen Herrn befahlen, hat in Pforte gänzlich aufgehört und würde im vorkommenden Falle hart bestraft werden. Besonders hat sich die königl. preußische Behörde hierbei sehr verdient gemacht.

Die gesammte Speisung der Alumnen besorgt, auf Grund des contractmäßigen Reglements, der Oeconomiepachter der Anstalt. Die Kost derselben ist gut und reichlich und für alle, ohne Unterschied, gleich. Zum Frühstück erhalten sie warme Milch mit einer Semmel, Mittags Suppe, Gemüse und Fleisch nebst einem Nachessen; außerdem Sonntags und Donnerstags Braten, an Festtagen ein reichliches

Festmahl. Zur Vesper Semmel und Butter, im Herbst Obst. Abends täglich warme Suppe und ein Nachessen; Brod überall reichlich. Zum Getränk bei Tische nach Belieben Bier oder Wasser, Sonn- und Festtags Wein. Sobald ein Alumnus erkrankt, wird er in die vom Schulhause abgesonderte Krankenanstalt gebracht und dem Schularzt und Chirurgus, auch einem besonderen Krankenwärter zur Pflege übergeben, in welcher nichts mangelt, da auch die Kost nach Vorschrift des Arztes eingerichtet ist. In bedenklichen Fällen geschieht den respectiven Eltern oder Vormündern sofort Meldung. Jeder der Schüler ist einem der 12 ordentlichen Lehrer mit Einschluß des Rectors, besonders anvertraut, so daß derselbe bei ihm als Tutor Vaterstelle vertritt, dessen Kassen- und Rechnungswesen führt, für seine Bedürfnisse sorgt und die nöthige Correspondenz über ihn mit den Eltern oder Vormündern unterhält.

Die großen Ferien der Anstalt, in welchen in der Regel alle Schüler zu den Ihrigen reisen, sind vom 23. Juni bis 27. Juli, die kleinen, an welchen nur die näher Wohnenden verreisen, sind von Weihnachten bis Neujahr. An Sonn- und Festtagen wird einzelnen Alumnen, aus allen Klassen, je nach Verdienst, ein Spaziergang ins Freie oder Besuch der Eltern oder Bekannten in der Nähe, mittelst einer beim Hebdomadarius vom Rector unterschriebenen, schriftlichen Erlaubniß, gestattet. Zweimal im Jahre, kurz vor Ostern und Michaelis, sind drei Wochen hindurch die großen Examina, in welchen die Alumnen erst anderthalb Wochen hindurch, unter Aufsicht schriftliche Aufgaben in allen Fächern des gelehrten Unterrichts, sowohl in Prosa, als Versen, ausarbeiten, worauf sie zwei Tage mündlich geprüft und dann im Kreise der Lehrer und Lernenden öffentlich censirt werden. Hieran schließt sich die allgemeine Censur und Versetzung. Fast alle Alumnatstellen sind Freistellen, theils königlichen, theils städtischen, theils sonstigen Patronats.

Nur von 20 Stellen wird ein jährliches Kostgeld von 21 Thaler 26 sgr. entrichtet. Diese Stellen sind zunächst für die Inländer, namentlich für die Bewohner der Provinz Sachsen bestimmt. Doch hat das königl. preußische Ministerium, außer den obigen, noch 20 halbe Koststellen gestiftet, für die ein jährliches Kostgeld von 80 Thaler gezahlt wird; und welche in Ermanglung der Inländer auch an Ausländer ertheilt werden können. Desgleichen können Inländer wie Ausländer als Extraner (deren Zahl nicht über 20 steigen darf) aufgenommen werden, das heißt solche Schüler, welche vermöge eines Privatübereinkommens als Hauszöglinge (jedoch unter gleichen Gesetzen wie die Alumnen) bei einzelnen Lehrern wohnen und von Seiten der Anstalt nur das Beneficium des Unterrichts genießen. Als Maximum ist, inclus. von 20 Extranerstellen, vom königl. Ministerium die Zahl der Schülerstellen auf 200 festgesetzt, von denen 100 vom königl. Provinzial-Schul-Collegium, 80 von Städten der Provinz, vom Domcapitel zu Naumburg, vom Rector und einigen Familien vergeben werden. Die Gesuche um Alumnatstellen werden bei den respectiven Behörden 3 Monate vor Ostern oder Michaelis

eingereicht und müssen von einem Geburts- und Taufscheine, einem Gesundheitsattestat, einem Schein über die in den beiden letzten Jahren vollzogene Vaccination, endlich auch von einem Schul-, oder nach Umständen Privatzeugniß über sittliche Führung, Fleiß und Kenntnisse, begleitet sein. Die nächste Aufsichtsbehörde für die königliche Landesschule ist in allen Beziehungen, sowohl des Schulwesens, als der Administration, das königliche Provinzial-Schul-Collegium zu Magdeburg; nächst diesem das hohe königliche Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, welches dieser Anstalt in verschiedenen Beziehungen eine unmittelbare Kenntnißnahme und Aufsicht widmet.

Unter den Schulfesten verdienen die sogenannten Bergtage erwähnt zu werden, deren einer im Mai, der andere im August fällt; an welchen Tagen Nachmittags der Cötus der Alumnen mit Musik und Gesang das Fest eröffnet, sich dann auf die Höhe des Knabenberges begiebt, wo der Nachmittag in Gemeinschaft der Lehrer und ihrer Familien und vieler Besuchenden von auswärts, in heiterer Lustbarkeit hingebracht wird. Ferner das Geburtsfest Sr. Majestät des Königs, welches Vormittags durch eine solenne Versammlung, worin einer der Lehrer die Festrede hält, Mittags durch ein Festmahl der Alumnen, wie auch der sämmtlichen Lehrer und Beamten mit ihren Frauen, Nachmittags und Abends durch gemeinschaftliche Lustbarkeiten im Schulgarten, Vogelschießen, Musik, Feuer u. a. heiter begangen wird. Auch der Weihnachtsheiligenabend, an welchem den nicht zu den Ihrigen verreisten Schülern im Speisesaal eine Festbescheerung angerichtet wird und der Neujahrsabend, an welchem eine frohe Gesellschaft nebst Ball die ganze Pforte, Alumnen, Lehrer und Beamte nebst ihren Familien vereinigt. Ernster Art jedoch ist das sogenannte Ecce, welches allen im Laufe des Jahres verstorbenen Schülern und Angehörigen der Pforte, Abends beim allgemeinen Todtenfeste im November und auch einzelnen besonders werthen Pförtnern gleich nach ihrem Ableben dargebracht wird. Auch wurde in diesem Jahre das hundertjährige Receptions-Jubiläum Klopstocks, so wie der Tag, an welchem Friedrich der Große vor hundert Jahren die Regierung antrat, durch einen Schul-Actus, sehr feierlich begangen.

Das Lehrer-Personal besteht gegenwärtig aus dem Rector, dem geistlichen Inspector und noch 8 Professoren, 4 Adjuncten, einem Cantor und Musikdirector, einem Lehrer der Zeichnenkunst, einem Tanzlehrer, einem Schreiblehrer und einem Lehrer der Gymnastik. Der erste im Jahre 1543 angestellte Rector war Mag. Johann Gigas und die Zahl der Rectoren bis 1840 beträgt 26. Unter diesen haben sich in neuerer Zeit die Herrn Geisler, Ilgen, Lange und der gegenwärtige Rector, Herr Dr. Kirchner, große Verdienste erworben.

Von den Pastoren, deren vom Jahre 1545 bis 1840 45 (von M. Gutbier an 1646, hießen sie geistliche Inspectoren) hier gewesen, war der erste evangelische Geistliche: Balthasar Kempf. Schüler sind

seit Gründung der Anstalt in Allem 9640 aufgenommen worden. Die Schule besitzt einen sehr bedeutenden Umfang von Ländereien, Weinbergen, Waldungen, Gütern, Mühlen und Vorwerken, von denen die Waldungen von einem königl. Oberförster und 4 Förstern administrirt werden; alles Uebrige aber, theils in Erbpacht, theils in Zeitpacht gegeben ist.

Zum Schulamte Pforte gehören 21 Ortschaften mit 17 Kirchen, 9 Pfarrstellen und 13 Schullehrerstellen, worüber der Rector nebst dem Hausinspector das Patronat hat, welche auch, in Verbindung mit den resp. königl. Superintendenten die Kircheninspection führen. Für die Kirche zu Pforte selbst besteht Letztere aus dem geistlichen Inspector, dem Rector und Hausinspector. Die jährlichen Einkünfte der Anstalt belaufen sich auf circa 42,000 Thaler, welcher Summe der Ausgaben-Etat in der Regel gleich kommt. Die Anstalten für die Rentverwaltung, das Bauwesen, die Hausöconomie, die ärztliche Aufsicht, Speisung, Verpflegung und Bedienung der Alumnen, erfordern ein ziemlich zahlreiches Personal von Beamten, sowie von Unterbedienten. Dem Rechnungswesen steht ein königl. Commissionsrath und Rendant vor, welchem ein Controleur zur Seite gegeben ist; dem Forstwesen ein königl. Oberförster; dem Bauwesen ein königl. Kreisbauinspector, wohnhaft zu Weißenfels; der Hausöconomie der königl. Hausinspector, welcher auch die Aufsicht über die Rechts- und Eigenthumsverhältnisse der Anstalt und ihrer Güter führt und zugleich mit dem Rector die Ortspolizeibehörde bildet. Für die ärztliche Behandlung und Pflege der Alumnen ist ein königl. Schularzt und ein Chirurgus angestellt. Die Speisung und Verpflegung der Alumnen, welche jährlich zwischen 11 bis 12,000 Thaler kostet, besorgt der Pachter der pfortischen Oeconomie. Von Unterbeamten sind 4 Aufwärter, deren Dienstlocal gleich auf dem Coridor der Alumnen ist, ein Thorwärter, ein Krankenwärter, ein Waschmann, der zugleich Schreiber auf dem Rentamt und Polizeidiener ist und einiges weibliches Dienstpersonal angestellt. Auch sind für die Bedürfnisse der Alumnen eine Anzahl verschiedener Handwerker aus Naumburg in Pforte accreditirt und die nöthigen Bücher werden, nach einer mit einer soliden Handlung getroffenen Uebereinkunft, für einen möglichst billigen Preis angeschafft. Unter der preußischen Regierung hat sich die Anstalt vieler großer Wohlthaten zu erfreuen gehabt. Manches im Inneren und Aeußeren wurde verbessert, die öconomische Verwaltung und Verpflegung vortheilhaft umgestaltet und sonst noch so manche treffliche Einrichtungen getroffen.

Es gereicht dieser Schule gewiß zur Ehre, daß sie, sowohl in älterer als neuerer Zeit, so manchen berühmten Mann unter ihren Zöglingen aufweisen kann. Die vorzüglichsten derselben sind folgende: **Dr. David v. Pfeifer** rec. 1544, churfürstl. sächs. Kanzler und geheimer Rath. **Dr. Philip Camerarius**, rec. 1548, Sohn des berühmten **Joachim Camerarius**. **M. Erasmus Schmidt**, rec. 1585, Prof.

der griechischen Sprache und Mathematikus zu Wittenberg; vorzüglich berühmt durch seine große Ausgabe des Pindaros. M. Joh. Rhenius, rec. 1591, Lehrer an der Thomasschule in Leipzig, Herausgeber des sonst allgemein gebrauchten Schulbuches, der Donat. Dr. Paul Röber, rec. 1599, Generalsuperintendent und Professor der Theologie zu Wittenberg. Dr. Christ. Lange, rec. 1600, Superintendent und Professor der Theologie zu Leipzig. Aug. Büchner, rec. 1604, Prof. der Poesie und Beredtsamkeit zu Wittenberg. J. Georg Gravius, rec. 1645, zuletzt Prof. der Beredtsamkeit zu Utrecht und Historiograph des Königs von England. J. Georg v. Eckardt, rec. 1687, Prof. zu Helmstädt. M. Christian Spöttchen, rec. 1702, Rector an der Kreuzschule zu Dresden. Dr. Joh. Aug. Ernesti, rec. 1722, Rector der Thomasschule in Leipzig und Dr. der Theologie, Herausgeber des Homer, Kalimach und Cicero. Dr. J. Adolph Schlegel, rec. 1735, Generalsuperintendent zu Hannover. Friedrich Gottlieb Klopstock, rec. 1739, der berühmte Sänger des Messias. M. L. Heinrich Tschucke, rec. 1760, Rector der Fürstenschule zu Meißen. Joh. Gottlieb Fichte, rec. 1774, zuletzt Prof. der Universität zu Berlin. Prof. Dr. Biener, rec. 1762, Krug, rec. 1782, Dissen, rec. 1798, Lange, rec. 1789, Weiske, rec. 1796, Messerschmidt, rec. 1788, Hofrath Böttiger, rec. 1772, Kirchenrath Döring, rec. 1772, Rath Frenzel, rec. 1784, Director des Gymnasiums zu Eisenach. Hofrath Thiersch in München, rec. 1798, Eichstädt, Döderlein, Kind, Mitscherlich, Hugo, beide Ranke, Dr. v. Ammon, Dr. Hedenus, Nobbe, Schilling, Krehl, Spitzner, Braune und Ehrenberg.

C. J Oldendorp.

Gorsleben bei Sachsenburg.

Zwei und eine halbe Stunde südlich von Frankenhausen und eine halbe Stunde von Sachsenburg in derselben Richtung, hart an der Unstrut, liegt das Dorf Gorsleben, an welchem gewiß mancher Wandrer vorübergeht, ohne es zu ahnen, daß er an alterthümlichen Merkwürdigkeiten, an dem Schauplatz beachtungswerther geschichtlicher Begebenheiten und klangreicher Sagen vorbeischreitet.

Ueppige Wiesen und fruchtbare Felder umgeben das friedlich und freundlich hier liegende Dorf, dessen Niederung von der nahen Schmücke (einer durch den Paß von Sachsenburg unterbrochenen Fortsetzung der Hainleite) gleichsam beherrscht wird und deren Gesichtskreis auf der nordwestlichen Seite durch die ehrwürdig herabblickenden Ruinen der Sachsenburg und der Hackischen Kemnate, höchst romantisch geschlossen wird. Schon die eben erwähnte Schmücke weckt, bei näherer Bekanntschaft, beachtenswerthe, schauerliche vorzeitliche Erinnerungen in uns; denn eine Menge auf derselben bemerkliche, zum Theil untersuchte Grabhügel bestätigen die Meinung, daß dieser Berg einst der Begräbnißplatz alter germanischer Völkerstämme gewesen, wie es auch wohl nicht unwahrscheinlich ist, daß der Name Schmücke von den damals auf derselben gefeierten Festen herrühre, wenn derselbe nicht vielleicht von der schönen Aussicht herrührt, die sich von ihrem Rücken nach allen Seiten darbietet. Ferner empfängt uns in der Umgegend die altgermanische Mythe und Fabel; wenn wir nämlich beachten, daß auf dem ohnweit des Harraßer Stiegs gelegenen Stufenberge und dem darunter befindlichen Spendenberge, unsere heidnischen Vorfahren den Götzen Stuffo verehrten und ihre Opfer darbrachten*); und wenn wir demjenigen Theil der Gorsleber Flur, welcher die Osterlänge heißt, das Drachenthal nennen hören und

*) Vollardi de sacris Mühlhus. D. I. et Sched de Diis Germanis Syng. III. C. II. 12, 13.

davon folgende Mähr erfahren: „Es habe in der Schlucht eines sich dort erhebenden Berges ein Drache gehaust, welcher Felder und Fluren, Heerden und Dörfer verwüstete, wenn ihm die benachbarten Orte ihren Tribut zu zahlen verabsäumten. Geschahe aber diese Abtragung pünktlich, so bewies er sich auch dankbar und war oft so mildthätig, silbernes Geräth, Wein und Wildpret für vorhabende Hochzeiten und Kindtaufen zu verleihen, wenn man nur kühn genug war, ihn in seiner Höhle freundlich darum zu begrüßen. — Oft aber soll er auch Menschenopfer gefordert und einen besondern Appetit auf Kinderfleisch gehabt haben. *) Wegen der geschichtlichen Thatsache, auf die sie sich begründet, noch schauerlicher ist die Kunde, welche die Benennung der auf der entgegengesetzten Seite an die Sachsenburger Flur grenzenden Hexenwiese nachweist, nach welcher nämlich im Jahr 1675, Elisabeth Esperstedtin aus Bilzingsleben wegen angeschuldigter Zauberei und Bündniß mit dem Teufel, lebendig verbrannt wurde.

Wollen wir eine Ableitung des Namens versuchen, welchen wir in den ältesten Schriften Georgislauva, Georgisleuva, späterhin Georgisleba, Georgisleuben, noch später Gierschloiben, Gorschlebe, Gorisleben und endlich Gorsleben geschrieben finden, so läßt sich wohl mit Gewißheit annehmen, daß er aus dem Namen Georg und dem Worte louva, leuba, leba ꝛc. (welches eine Hütte, ein Haus bedeutet) zusammengesetzt sein müsse. Welcher Georg aber Veranlassung dazu gab, dürfte schwerlich geschichtlich nachzuweisen sein. Roth in seinem Thüring. Chronicon gedenkt jedoch folgender idillisch-romantischen Begebenheit aus dem neunten Jahrhundert, welche wohl zur Entstehung des Ortes, wie auch zu dessen Namen Veranlassung gegeben haben könnte.

In den dichten Waldungen, die sich von Beichlingen nach Sachsenburg zogen, jagten die mächtigen Grafen von Beichlingen zum öftern, und der Jüngste der damals lebenden Grafensöhne, Namens Georg, liebte vorzüglich die Vogelbeitze. Er besaß einen schönen abgerichteten Habicht, zahm und gehorsam, dabei ein trefflicher Fänger. Einst aber hatte sich derselbe doch verflogen und der Graf harrte lange vergebens der Wiederkehr des sonst so zuverlässigen Lieblings. Er wurde immer besorgter und durchsuchte die Gegend nach allen Richtungen. Nach langem vergeblichen Umherstreifen, was er schon aufzugeben im Begriff stand, sahe sich Graf Georg auf die erfreulichste Weise bei dem Austritt aus einem dichten Gehölz überrascht, denn am Rande eines aus dem nahen Bergesabhang silberhell hervorsprudelnden Quells saß eine Dirne, den vermißten Vogel streichelnd auf dem Schooße haltend. Von dem so unerwartet als malerisch-reizenden Anblick wie von Zaubermacht gefesselt, stand der Jüngling lange im entzückenden Anschauen versunken, und als er endlich auf die

*) Chron. Thür. a Sebast. Rothmag.

Dirne zuschritt, sie bei seinem Anblick zwar erschrak, doch schnell wieder gefaßt, seinen Gruß mit liebenswürdiger Unbefangenheit erwiederte, da stand er aufs neue lautlos und sich an dem lieblichen Anblick weidend, vor der reizenden Erscheinung. Aus einem frisch blühenden schön geformten mit dunkelblonden Locken malerisch umwallten Gesicht blickten ihm ein Paar sanft strahlende, fromme, himmelblaue Augen zutraulich und gutmüthig an, das schönste Ebenmaaß war über den ganzen Körper verbreitet, dessen Reize der einfache, aber nette ländliche Anzug erhöhete. — Und wie es das freundliche unbefangene Auge verbürgte, so beantwortete das Mädchen die Frage des Grafen, wie sie zu dem Vogel gekommen?

„Das arme Thierchen" — berichtete sie — „habe schwer verwundet und am Flügel blutend hier im Gebüsch gesessen und gestöhnt und gezittert, so daß sie es, als sie beim Wurzelsuchen in seine Nähe gekommen, gehört und den Vogel aufgefunden habe; — geduldig habe sich derselbe von ihr fangen und die Wunde mit frischem Quellwasser reinigen lassen." — Der Graf dankte der schönen Mitleidenden mit Freundlichkeit, als er aber des Vogels Verwundung prüfte, und wahrnahm, daß ein Pfeil durch das Flügelgelenk gegangen war, erglühete er in Zorn auf den unbekannten frevelhaften Schützen; doch ein Blick auf das holde Mädchen und ihre gutmüthige Beschwichtigung, daß der Frevel doch wohl nicht absichtlich geschehen sein werde, stimmten ihn augenblicklich wieder mild und es war ihm als ob eine innere Stimme ihm zuflüstere: des Habichts Mißgeschick werde ihm zum Heil gereichen. Zutraulich ließ er sich auf dem Rasensitz neben dem Mädchen nieder und bemühte sich durch Fragen ihre Verhältnisse zu erforschen. — Mit kindlicher Offenheit erzählte sie, während sie dem Vogel heilenden Wurzelsaft in die Wunde träufelte: sie heiße Artra, sei die Tochter des Hirten zu Heltron (Heldrungen) und suche auf den benachbarten Höhen und im Thale am Quell Kräuter und Wurzeln, wovon ihr Vater Balsam und andere heilende Mittel bereite. —

Des Grafen Blicke hatten während dieser Erzählung in Artra's seelenvollen Augen mit nie empfundenem Wonnegefühl gelesen, und es wurde ihm schwer sich von ihr zu trennen. — Sie mußte ihm versprechen, den Quell öfters zu besuchen, wenigstens in jeder Woche dreimal, als wie oft auch er sich dort einfinden werde. Zugleich bat er sie, seinen Habicht mitzunehmen und vollends wieder herzustellen, wofür er ihr einstweilen einen silbernen Solid (ohngefähr 1 Thlr. 4 gr. nach jetzigem Gelde) in die Hand drückte, und ohne Artra's Weigerung zu berücksichtigen, sprang er auf und verschwand schnell in dichtem Gebüsch.

Ohne der großen Scheidewand zu gedenken, die zwischen ihm und Artra lag, erwartete der Graf mit sehnender Ungeduld den nächsten bestimmten Tag, an welchem er sie wieder bei der Quelle finden würde, und lange schon harrete er daselbst, als sie mit dem Habicht auf der Hand aus dem Gebüsch trat und ihn lächelnd mit den Worten begrüßte: „Ihr habt mich letzthin mit dem schönen Silberstück gewaltig erschreckt, Herr Ritter, aber Dank sei Eurer Großmuth, ich

konnte meinem kranken Vater Hülfe dadurch verschaffen und noch blieb genug übrig, um für Euern Habicht Fleisch zu kaufen, der, wie Ihr seht, auch schön den Flügel nicht mehr so sehr schleppt."

Georg dankte ihrer Sorgfalt und bald saßen sie wieder im traulichen Gespräch nebeneinander auf dem weichen Rasen am Quell. Er hielt des Mädchens Hand dabei in der seinen und mit jedem Worte, mit jedem Blick wuchs des Jünglings Neigung, welche auch Artra bald mit der lieblichsten Unbefangenheit und Unschuld erwiederte. —

So wurden diese Zusammenkünfte am Artra'sbrunnen (wie ihn Georg nannte) Monate lang fortgesetzt und nur die Gewißheit des Wiedersehens erleichterte jedesmal die Trennung. Sie hatten bald von Moos und Gesträuch eine Laube neben dem Quell erbauet, welche Artra's Hand nun stets zum Empfange des Geliebten mit Bändern und frischen Blumen schmückte. Eines Tages war dies jedoch unterblieben und der Graf fand Artra in Thränen. Klagend verkündete sie ihm, daß man ihren Vater grausam aus Heltron verstoßen wolle, weil er, alt und schwach, seinen Dienst nicht mehr wie früher verwalten könne.

„O meine Artra!" — rief der Graf, das Mädchen zärtlich umschlingend, aus, — „ist es weiter nichts, was Dich beunruhigt, da will ich bald helfen; — schon morgen sende ich Arbeiter hierher, daß sie nicht fern von unsrem Quell ein Haus zimmern, worin Dein Vater geruhig seine letzten Tage verleben kann." Und so geschahe es alsobald, denn der Graf spornte die Arbeiter zur Eile an; und ehe noch der Winter über die Gebirge strich, wohnten Vater Tobald und Artra in Georgs nettem Jagdhause, wo letzterer täglich einsprach.

Hier schweigt zwar unser Chronist von Georgs und Artra's fernerem Schicksale, erwähnt jedoch, daß in jener Gegend, welcher die Georgislauwa (Georgs-Haus) den Namen gab, nach und nach mehrere Hütten angebauet worden seien.

Läßt sich dies Alles auch nicht verbürgen und nachweisen, so ist doch gewiß, daß noch jetzt ein Brunnen unter dem Namen der Artersche Brunnen hier vorhanden ist, welcher wohl früher Artra's-Brunnen geheißen haben kann. Ferner zeugt eine Feldmarke, weiter herein das Altendorf genannt, von einem früher dort gelegenen Orte, dessen Bewohner späterhin, wahrscheinlich um dem Wasser näher zu kommen, sich an der Loßa und Unstrut ansiedelten, wo das jetzige Gorsleben liegt, während sie die verlassene Stätte das Altendorf nannten. Daß sie dicht an dem Arme der Unstrut, welcher die Loßa heißt, anbaueten, beweisen übrigens die Ruinen der St. Johannis-Kirche, welche nur wenig Schritte vom Ufer gelegen sind.

Sonst wäre auch die Entstehung des Namens Gorsleben von dem Cistercienser-Nonnenklöster zu Frankenhausen abzuleiten, indem das in Gorsleben gelegene Nonnenkloster ein Collegiatstift des Frankenhäuser Klosters war. *)

*) Vergl. Müldneri historische Nachrichten von dem Cistercienser-Nonnenkloster St. Georgii zu Frankenhausen 1744.

Von der oben erwähnten St. Johannis-Kirche, deren Erbauung nicht nachzuweisen ist, sind nur noch wenig Reste zu sehen, denn es wurden leider im Jahr 1802 die damals noch übrigen Umfangsmauern beinahe bis zur Erde abgetragen, und, ob es gleich nicht an Material fehlte, die Steine zur Aufführung der Pfarrgartenmauer verwendet. Diese Kirche konnte, ihres beschränkten Raumes wegen, nur wenig Menschen fassen, als daher in späterer Zeit sich die Ortseinwohner durch Ansiedelungen vermehrten und sogar das vorerwähnte Nonnenkloster gestiftet wurde, bauete man zu diesem Kloster noch eine dem heiligen Bonifacius geweihete Kapelle. Bedeutende Ueberschwemmungen, die mehrere Jahre noch vor 1400 hinter einander statt fanden, nöthigten oft die Kirchgänger zu St. Johannis an dem Gottesdienst in der Capelle zu St. Bonifacii auf längere Zeit Theil zu nehmen. — Die St. Johannis-Kirche hatte durch jene Fluthen zu sehr gelitten, und es wurde deshalb 1400 der Anfang gemacht, die Klosterkirche zu erweitern. Die Inschrift eines Steins am Glockenthurm: Sit Nomen Dei benedictum. An. D. N. MCCCCXV, zeigt das Jahr der Vollendung an. — Die Kirche St. Bonifacii, deren kleinere Hälfte die alte im gothischen Styl erbauete Kapelle ist, versammlet nun seit vier Jahrhunderten die ganze Bevölkerung des Ortes und kann in diesem heiligen Gebrauch noch viele Jahrhunderte stehen, so dauerhaft und fest ist sie gebaut, und so wohl bis jetzt erhalten. Sie enthält schöne Verzierungen im Innern, Schnitzwerke, Bildnisse, Inschriften selbst aus dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts. Außer der ältern an einem Pfeiler befindlichen Kanzel ist noch eine zweite über dem Altar angebracht, welche im Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts von den Herren von Germar unter Widerspruch der übrigen Gemeindeglieder erbauet wurde, weil sie aus ihrem Betstuhl den Prediger auf jener dem Bogenpfeiler angefügten Kanzel nicht sehen konnten. Nach Entscheidung eines damals darüber geführten Processes, werden noch jetzt Sonntags- und Festpredigten von der vorderen Kanzel, Leichenpredigten jedoch von der über dem Altar befindlichen gehalten.

Nicht zu befremden kann es sein, daß sich an die Trümmern der gänzlich verfallenen St. Johannis-Kirche schauerliche Spukgeschichten und andere Sagen knüpfen, wovon jedoch nur Nachstehendes der Mittheilung werth sein dürfte. Zuerst die Sage von der wandelnden Nonne, welche sich an die Geschichte des mehrgenannten Cistercienserklosters zu Gorsleben anreiht und deren auch Müldner in seinen historischen Nachrichten gedenkt. Wir theilen sie hier mit, wie sie sich noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Aller Munde befand und von der Mehrzahl fest geglaubt wurde.

Nicht lange vor Aufhebung des Nonnenklosters zu Gorsleben starb, von einem Fieber hinweggerafft, Schwester Beatrix, eine noch junge aber sehr fromme Nonne, in Gebet und Buße. — Ohngefähr erst fünf Jahre befand sie sich im Kloster, welches sie gegen den Willen ihres Vaters, eines Herrn von Holckendorf, der auf dem

Sattelhofe Schilva ein wildes und rohes Leben führte, gewählt hatte. Die arme Beatrix hatte nach dem Tode ihrer älteren Schwester, einer sanften und klugen Jungfrau, der sie ihre Bildung verdankte, viel bittere Kränkungen von dem Vater erfahren müssen, welchen die Schwester größtentheils von dem Vermögen ihrer verstorbenen Mutter erhalten hatte, was jedoch schon vor ihrem Tode zugesetzt war, so daß sie Beatricen nichts hinterlassen konnte; der Vater aber brauchte bei seinem wüsten Leben weit mehr, als das, was von dem Sattelhofe, den er mit einigen Vettern gemeinschaftlich besaß, auf seinen Theil kam.

Mit kindlicher Sanftmuth ertrug Beatrix des Vaters böse Launen, aber, selbst Mißhandlungen ausgesetzt, erlag ihr schwacher Körper. Während ihrer Krankheit nahm die Unordnung im Hause immer mehr zu, und Herr von Holckendorf, sich um die leidende Tochter gar nicht bekümmernd, kehrte jetzt oft mehrere Tage lang gar nicht in sein Haus zurück.

Wenn auch Beatrix mit Freuden einem nahen Tode entgegen sahe, so widerstand doch die Jugendkraft demselben; sie genaß und erblühete auf's Neue in frischer jungfräulicher Schönheit. Kaum gewahrte dies der rohe Vater, so entwarf er auch einen Plan, auf Kosten der Tochter seine Geldverhältnisse zu verbessern. Der junge Wolf von Bergk, einer seiner Cumpanen und großer Wüstling, der ansehnliches Vermögen besaß, auch Holckendorf oft Vorschub leistete, sollte eine erwünschte Beute an der schönen Beatrix finden, wobei er nicht leer auszugehen gedachte.

Bergk wurde in Folge dieses Planes oft in das Haus gezogen und gar bald entbrannte der junge Sünder in heißer Begier zu Holckendorfs lieblicher Tochter, welche jedoch mit entschiedenem Abscheu seinen Zudringlichkeiten auswich. Dergleichen Sträuben nicht gewohnt und eifrig bemüht, sein sinnliches Ziel zu erlangen, bemächtigte sich unwillkührlich ein Gefühl des Wüstlings, ganz verschieden von dem, welches er bei seinen bisherigen Buhlerinnen empfunden hatte; er entbrannte in feuriger Liebe und so sehr er auch früher gegen den Ehestand geeifert hatte, warb er bei Holckendorf um der Tochter Hand. Dieser lachte laut auf, da er den Antrag nicht für Ernst hielt, Bergk aber versicherte bei allen Teufeln die Aechtheit seiner Neigung und erhielt sofort das väterliche Jawort.

Beatrix verlor alle Fassung bei der Mittheilung dieses Antrages, der Vater aber hatte kein Ohr für der Unglücklichen Vorstellungen gegen diese schreckliche Anmuthung und für ihr Flehen, sie damit zu verschonen, er zwang der Zitternden und halb Betäubten das Versprechen ab Bergks Gattin zu werden.

Als sie nun allein in ihrem Kämmerlein sich wieder zur Besinnung erholt hatte, trat ihr das schauderhafte Geschick, eines solchen Wüstlings Gattin zu werden, mit allen Schrecknissen vor die Seele; sie zerfloß anfangs in Thränen, bald aber gewann sie die Fassung wieder, und rasch schritt sie zur Ausführung eines Entschlusses, der ihr als das einzige Rettungsmittel erschien. Mit Hülfe eines treuen

Dieners entfloh sie noch in derselben Nacht mit des Vaters Pferden und eilte von Angst getrieben nach dem Kloster Gorsleben, wo sie der Aebtissin, ihrer nahen Verwandtin, ihr Leid klagte. Diese nahm sich der Bedrängten an und bestärkte sie in dem Vorsatz, hier den Schleier zu nehmen.

Als jedoch nach überstandenem Novizïat, mit dem Augenblick der Einkleidung das Thor zwischen Beatrix und der Welt zugefallen war, und ob sich die Himmelsbraut gleich mit voller Seele in den überirdischen Regionen heimisch zu machen bestrebte, ergriff sie doch oft mitten im heißen Gebet ein tiefer Kummer. Sie hatte dem Vater das Versprechen geleistet, Bergks Gattin zu werden, ein Versprechen, das, obwohl es ihr unter jenen Umständen abgezwungen war, doch immer ein Versprechen blieb, das, nicht erfüllt, sich jetzt gespenstig in ihre heiligsten Gefühle mischte und sie an die Sünde des Wortbruchs mahnte. — Hierzu gesellten sich noch Gewissensbisse darüber, daß sie den Vater auf eine Art, die mit den Kindespflichten in so großem Widerspruch stand, verlassen habe. — Die Tröstungen der Aebtissin blieben fruchtlos, Beatrix versank mit jedem Tage in tiefere Schwermuth und es gab Stunden, in welchen sie völlig sinnverwirrt erschien. Kein wohlthätiger Schlummer berührte in den langen martervollen Nächten ihre tief eingesunkenen Augen, die düstern Wände der engen Zelle schienen ihr immer näher zusammen zu rücken; sie floh aus derselben wie ein geängstetes Wild und ihre Fußtritte hallten zum Schrecken der übrigen Nonnen bei nächtlicher Stille auf dem Coridor oder in den dunklen Kreuzgängen des Klosters wieder.

Auf Veranlassung der Aebtissin wurde die arme Geisteskranke unter Aufsicht gestellt. — Schwester Theodosia, eine geprüfte, verständige Dulderin, nahm sich ihrer an, und vermochte sie es auch nicht, sie ganz zu heilen, so gelang es ihr doch, ihr gequältes Herz einigermaßen zu beruhigen. Doch nach zwei Jahren starb Schwester Theodosia und mit ihr auch Beatricens Geisteslicht; sie sank aufs neue und verstärkt in ihren vorigen Wahnsinn zurück, ihr Geschrei tönte nur schauriger in jeder Nacht und störte die Ruhe aller Klosterbewohner. Oft entfloh sie ihren Wächtern und heulte in den Kreuzgängen oder störte die Hora in der Kapelle; so wie sie auch oft in dem nahe gelegenen Garten umher irrte und so schon als Lebende allgemein gefürchtet wurde. Nichts war natürlicher, als daß, nachdem der Tod ihr Leiden geendet hatte, nach dem damaligen Glauben ihr Geist auch jenseits keine Ruhe fand, vielmehr als wortbrüchig gegen den Vater wieder auf die irdischen Stätten zurückkehrte um die Sünde vollends abzubüßen, für welche sie auf Erden keine Absolution hatte erlangen können. Bald verbreitete sich die schauerliche Kunde, daß sie noch als Nonne die Mauern des Klosters durchirre und von Vielen war sie bald gehört und gesehen worden, wie sie im Sterbekleide, die Hand auf das Herz gelegt, den Kopf zur Erde gesenkt, in Coridor und Kreuzgang, im Garten und an der Kapelle gewandelt, und dann mit einem widernatürlichen Geschrei verschwunden war. Selbst lange nach der Aufhebung des Klosters erhielt sich noch der

Glaube an diesen Spuk; man wollte noch immer einstimmig Hora singen hören, noch immer eine weiße Gestalt wandeln sehen, wobei Thüren und Fenster ohne irgend eine natürliche Veranlassung auf und zu flogen; ja man hörte oft einen Wagen auf den Hof rollen, sahe ein Frauenzimmer aussteigen und schnell war Alles dem Auge wieder entschwunden. — Als späterhin ein neues Gebäude auf dem Klosterraum errichtet wurde, fand man den Eckstein siebenmal verrückt und ein spöttelnder Meister stürzte beim Bau des Gerüstes den Hals. Oft störte die wandelnde Nonne um Mitternacht die Schläfer durch Klopfen und Pochen, selbst Pferde sollte sie losgebunden haben, welche man am Morgen so erhitzt fand, als hätten sie die Nacht hindurch schwere Lasten gezogen.

Doch verhallt sind diese schauerlichen Erzählungen beinahe in dem Munde der jetzigen Generation, nur von den Lippen ergraueter Mütterchen tönen sie noch in den Spinnstuben, wie ein schwaches Echo vorzeitiger Anklänge in die Ohren der furchtsam näher zusammen rückenden Jugend und sollten sich bisweilen noch Nachtwandlerinnen in jenen classischen Räumen sehen lassen, so möchten es wohl schwerlich in irgend einer Beziehung Nonnen sein. —

Doch wenn uns die wandelnde Nonne nur als ein Gebild der völlig unverbürgten Sage erscheint, so liefert uns Gorsleben noch eine andere ächt romantische und als Thatsache documentirte Geschichte, welche zugleich die Vermuthung zur größten Wahrscheinlichkeit erhebt, daß in der mehrerwähnten verfallenen St. Johanniskirche Schätze verborgen gelegen und durch geheime Nachgrabungen gehoben worden sein mögen.

Nach einem in dem Pfarrarchiv zu Gorsleben befindlichen Protocoll vom 17. April 1827, besahe sich eine Gesellschaft die Merkwürdigkeiten der Bonifaciuskirche, und bei dieser Gelegenheit wurde zufälligerweise hinter einem ganz in der Ecke der Thurmhalle festgenagelten alten Bilde, eine in Pergament gewickelte und geschnürte Schrift aufgefunden, welche ich nicht anstehen darf, meinen geehrten Lesern wörtlich mitzutheilen; sie lautet:

S. B. C.

1) „Wenn Moder mein Gebein frißt, und Du einst diese Schrift auffindest, wer Du dann auch sein mögest, denke mit Leben meiner armen Seele, die hier ein Bekenntniß ausschüttet, was nit seyn sollt, der Gegenwart zu Nutz, die es alsbald verdammen wird, das Best hinwegnehmen und meiner spotten macht nit Schalksminen, vielmehr soll solch mein Bekenntniß und Offenbarthun, so meines Gottes Wille es ist, frommen denen, die weit nach uns sein werden, sich allen Vorthel, Beyspiel und Lehre nehmende und daraus schauende; wes Arges der Teufel und seine Cumpanen die Wege schlichen.

2) Es hatten, nehmlich damit ich weit zurückgehe in der Geschichte, und was nachher zu wissen dient, die Herren Grafen von Beichlingen Friedrich und Gerhardt dem Hochwürdigen Abt Sybold das

Dorf Gorisleben als ein Sitzthum, so weit es ihnen Anno 1338 abgegeben und ein groß Recht übern Ort eingeräumt, was nachher und wie es komme braucht und mißbraucht worden ist, auch deshalb wegen mehreren Besitzern nit selten Hader entstanden ist.

3) Solch Vorfall hat aber mein lieber Confrater und würdiger Pfarrer Ganglof Waldenbeck als freundlich und verständlich niederschrieben, was mit großer Lust ich lese, da er aber als Historicus in seinem Compendio nit gedacht dessen, was ich nun erzähle und nach und nach berühren werd, weil es mehr eigen und geheime Sachen betrifft, auch meist nach seinem Tode sich zugetragen, so hab ich es über mich nommen, meinen lieben Schwestern und Brüdern, so in später Zeit leben, ein Bild von Engeln und Teufel + + + und meinen harten Kämpfen zu lassen.

4) Ich lebte damalen noch auf der Vikarey als aus Italia zurückkehrte Hr. Georg Sado von Germar, mit seiner lieben Tochter Stella 15 Jahr alt. Dieser gute Herr hatte vor vielen Jahren seine Gattin in Italia gefreiet.

5) und sie sodann auf sein hieriges am Wasserwechsel liegendes kleines Sitzthum bracht.

6) Als aber nach einigen Jahren die Italienerin von argen Heimweh befallen krankte und siechte und nicht Ruhe fand in unserer trüben Luft, gab Herr Sado alsbald ihren Bitten nach und führte sie mit der 9 Jahr alten Tochter hinweg nach ihrer villam, wo sie nach 5 Jahren starb, und suchten nun Vater und Tochter mit großen Schatz an Gold und Edelsteinen beladen ihre Heimath wieder auf.

7) Und war damalen wie sie kommen gerad mein sehr lieber und treuer Confrater der Herr Pfarrer Waldenbeck am Fieber hier lägerich, deswegen ich mit der Bitte angegangen wurde, zu Hr. Sado zu kommen, da ich denn auch nicht weilte, hingieng und mit großer Liebe und Verehrung, als ich nit erwarten mocht, ansehen und empfangen worden und ein schön Zutrauen von Stund an zwischen uns Wurzel faßt.

8) Hr. Sado dem eine gewisse Schwermuth befallen, bedurfte oft geistlichen Trostes um so mehr als damalen große Neuerungen in der Kirche vorgegangen und Lutheri Lehren allwegen sich ausbreiteten, er aber nicht von alter Lehr und Glauben lassen wollt, auch immer viel Gräuel-Scenen wegen derley Umwälzung am Tages-Gespräch waren und ich ihm immer vorsagen mußt, daß Lutheri Lehre das eben nit wollt, sondern blos argen Mißbrauch und Sudel steuern sollt, daß aber von den Anhängern, so müßig, sichtig, und hölzige Töpfe wären, gleich alles auf die Spitz stellt würde, und so Unheil statt Frieden käme, so war die gar lieblich aufblühende Tochter Hr. Sados Stella gar mit meiner Meynung, und tröstete mit fein gläubigen Worten, wie vom heil. Geist angewehet, und ich nit so nachsprechen kann, ihren

lieben Vater, damit er Ruhe möcht in sein Herz gießen, und sich nit allzusehr zerstreuen lassen von der Welt Händeln, sodann der rechte wahre Glauben und die rechte wahre Kirche in den Herzen sich anbauen müßt, über welche nit hat Gewalt ein Mächtiger auf Erden, sondern der allmächtige Gott und seine Heiligen im Himmel.

9) So gieng eine lange Zeit in guten Vertrauen und Verträglichkeit, woran auch mein theuerer Herr Pfarrer Theil nahm, dahin, als ein gewisser Christoph von Aldendorf sich viel bei Hr. Sado der Tochter Willen zu schaffen machte, welche aber vermeint, daß das nit der Mann für sie sei, und sogar wenig Reden an ihn setzte, aber doch Sanftmüthigkeit und um des Anstandes willen selbigen schonte.

10) Als aber gedachter von Aldendorf dringlicher worden, hat sie mir ihr Herz aufschlossen, und mir mit heitern Worten gesagt, wie schon ein Bild darin hänge, dem sie Liebe gelobt, denn als ihr Hr. Vater mit ihr Schäfts halber nach der Mutter Tode sich fast ein Jahr in der Stadt aufgehalten, hätt' ein junger Edelherr aus Thüringen genannt Erwin von Hausen, welcher in des Kaisers Heer bey einem wallonischen Kürasier-Regimente als Lieutenant in den Ort standen, mit ihr Bekanntschaft macht und wär als Landsmann alle Tag in ihre Wohnung kommen, und wär sie oft allein mit ihm im Zimmer und Garten gewesen und hätten Freud an einander funden und große Liebe fast also daß sie sich Treue schworen auf immerdar.

11) Wie der Abschiedstag kommen, wär Hr. Erwin eine große Strecke Wegs mit ritten, am ersten Ruheplatz aber dem Vater sein Begehren offenbaret, welcher auch nichts absonderliches gegen aufbringen können.

12) Hr. Erwin wäre sodann unter Zusage in 5 Jahren ins Vaterland zurückzukommen mit dem Gelübte, Eid und Händedruck, was alles sie ihm erwiedert, von ihr schieden.

13) Nachdem hat sie mich beten, Hr. Aldendorf auf schickliche Weise von seinem Vorhaben abzulenken, daß sie mag Ruhe haben vor ihm.

14) Konnt aber nit sogleich an ihn kommen, sindemal er mich wenig achtet, und oft hämischen Blicks anschauete.

15) Endlich hab aber meiner natürlichen Furchtsamkeit ein End macht, und ihn vorstellt, wie das Fräulein Stella nit konnt eingehen auf seine Anträge, weil sie durch feyerlich Gelübte anders gebunden, was ein Edelherr zu gut schätzen müßet.

16) Wider Vermuthen war Hr. von Aldendorf ganz freundlich, dankt auch vor die Nachricht, verhieß auch abzustehen von seiner Neigung, aber das war eitel Schein, denn ihm wohnte im Herzen der Schalk.

17) In dieser Zeit nun war 1539 noch ein sehr verarmter von Adel, Hr. Friedemann von Harras aus dessen Stamm vor vielen Jahren die Vikarey fundirt worden, hierherkommen, welcher sich bei Hr. Herzog Heinrich bittent erwürket, die Einkünfte und Nutzungen solcher Vikarey auf der ich saß auf seine Lebzeit zu genießen, weshalb ich, als solch Fürstl. Befehl mir bekannt worden, alsbald gern darauf resignirte, inmaßen Hr. Waldenbeck fort und fort siechte und mir Zuspruch geschah, solch Stelle nach seinem Tode zu erhalten.

18) Wie es denn auch gar nicht lange dauerte, daß mein lieber Bruder und Freund aus dieser Welt zu seiner Himmelsfreude geschieden ist, wornach ich Pfarrer worden.

19) Als nun gedachter Hr. Friedemann von Harras schon ziemlich bejahrt mit einer noch jugendlichen Frauen auf der Vikarey Einzug gehalten, hat sich auch alsbald Hr. von Aldendorf bey ihn eingethan, und ist um die Frauen herumgegangen, so daß Fräulein Stella anjetzt Ruhe vor ihn hatte und seiner gänzlich los zu seyn glaubte, zumalen er sich nur ganz fern ihr nahete.

20) Hr. Friedemann von Harras hat aber solch Fürstliche Gnade nit lange genossen, sondern ist darauf plötzlich verschieden, und hat dann die Wittib von neuen beym Hr. Herzog Mauritio Bitte eingelegt solche Vikarey Nutzung auf ihr lebelang gnädig zu überlassen, was ihr auch brieflich zugesichert worden, mit dem Bemerk, daß nach derselben Tode die Vikarey wieder der Kirche anheim fallen sollte.

21) Hr. Aldendorf hatt darauf des Harras Wittib gefreiet und hat eben nit schön Verwaltung auf dem überlassenen Sitzthum trieben, sondern ist gar liederlich umgangen, weshalb auch die Einkünfte nit zureichten und er Pfiff und Schlenker im Kopf trug.

22) Hr. Sado am meist aber das edle Fräulein Stella, welche insgeheim viele Arme unterstützt hat, und Segen spendet, auch Kranke heimsucht und Trost geben wo sie konnt, harrte jetzt sehnlich der Zeit, wo der Freund aus fernen Land kommen sollt, da die Frist ablaufen war.

23) Und als wir einstmals auf den Berg an das Holz gangen, als wo Hr. Sado einen Thurm aufbauen lassen, gewahrt das Fräulein von der Zinne unten am Dorf auf dem Wege von Eltesleben her zween Reiter kommend, und sieht von einem Helm einen hohen Helmbusch wehen, und ihr ahnet, es sey Erwin sein Wort zu lösen.

24) Alsbald bittet sie uns mit heimzukehren, eilt aber immer voraus, daß wir nit folgen konnten, und als wir endlich ins Zimmer treten, ja da hat Hr. Erwin ihre Hand faßt und beide waren stumm vor heller klarer Freude, die wie Abendschimmer wie Regen Tröpflein unter Thränen Perlen aus den blauen Augen leuchtete.

25) Nun war große Lust alltag auf Hr. Sados Sitzthum.

26) Hr. Erwin daß er seinen Abschied aus des Kaysers Heer genommen und nun im Vaterland bleiben wollt auf seines Bruders Rittersitz zu Ebenheim, oder auch hier, wenn es Hr. Sado erlauben möcht und Stella sein Ehegemahl werden wollt, worin aller Sinn gern stand.

27) Es war aber derweilen Hr. Aldendorfs Frauen verstorben und seine Renten nach Wegfall der Vikarey Nutzungen nit wohl aussehend, weshalb ihn Hr. Sados Vermögen gar sehr am Herzen lag, und er ungern vernahm, daß ein Bräutigam ankommen.

28) Wie er nun ein arger Pfaffenfeind war und ein gottloser Kirchenverächter, also geschah auch, daß durch seine Beihülfe wegen unwichtiger Deutung eines alten Vertrags mit dem Kloster Oldisleben mit der Zustimmung der Obern zu Sachsenburg die Vikarey der Kirche abermalen vorenthalten war, wobei Hr. von Aldendorf wohl einen Schwenzelpfennig erhalten haben mag.

29) Wollte aber gerne das alles ihn verzeihen, wär sein Schalksherz dabei in Ruhe blieben, und hätte nit gar arge Pläne geschmiedet, wie mit Wehmuth und innersten Schmerz gleich denken werd.

30) Ach es war ein schön Zeit auf welch ein gar fürchterlich Nacht folgen sollt.

31) Hr. Sado besaß nehmlich pachtweiß einen Garten, früher ein Kirchhof und der Kirche gehörig, oben an Wasser gegen das Pferdte-Rieth über, in welchen die alte verfallene Kirche in Schatten von Rüstern und Erlen steht, welchen Platz Fräulein Stella allzusehr liebte, da sie ihren Vater bittend vermocht, mit dem Besitzer des Gartens einen freien Vergleich abzuschließen.

32) Dorthin ging das Fräulein die alte Kirche besuchend sehr oft.

33) Allda ist ein Kreuz untern Hochaltar von wundersamen Steinen aus dem Jesusbilde, vor welchen sie nit selten kniete, und neues Heil für ihre Seele erflehete.

34) Eben so wandelte sie bisweilen mit ihrem Herzensfreund Erwin nach jenen Garten, und blieben oftmalen bis zu später Nachtzeit.

35) Nun war eines Tages Hr. Erwin, da ihn das Fräulein wegen einiger Unpäßlichkeit nit geleiten konnt, allein hingangen.

36) Gegen Abend kam ich zu Hr. Sado, wo mich das Fräulein bittet, ihren Freund da es schon spät in Herbst und dunkel, an ihrer Statt abzuholen.

37) Ich gehe dann und nehme Hr. Erwins Knecht mit, konnten Hr. Erwin aber nit sogleich im Garten finden, auch auf unsern Ruf keine Antwort erhalten, treten dann in die Kirchenbogen, und erblicken bey Mondschein, der durch die Spalten fällt, Hr. Erwin am Boden liegen ohne Leben.

38) Alsbald fällt aber ein Schauder über mich, faß ihn an, und greif überall in Blut, so daß wir bald gewahren, wie Hr. Erwin ohne Leben.

39) Als eil ich in Schreck und Schmerz zurück, stürz zu Hr. Sado, und will ihm heimlich melden, aber das Fräulein war böser Ahnung, fragt, was ist meinem Erwin, meinem trauten Freund begegnet? Und ich konnts weiter nit bergen vor großer Angst das Unglück, da wird sie still und bittet mich, mit ihr zu gehen, und eilet in die Kirche.

40) Alle Müh war ohne Erfolg, die Leich war in den Gartenthurm getragen, Stella will nit von ihm, ließ sein Grab mauern in der Kirch und darinn legen und vorsetzen ihres Freundes irdische Hülle.

41) So war alle Hoffnung zertrümmert, und Niemand weiß von wannen es kommen, und auf was Weise es kommen, das Fräulein wußt sich jedoch in ihr Schicksal mit frommen Herzen zu fassen, klagte auch nit zu sehr, wandelte aber alltäglich zum Grabe, das ihren Freund barg.

42) Hr. Sado starb bald darauf und sein Hr. Bruder nahm Sitz in Gute, wo das Fräulein auch blieb, und war eine große Freundin der Armen.

43) Kaum aber war ein halb Jahr vorüber, da kam Hr. Aldendorf und macht sich allerley Geschäft um das Fräulein, sie aber wollte nit von ihm wissen, und lehnte allemal seine Anträge ab, das mocht Hr. Aldendorf nit recht seyn, doch behielt er immer freundliche Miene, und bat das Fräulein um ein Darlehn was sie nit versagt.

44) Nach dieser Zeit wurde das Fräulein krank, schwach und immer schwächer, so, daß sie vermeint, der gute Gott werde sie hinweg nehmen aus dieser Welt. Sie vertheilte deshalb ihre Schätze und bat mich, ihren Willen zu besorgen.

45) Einen Theil überließ sie ihres Hr. Vaters Bruder, einen Theil den Armen, einen Theil der Kirche, welchen sie mir allzugleich zur Verwahrung übergab, ehe aber alles confirmiret, ist Fräulein Stella aus diesen Erdenthal schieden zur ewigen Freud und nahm Hr. Barthol von Germar alles in Besitz außer 9000 Goldgulden, welche ich schon hatte, und ich nit sagte.

46) Obgleich nun das Kloster Oldisleben Anno 1525 in Bauerntrubel zerstört worden, wobey viele alte schöne Nachrichten über Gorisleben, welche dorthin kommen, verloren gangen, so anmaßten sich doch die Obern jenes Orts auch jetzt noch allerley Rechte, und verlangten einen großen Theil von der seel. Stella Reichthum, schickten auch als Legaten, welcher sie vorher erst aufhetzte und dazu spornirt hatte, Hr. Aldendorf, der aber darüber mit Hr. Barthol von Germar so in Hader gerieth, daß der Letzte ihn den

Degen durch den Leib rannte, worüber groß Unheil entstanden und Hr. Barthol flüchtig wurde auf einige Zeit.

47) Deshalb und weil ich das Geld gar nit sicher glaubt bey solch bedenklicher Zeit, da auch die Amts Obern gegen die Kirche feindlich gesinnt, habe ich mir einen Vertrauten aus der Gemeinde erwählet, einen gar verschwiegenen Mann Namens Chilian Großen und das Geld mit dessen Beyhülf, zwischen Hr. Erwins und Fräulein Stella's Gräber in der Johanniskirche in die Erde gesenkt, da es jetzt von keinem Nutz seyn konnte.

48) Schon während des Arbeitens, was wir bey Lampenschein in der Nacht vornahmen, ächzet und seufzt Große gar tief und war nachher von immer mehr Angst befallen. Auf mein Befragen was ihn ankommen, seufzt er abermalen, fragt sodann, ob er gehalten sey, einen gezwungenen Eid zu halten? ohne meine Antwort darauf sagt er weiter, ach ich bin in großen Zwiespalt mit meinen Gewissen, mag auch die Hölle mein Lohn seyn, hier auf diesen Platz habe ich die Mörder des Hr. Erwin gesehen. Was! rief ich bestürzt, was! erzähle Unglücklicher! und Jener sagte mit Zittern:

49) Ich gehe einstmalen vor der Kirche hier vorbey, höre Menschenstimmen ganz dumpf, Furcht fällt über mich, als ich Gott im Gebet anrufe, daß er mir Stärke giebt, alle Furcht zu überwinden und trete unter seinen Beystand in die Halle, da scheint der Mond durch die zerbrochenen Bogen, und ich erblicke den schändlichen Aldendorf, mit einen Gesellen, wie sie mörderisch über Hr. Erwin herfallen.

50) Alsbald entfährt mir ein Schrey, die Mörder schrecken auf und faßt mich Aldendorf am Schlund und drohet mir den Hals zu drehen, wo ich nit gleich stumm würde wie ein Fisch.

51) Darauf packen mich beyde, lassen Hr. Erwin in Blut liegen, und schleppen mich in ein entlegen Haus, das den Mordgesell Caspar Roße gehörig, halten über mich langen Rath, ich aber zittere in Todes Angst, nachdem spricht Aldendorf zu mir:

52) Schlechter Hund dein Leben sollt du haben, wenn du schwörst nit zu verrathen auf keine Weise was du sehen und was wir gethan, willst du aber nit schwören, so fährst du gleich zum Teufel † † †.

53) Was sollt ich thun in großer Herzens Angst, sollt ich hinfahren in meiner Sünd, was konnt auch alzumalen mein Todt nutzen und entschloß mich, den Eyd zu thun, wenn ich frey ausgehen dürfte.

54) Alsbald hab ich, wie er mir vorsagt, schwören müssen bey den dreyeinigen Gott auf die Wunde Christi und was ich sonst zu meinen Heil glaubte, nichts zu sagen von irgend einen und sollte des Himmels Seeligkeit nit schmecken und den Teufel † † †. Die ganze Hölle sollte Macht über mich haben, in meinen Ster-

bestündlein jeder Trost verschwinden und alle erdenkliche Angst auf mich fallen, wenn ich anders thät, als sie mir geheißen.

55) So hab ich schworen und mein Gott jetzt habe ich den Eyd brochen.

56) Alsbald fieng er stärker an zu zittern, ich führte ihn heim, saß die ganze Nacht vor seinem Bett ließ mir das Gesagte wiederholen, schrieb es auf und sprach ihm Trost zu, und in der 4ten Morgenstunde ist er ruhig auf sein Bekenntniß verschieden.

57) Hab darauf zu Caspar Roße geschickt und war derselbe in selber Nacht kurze Zeit nach Großen auch storben, und hatten seine Kinder sagt: er hat einen Geist sehen.

Dies ist die unglückliche Geschichte
Gott gebe Frieden Allen.
A. M. F. N.

gez. Fahrenbruck.
P. L.

Dieser merkwürdigen Schrift war noch das in schlechtem Latein abgefaßte Testament desselben Geistlichen beigefügt, dessen Uebersetzung hier auch noch folgen möge.

Testament.

Im Namen der h. untheilbaren Dreieinigkeit! Der Friede und die Gnade Gottes sei mit Euch allen!

S. B. L.

Wenn meine Gebeine schon längst verweset sein werden, und Du, wer Du auch seist, diese von der Mauer verborgene Schrift auf dem Boden finden wirst, dürftest Du vielleicht nicht daran denken, für meine Seele, welche die gegenwärtige Bekanntmachung erläßt, zu beten. Und doch könnte diese Bekanntmachung den Anwesenden sehr nützlich sein, wenn sie dieselbe nicht zu verspotten geneigt wären. Daher möchte mein Geständniß und meine Kundmachung vielmehr mit Gottes Hülfe den späten Nachkommen nützlich sein.

1) Gehe, frommer Christ, in die, von Wiesen und Gärten umgebenen Mauern der St. Johanniskirche, welche auf dem rechten Ufer des bei Gorsleben strömenden Flusses auf einer Erhöhung liegt, und Du wirst auf dem Boden neben dem Altar unter dem steinernen Kruzifixe zwei Grabmäler erblicken. Zwischen ihnen, mit einem magischen Deckel verschlossen, liegt in einem Dreifuße ein großer Schatz von Edelsteinen vergraben, welchen die edle Tochter Sado's von Germar Namens Stella sterbend zurückgelassen hatte. Grabe im Namen der Dreieinigkeit das Grabmal auf, doch mit der Vorsicht, die links und rechts liegenden Gebeine zu schonen, damit Du nicht die Manen erzürnest. Von dem Dir mit Gottes Hülfe zu Theil gewordenen Schatze mache drei Theile, den einen behalte selbst, den zweiten gieb den Armen, den dritten

der Kirche. Da Stella so testirt hat, so hüte Dich das Testament zu brechen, damit Dich nicht Strafe treffe.

2) Dann wende Dich, Du Glücklicher, nach dem Thurm der St. Bonifaciuskirche, welche weiter unten etwas links liegt; gehe hinein und Du wirst auf der Mittagsseite einen beschriebenen Stein finden: zähle aus diesem Winkel 9 Schritte gegen Westen und schlage neben der Mauer ein: da wirst Du meine goldene Kette ausgraben, welche Du behalten kannst.

3) Komm nun, geneigter Leser, und folge mir stumm nach dem Orte, den ich Dir bezeichnen will, wo herrliche Kleinodien von großem Werthe verborgen sind. — Steige auf dem Fußwege nach Heldrungen auf den Weinberg dessen Spitze Schmücke genannt wird; linker Hand nach dem Walde zu suche einen Grabhügel von großem Umfange, wo eine große mit dem Zeichen **X. E** $\overset{\pi}{+}$ **g** † bezeichnete Eiche steht. Unter diesem Hügel wirst Du erblicken die goldenen mit Edelsteinen besetzten Armbänder der Tochter Sado's von Germar, der edlen Stella, welche wegen der Bosheit der jetzigen Zeit vergraben worden sind.

Ach es war eine mit verdorbenen Sitten und schändlichen Lastern erfüllte Zeit.

Gottes Gnade sei mit Dir.

Amen.

Es wurden nach Auffindung dieser Documente auf eingeholte Befehle polizeiliche Nachgrabungen an den bezeichneten Stellen angestellt. Anstatt der gehofften und beschriebenen Schätze fand man durcheinander liegende Todtengebeine, eine kupferne lange Nadel, einen elfenbeinernen Haarnestel, eine grüne Perle 2c. woraus mit Gewißheit geschlossen werden kann, daß bereits früher mehr als eine nachsuchende Hand hier beschäftigt gewesen. Uns bleibt daher nichts, als die rege Theilnahme an jenen Ereignissen und die Bestätigung der Ueberzeugung, daß in unsrem Thüringerlande an vielen ganz unbedeutend scheinenden Orten, eine Fülle des reichhaltigsten Stoffes zu Romanzen und Novellen verborgen liegt, von welcher in den betreffenden Orten selbst oft Niemand eine Ahnung hat. — Wer übrigens durch Gorsleben nicht ganz mit auf den Weg gehefteten Blicken wandert, den muß die alterthümliche Bauart nicht allein der Bonifaciuskirche, sondern auch mehrerer andern Gebäude aufmerksam darauf machen, daß hier manche vorzeitliche Erinnerung aufbewahrt sein müsse, deren es noch eine weit größere Anzahl geben würde, wenn nicht die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges und mehrere bedeutende Feuersbrünste so manches Zeichen von Gorslebens Alter und ehemaliger Bedeutenheit vernichtet hätten. So haben es die Flammen nur erst in der neuesten Zeit veranlaßt, daß das Dorf, außer Kirche, Pfarrei, Schule und einigen Rittergütern, beinahe ganz neu aufgebauet ist. — Es befinden sich nemlich sechs Rittergüter hier, unter welchen jedoch eine große Abstufung des Grundbesitzes

statt findet; übrigens besteht der Ort, mit Ausschluß dieser Rittergüter, der Pfarrwohnung und der Schulen, jetzt aus 121 Feuerstätten, und hat landesherrliches Patronat, wie auch fast durchgängig dergleichen Gerichtsbarkeit, also dermalen Königlich Preußische, indem einigen der Rittergüter die Jurisdiction nur über eine kleine Häuserzahl zusteht.

Endlich ist Gorsleben noch merkwürdig als der Geburtsort eines berühmten Gelehrten; nemlich des berühmten Musikers und großen Chronologen Sethus Calvisius, welcher hier am 21. Februar 1556 geboren ward. Sein Vater war ein armer Tagelöhner und seine Mutter bekleidete nach des Gatten Tode das Amt einer Hebamme. Sein unwiderstehlicher Trieb für Kunst und Wissenschaft fand in der großen Armuth kein Hinderniß; an zwei berühmten Lehranstalten, in Schulpforte von 1592 bis 1594, und dann bis an seinen Tod 1615 an der Thomas-Schule in Leipzig bekleidete er die Stelle eines Classenlehrers und Cantors und hinterließ besonders durch seine chronologischen Schriften einen unvergänglichen Ruhm. Sein Bild in Oel gemalt, ein Geschenk des Leipziger Magistrats, welches lange Zeit in der Kirche aufgehangen gewesen, eilte, vom Moder hier und da verzehrt, der Vernichtung entgegen, ist aber im Jahr 1819 von dem Mahler Herrn Beck in Cölleda in seiner vollen Aehnlichkeit auf frische Leinwand übergetragen worden und befindet sich wieder an seiner vorigen Stelle.

Andere merkwürdige Begebenheiten, deren, gleich anderen Orten auch Gorslebens Geschichte anfüllen, als z. B. Kriegs-, Hungers-, Feuers- und Wassersnoth, ansteckende Seuchen und außergewöhnliche Sterblichkeit unter Menschen und Vieh, sind in den Kirchenbüchern und in einer besondern vom Herrn Bürgermeister Kirchheim in Cölleda angefertigten Chronik von Gorsleben enthalten, welcher wir auch einen großen Theil des Inhalts gegenwärtiger Schilderung verdanken, deren Verfasser sich selbst mehrere male an Ort und Stelle befand und sich jedesmal sowohl von der äußerst angenehmen Lage des Ortes besonders angezogen, wie auch von einem ganz eigenthümlichen romantischen Geist durchschauert fühlte.

Möchten uns auch noch von mehreren geschichtlich merkwürdigen Punkten Thüringens, mit gleich freundlicher Bereitwilligkeit Notizen gegeben werden, als uns hier durch gütige Vermittlung des Herrn Pastor Weiske zu Sachsenburg die Willfährigkeit des Herrn Bürgermeister Kirchheim zu Cölleda gewährte, für welche wir uns dankbar verpflichtet fühlen.

Friedrich von Sydow.



32. Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. Dresden.

Wernigerode.

Wernigerode.

Fern ragt ein Schloß, bedacht mit dunkeln Schiefern
Auf Bergeshöh', wo Park sich paart Terrassen,
Die Aussicht hemmen weite Wäldermassen,
Des Harzes Eichen, Tannen, Fichten, Kiefern.

Dorthin schweift oft mein Geist mit immer tiefern,
Wehmüthigern Gefühlen, seit verlassen
Vom Jugendhauch, die Wangen mir erblassen,
Mich Furchen bald dem Altar überliefern.

Denn nicht werd' ich hinan nun wieder steigen,
Wo ich der Hirsche Rudel scheucht' als Knabe,
Das Frettchen fing und in die Kammer sperrte.

Ach, als zum letzten Mal mit schwanker Gerte
Und klirr'ndem Sporn ich dort gewandelt habe,
Durchschauert Ahnung mich wie Geisterreigen.

Schloß Wernigerode von Fr. Rassmann.

Es war im Juni. Die Erde prangte wie ein üppiges, vollendetes Weib in ihrer schönsten Blüthe, das dunkle Laub der Bäume flüsterte wunderbar, aus dem Dickicht schlugen einzelne Klänge an mein Ohr wie der Sang träumender Nachtigallen, die aufsteigende Sonne warf ihre ersten, rothen Lichter in die frischgrünen Blätter der Büsche und Gesträuche, und die Wipfel der Bäume glühten bereits in goldenem Feuer, als ich in einiger Entfernung Wernigerode vor mir erblickte. Den Vordergrund bildeten lachende Fluren, wogende Saatfelder, duftende Wiesen, einsame, im Gebüsch idyllisch

versteckte Gebäude; — den Hintergrund die prächtigen Wälder, die gewaltigen Bergriesen des Harzes. Auf grünem, thaublitzenden Sammtgrunde ruhten die Häuser der Stadt in stillem Gottesfrieden und schlangen sich eng und traulich um den Schloßberg, hinter welchem sich, obwohl er von bedeutender Höhe ist, noch höhere bewaldete Berghäupter emporgipfelten. Einladend und wirthlich lag die Stadt an dem Busen des Gebirgs und als ich durch die Straßen schritt, regte sich auf denselben schon munteres Leben, denn es herrscht hier viel Verkehr. Wegen der herrlichen Alpenkräuter, welche auf den benachbarten Bergen wachsen, ist die Viehzucht in einem vortrefflichen Zustande, es wird Bier gebraut, Branntwein gebrannt, Tuch und Zeug gewebt, Taback und Cichorie bereitet, mit Korn und Holz gehandelt, während Andere ihren Unterhalt durch Holzhauen, Holzfuhren, Kohlenbrennen und auf den Berg- und Hüttenwerken verdienen. Hengstenberg (in seiner geograph.-poet. Schilderung der deutschen Lande) sagt von dem Gewerbfleiße der Stadt und der Umgegend:

Am Harze liegt ein liebes Land,
Es heißt Wernigerode;
Von Stolberg wird sein Graf genannt,
Ihm fließen Ilſ' und Bode.
Der Brocken, wo am ersten Mai
Die Hexen tanzen sollen,
Ist sein, so wie der Wiesen Heu,
Des Eisens Schacht und Stollen.

Das ebne Land erzeugt viel Korn;
Viel Oel wird hier geschlagen.
Viel Wild trinkt aus des Waldes Born,
Wo hohe Fichten ragen.
Da wird viel Branntewein gebrannt,
Da sind der Bäume viele,
Da webt man wollenes Gewand,
Da klappert manche Mühle.

Viel Regsamkeit erhält die Stadt auch durch die zahlreichen Beamten, da in Wernigerode eine gräfliche Regierung, ein Consistorium, eine Kammer, ein Forst-, Berg- und ein Steueramt ihre Sitze haben.

Die Stadt selbst, welche ungefähr 900 Häuser und 6000 Einwohner zählt und von der Holzemme bewässert wird, hat wenig Merkwürdiges aufzuweisen. Unter den Kirchen verdient die Frauenkirche einen Besuch, da sie ein treffliches Gemälde von Bernhard Rhode, einen Christus am Kreuze, enthält. In der Sylvesterkirche findet man manches alte, denkwürdige Monument des Wernigeröder Grafenhauses; und das Kloster, welches sonst bei dieser Kirche blühte,

muß in großem Ansehen gestanden haben und reich dotirt gewesen sein, denn als der Magistrat zu Nordhausen mit dem unfern von jener Stadt belegenen Kloster Himmelgarten in Streit gerathen war, trug Papst Benedict XII. dem Dechanten dieses St. Sylvesterklosters auf, beide Theile zu verhören und einen Vergleich zwischen ihnen zu stiften, welcher auch im Jahre 1340 wirklich zu Stande kam. (cf. Leuckfeld: Kloster Marienberg p. 127.)

Das Waisenhaus ist sehr wohl eingerichtet und enthält eine nicht unbedeutende Sammlung von Naturalien, besonders Mineralien, welche der Harz selbst geliefert hat, und Konchilien. — Von den Wirthshäusern sind dem Fremden der schwarze Hirsch in der Vorstadt Nöschenrode, das deutsche Haus in der eigentlichen Stadt und der weiße Hirsch am Markte zu empfehlen. Der schwarze Hirsch wird auf gräfliche Rechnung verwaltet. — Dicht am Fuße des Schloßberges liegt der Lustgarten, der, durch die Humanität des erlauchten Besitzers, Jedermann offen steht. Ein großes Gebäude, welches sich in demselben befindet, enthält, außer einem reichhaltigen Naturalienkabinete, eine Bibliothek von 40,000 Bänden, in welcher man manches seltene Buch, besonders aber eine ausgezeichnete Sammlung verschiedener Bibeln und eine große Menge Gesangbücher antrifft. Von den Bibeln sollen gegen 2000 besondere Ausgaben vorhanden sein. Der übrige Theil der Bibliothek enthält größtentheils ältere theologische und historische Werke. — Ein anderes bemerkenswerthes Gebäude in diesem Garten ist das Orangeriehaus, mit einem schönen großen Saale, in welchem man ein langausdauerndes Echo erzeugen kann.

Manches rühmlichst bekannten Mannes gedenkend, der hier lebte, an Rassmann, den Freund der Musen, an Schröder, den wackern Geologen, an Seegemund, den Herausgeber der Hirtenstimme, und an Delius, von dem wir eine gründliche Untersuchung über die Harzburg und über den Götzen Krodo besitzen, stieg ich auf dem mit Bäumen besetzten Wege den hohen Schloßberg hinan und stand nach einem halben Stündchen auf dem Gipfel des Berges. —

Wer nach Wernigerode kommt und auch nicht die Absicht hat, das Innere des Schlosses zu besichtigen, welches 900 Fuß über der Meeresfläche und 400 Fuß über der Stadt liegt, verabsäume wenigstens nicht, den Schloßberg zu ersteigen. Er wird sich für seine Mühe reichlich belohnt finden. Wohl blicken in Deutschlands Gauen viel tausend Schlösser und Burgen von Felsen und Bergen in die Thäler herab; aber wenige dürfen, wenn der Streit Lage und Aussicht betrifft, mit dem Schlosse zu Wernigerode in die Schranken treten! — Kommst Du auch noch so ermüdet vor dem Schlosse an und Du wirfst den Blick hinab in die Tiefe, so wirst Du überrascht, entzückt dastehen. Die Aussicht ist unbeschreibbar schön. Zwischen den glänzenden Wiesen wallen, wie Meereswogen, grünliche Saaten, funkeln die silbernen Streifen der Bäche und Teiche, flimmern die Thurmspitzen der friedlichen Dörfer, und weißes Nebelgewölk zieht an den grünen Waldhöhen dahin.

Ragende Bergeszinnen mit wolkenumlagerter Spitze,
Oedes Felsengeklüft, unübersehlicher Wald.
Dort die Hirtenthale mit silbernen Bächlein bewässert,
Und vom Schellengeläut weidender Kühe durchtönt,
Aecker, wo stachligte Gerste mit bebendem Roggen dahinwogt,
Lichter Hafer begrenzt bräunliches Furchengestreif.

Dicht zu den Füßen des Beschauers liegt die Stadt, dahinter breitet sich ein überaus gesegnetes Land aus, und die fleißig angebaute Ebene nach Halberstadt hin macht einen besonders erfreulichen Eindruck. Fruchtfelder, Dörfer und Städte, Wiesen und Gehölze, wechseln ununterbrochen mit einander ab. Wendet man sich aber plötzlich auf die entgegengesetzte Seite, so fällt der Blick auf die ernsten, riesigen Harzberge und auf den mächtigen, frei daliegenden Brocken, der aus dem Hintergrunde stolz herüberblickt. An eine der jenseitigen Höhen lehnt sich die Kolonie Friedrichsthal, deren Dächer zwischen dem dunkeln Grün recht freundlich herüberblicken und sich in einer langen Reihe in das Thal hinaufziehen.

Hat man sich an der köstlichen Aussicht, welche mit der der Schlösser von Ballenstedt und Blankenburg um den Vorzug streitet, erquickt, und man wünscht das Innere des Schlosses zu sehen, so meldet man sich bei der Ausgeberin. Das Schloß nimmt sich mit seinen drei Thürmchen recht stattlich aus, ist aber, da es seine alte Form noch hat, wie alle alten Schlösser, sehr unregelmäßig. Keine Façade, keine Fronte ist zu sehen, — nichts als Winkel, Vorsprünge, kleine und große Fenster. Unter allen Gemächern, welche dem Fremden gezeigt werden, ist keines merkwürdiger, als der Speisesaal, welcher eine vollständige Bildergallerie des gräflich stolberg'schen Geschlechts enthält. Da das Schloß keinen Brunnen besitzt, so wird schönes Quellwasser in einem irdenen Röhrenzuge aus dem Gebirge herbeigeführt. Diese Wasserleitung ist im Jahr 1730 angelegt und obwohl ihr erster Wasserfangkasten, welcher nahe an der Elbingeröder Grenze und unfern der Heerstraße liegt, in gerader Linie kaum $\frac{3}{4}$ Meilen entfernt ist, beträgt doch der Lauf, welchen das Wasser wegen der vielen Krümmungen zu nehmen hat, von da bis auf den Schloßhof, 3856 rheinl. Ruthen, oder beinahe zwei Meilen.

Schloß und Stadt verdanken, wenn man den alten Geschichtschreibern trauen darf, ihren Ursprung den Grafen von Reinstein. — Einstmals lebten auf dem Regensteine, wie ein alter Chronikenschreiber erzählt, (cf. Abels Sammlung ungedruckter Chroniken p. 53), neun Brüder, und da es oft Zwiespalt unter ihnen gab, verließen zwei davon, Dietrich und Conrad, das väterliche Schloß, wandten sich in diese Gegend, und Dietrich baute das Schloß und hieß der Obergraf, Conrad aber siedelte sich im Thale an und wurde der Untergraf genannt. Von diesen beiden stammen alle übrigen Grafen von Wernigerode ab. Andere nennen einen Bruno, Sohn Dietmar I. von Blankenburg, als den Stammvater dieses Geschlechts. — Sie standen immer in besonderem Ansehen und Eginhard erwähnt

schon die Grafen von Wernigerode, so wie die von Stolberg, unter den Kampfgenossen des tapfern Sassenfürsten Wittekind. Auch Rethmeier führt sie in seiner Chronik unter den Harzgrafen an, zu denen er, außer Wernigerode, Blankenburg, Arnstein, Mannsfeld, Wipper, Stolberg, Hohenstein und Lutterberg zählt. Die Grafen von Wernigerode waren ferner der Ehre fähig, zu den Vierfürsten oder Vierherren und zu Gaugrafen erwählt zu werden, auf welche Auszeichnung nur noch Anhalt, Ballenstedt, Gibichenstein, Homburg, Kalenburg, Quedlinburg, Ringelheim und Winzenburg Anspruch machen konnten. Später standen sie bei Kaiser Heinrich dem Finkler in besonderem Ansehen und wurden zu allen Reichsversammlungen und Ritterspielen gezogen. Im Jahr 1199 erstürmt ein Hermann von Wernigerode, als Kriegsmann Philipps von Schwaben, die Burg Lichtenberg, und befreit Goslar dadurch von einer Hungersnoth. Auch später wird er oft als ein tapferer Kämpe erwähnt. — Ein Graf Gebhard von Wernigerode kommt mit seinem Sohne Conrad in einer Urkunde vom Jahr 1260 vor, in welcher Friedrich von Donnersleben dem Kloster Marienborn zwei Hufen Landes verehrt. (cf. Lucäe Grafensaal p. 125 — 28.) — Graf Conrad trägt im Jahr 1268 dem kräftigen Otto IV. von Brandenburg seine Besitzungen als Lehen an, seit welcher Zeit die Grafen, mit geringer Unterbrechung, brandenburgisch-preußische Lehnsträger bleiben. — Im Jahr 1281 bringt ein Graf Gebhard seine Tochter Hedwig ins Kloster und schenkt demselben 40 Mark Silbers (cf. Meybom's Chronik von Riddagshausen. P. III. p. 2369.) — Im Jahr 1283 befehdet Heinrich von Wernigerode den Herzog Heinrich den Wunderlichen von Grubenhagen und verbrennt ihm, mit Hülfe des Grafen Heinrich von Reinstein, das Kloster Stederburg. — Im Jahr 1302 fangen Conrads Söhne, Albert, Friedrich und Gebhard, Streitigkeiten mit dem Kloster Walkenried an, nehmen selbigem Vieh und Getreide weg und beunruhigen es, bis sich der Papst ins Mittel schlägt und die Mißhelligkeiten schlichtet. — Später gerathen sie in Streit mit dem Erzbischofe von Magdeburg und im Jahr 1381 verliert, wie der Pirnaische Mönch erzählt, ein Graf Conrad eine Feldschlacht gegen den Erzbischof, wobei er 71 Pferde einbüßt und mit 30 seiner Getreuen gefangen genommen wird. — Auf ähnliche Weise werden die alten Herren von Wernigerode noch mehrere Male erwähnt, was wir aber, um nicht langweilig zu werden, unerwähnt lassen müssen.

Unter der Regierung Kaiser Wenzels, der sich wenig um das, was in seinem Reiche vorging, bekümmerte, und nur seinen Vergnügungen lebte, wurde der Adel übermüthig und jeder Ritter waltete auf seiner festen Burg wie ein König. Kein Wanderer ging ungefährdet seinen Weg, kein Bürger wagte sich ungeneckt aus den sichern Mauern der Stadt, kein Kaufherr zog unberaubt seine Straße, und um die bereits herrschende Verwirrung noch zu vergrößern, lag der Adel unter sich selbst in beständiger Fehde, und ein jeder, der sich beleidigt und gekränkt glaubte, schaffte sich mit eiserner Faust selbst ein Recht. — Um dem beständigen Rauben, Morden und Brennen

ein Ende zu machen, schlossen Adolf, Erzbischof von Mainz, Albert, Bischof von Halberstadt, die Herzöge Otto, Friedrich und Albert von Braunschweig und Lüneburg, Busso, Graf von Reinstein, Günther, Graf von Stolberg, die Grafen von Mannsfeld, Dietrich von Wernigerode und viele andere Ritter und Herren einen Bund und setzten unter einander fest, daß derjenige, welcher sich von ihnen in Zukunft des Raubens schuldig machen würde, ohne Ansehen der Person, die schimpfliche Strafe des Stranges erleiden sollte. Obgleich alle Versammelten diesen allgemeinen Landfrieden beschworen hatten, ritten doch viele mit dem festen Vorsatze heim, das Versprechen nicht zu halten. Besonders hatte Dietrich von Wernigerode wenig Neigung, auf seiner Burg wie ein Einsiedler zu leben und zuzuschauen, wie Andere auf der Landstraße Geld und Gut erwarben und sich wohl dabei befanden. Er hatte immer den Lieblingsspruch damaliger Stegreifritter im Munde geführt:

Ist auch mein Schloß nicht groß und schön
Und leer Gewölb' und Speicher,
Brauch ich vom Thurm nur umzusehn,
Und wer ist dann noch reicher?
Ich denke über Feld und Hain
Der einz'ge Herr und Fürst zu sein,
Und daß die Unterthanen mir es glauben,
Will ich sie, eh' ein Andrer kommt, berauben.

Und nun sollte er sich ruhig halten? Sollte nicht mehr seine Kurzweil treiben mit Bürgern und Bauern? Das wäre ein Leben gewesen, ärger als der Tod. — Es wurde ihm bald zu eng im Schloß und er versammelte seine Lehensleute und den lärmenden Haufen der wilden Knappen um sich her und überfiel, ohne Absagebrief, Blankenburg, stürmte das dortige Schloß, beraubte es, trieb allen Muthwillen in der Stadt und kehrte, mit reicher Beute beladen und froh des gelungenen Wagstückes, auf seine Burg zu Wernigerode zurück.

Der Bruch des beschwornen Landfriedens brachte aber die übrigen Bundesgenossen in die größte Bewegung; sie kamen erzürnt zusammen, übertrugen dem Erzbischof Albert von Magdeburg, dem Herzoge Otto von Braunschweig und einem Grafen von Hohenstein die Untersuchung der Sache und luden den Grafen Dietrich von Wernigerode vor ein freies Feldgericht, unweit des Schlosses Heimburg. Keck trat Dietrich, am Tage Mariä Magdalenä des Jahres 1390 vor die Richter und Beisitzer, welche alle seine Freunde und Bekannte waren, hörte die Anklage ruhig an und gestand ohne Weiteres, was er gethan. Doch kaum war das Geständniß über seine Lippen, so spaltete das Schwert des Ritter Hanns von Bleicherode, welcher einer der Beisitzer war, das Haupt des Schuldigen, und die Uebrigen sprangen hinzu und hingen den Gerichteten mit dem Zaume seines eigenen Rosses an einen Baum. (cf. Abels Sammlung un-

gedruckter Chroniken p. 199.) — Eine Vertheidigung des Grafen Dietrich hat ein alter Historiker, Engelhusius übernommen. (S. Heineccii antiquit. Goslar. lib. IV. p. 361.)

Ihm sehr unähnlich war sein Nachkomme, vielleicht gar sein Sohn, Albert IV., ein überaus frommer, gottesfürchtiger und gelehrter Herr, der im nahegelegenen Kloster Himmelpforte von Jugend auf erzogen worden war und im Jahr 1411 zum Bischofe von Halberstadt erwählt wurde, aber schon 1418 daselbst starb, wo er auch hinter dem Chore begraben liegt.

Dieser Albert IV. war nach einigen Chronisten (s. Halberstädter Chronik von Winigstadius) der Letzte von den alten Grafen von Wernigerode aus der Reinstein'schen Linie. Es herrschen aber darüber sehr verschiedene Meinungen, da Einige sagen, daß der letzte Graf „Heinrich" geheißen habe, welcher erst im Jahr 1429 gestorben sei, während Andere behaupten, der Wernigeröder Stamm sei schon im zwölften Jahrhundert erloschen. Den Hauptanlaß zu dieser großen Meinungsverschiedenheit, gab ein Grabstein in der St. Sylvesterkirche, welcher folgende räthselhafte Inschrift enthielt:

Nabort M. Schreven ver C. Troe X. dabey negen
Starf Henrich Greve der van Stalberg leve neue
Van Warnirode starf Henrich leste Erve dode
Do was de Hire sunte Erasmi vire
Up Fridach wendę na Vesper was ydt sin Ende
Der Seelen sine si God gnedig ane Piene.

Die größte Wahrscheinlichkeit haben wohl diejenigen für sich, welche das Erlöschen des alten Stammes in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts setzen und zwar in das Jahr 1429. — Die Grafschaft kam nun auf folgende Weise an Stolberg. Graf Botho VI. von Stolberg, welcher zuerst eine Gräfin von Hohenstein, dann eine Gräfin von Wernigerode zur Gemahlin hatte, wurde von seinem Vetter, Heinrich von Wernigerode, dem Letzten seines Stammes, am Martinsabend des Jahres 1417, in Erbhuldigung genommen. Als Heinrich nun im Jahr 1429 starb, folgte ihm Botho oder Bodo VI. von Stolberg. Botho VIII. oder der Glückselige (geb. 1467, gest. 1538), hatte zur ersten Gemahlin die Elisabeth, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen, und nach ihrem Tode vermählte er sich mit Anna, der Tochter des Grafen Philipp von Königstein und Epstein im Nassauischen, welche ihm, da ihre drei Brüder starben, die große rheinländische Erbschaft zubrachte, nämlich die Schlösser und Herrschaften Königstein, Rochefort, Epstein, Münzenberg, Breuberg, und Aigmont. Der Sohn dieses Bodo, Heinrich der Aeltere, († 1572), wurde Stammvater der stolberg'schen Rheingrafen. Diese Linie theilte sich durch seine zwei Söhne Ludwig Georg und Christoph in zwei Aeste. Ludwig Georg starb aber 1618 und der Zweig hörte mit seinem Sohne Vollrath auf. Christoph starb 1638 und durch seine Söhne kam die Rheinlinie in die

Harzlinie. Von ihr blühen jetzt zwei Hauptlinien, die ältere und die jüngere. Die ältere Linie ist die zu Wernigerode, deren Stifter Heinrich Ernst ist, welcher 1672 stirbt. Seine Söhne, Ernst († 1710) und Ludwig Christian († in demselben Jahre), bildeten die Linien zu Stolberg-Wernigerode und Stolberg-Gedern, im Großherzogthum Hessen. Die letztere Linie, Stolberg-Gedern, wurde im Jahr 1742 gefürstet, erlosch aber im Jahr 1804 im Mannsstamme und von der ältern Hauptlinie besteht also die Wernigerödische allein. Mild herrscht dieses Geschlecht noch heute über das etwa 2 Q. M. lange und 2 Q. M. breite Land, in dem eine Stadt, ein Flecken, zehn Dörfer, fünf Rittergüter, elf herrschaftliche Vorwerke, fünf Forstreviere, über siebzig Mühlen, mehrere Eisenhütten, Kupferhämmer und Papiermühlen liegen, und welches ein Waldrevier von 55,000 und ein Feldrevier von 49,000 Morgen enthält. Außerdem gehören zur Grafschaft: der unter hannover'scher Hoheit stehende Hohensteiner Forst (südlich auf dem Harze, welcher ein Theil der alten Grafschaft Hohenstein ist, von welcher dem Grafen von Stolberg-Stolberg das platte Land oder das Amt Neustadt gehört), und verschiedene Herrschaften in Schlesien, im preußischen Sachsenlande und in der Wetterau. Dem jetzigen Grafen wird feiner Kunstsinn, besondere Liebe zur Musik und eine lobenswerthe Sorgfalt für Prediger und Schullehrer nachgerühmt.

Die Umgebungen von Wernigerode sind überaus schön und romantisch. — Gleich hinter dem Schlosse sind die Höhen mit ihren Waldungen zu einem Thiergarten eingerichtet, in welchem sich einige niedliche Lusthäuser befinden, die eines Besuches werth sind. — Der Denkstein, welchen man in diesem Garten sieht, ist auf folgende Veranlassung errichtet worden. Eine Gräfin von Stolberg-Wernigerode lustwandelte einst unter den schattigen Bäumen des Wildgartens, als ein wüthender Hirsch aus dem Gebüsche stürzte, und auf die nicht wenig erschrockene Dame eindrang. Nur mit Mühe erwehrte sie sich eine kurze Zeit des ungestümen Thieres und ihr Verderben schien unvermeidlich. Im entscheidenden Augenblicke schaute der Graf, der Gatte der bedrängten Frau, aus dem Fenster, sah die Gefahr, in welcher sein geliebtes Weib schwebte, griff nach der Wand, riß ein geladenes Gewehr herab und wagte, mit klopfendem Herzen, aber mit sicherer Hand, einen wahren Tellsschuß. Die Büchse knallte, der Hirsch brach zusammen und nach wenigen Augenblicken lag die Gräfin in den Armen des liebenden und geliebten Gatten. Zum Andenken an diesen Glücksschuß wurde jenes Denkmal gesetzt.

Die Grafen von Wernigerode werden auch anderweitig als wackere Waidmänner gerühmt und haben, wie die Helden des Alterthums, manches Ungethüm, welches die Gegend unsicher machte und Menschenleben gefährdete, mit eigner Hand erlegt. Die Umgegend von Wernigerode birgt nämlich nicht nur das scheue Reh, den flüchtigen Hirsch oder den borstigen Eber; — auch der Luchs und besonders der grimmige Wolf sind oft gesehene Gäste an den Höhen und in den Schluchten des Brockengebirgs. Erst im Jahr 1817 wurde

an den Sonnenklippen ein Luchs, den man schon mehrere Jahre gespürt hatte, erlegt. Er war männlichen Geschlechts, von der Spitze der Schnauze bis an den Schwanz, 3 Fuß 5 Zoll lang und wog 53 Pfund. — Wölfe haben sich sehr oft gezeigt und die glänzendste und feierlichste aller Wolfjagden neuerer Zeit, welche sich mit einem idyllischen Feste endigte und die sogar den Pegasus einiger namhafter Dichter in Bewegung setzte, fand vor 42 Jahren statt.

Die erste Vermuthung, daß ein Wolf am Harze sich wiederum aufhalte, sagt Benzler aus Wernigerode, (der diese Jagd in von Wildungens Jagdtaschenbuche beschreibt), entstand schon im Juli 1797, da nämlich eine Heerde Rindvieh, die in dem hohen Gebirge weidete, einmal Nachts um 12 Uhr in der größten Unruhe und am ganzen Leibe zitternd, nach dem Viehhofe, die Schluft, gerannt kam. Der dort wohnende Hirte fand am andern Morgen nicht weit von da, wo das Vieh gelegen hatte, ein Stück zerrissen und angefressen, und ein anderes halbtodt zwischen den Felsen. Sowohl der Förster des dortigen Reviers als auch der Hirte behaupteten, daß dies Wölfe gethan hätten, und berichteten es auch so an die gräfliche Kammer. Man stellte Jagden an, spürte aber gar nichts. Indessen war die lügenhafte Fama sehr geschäftig und machte aus dem Wolfe Bären und andere furchtbare Thiere. Der gräfliche Forstmeister widersprach aber dieser Behauptung in öffentlichen Blättern, um die Wälder nicht unsicher zu machen.

Schon waren alle Gerüchte wieder verschwunden, als ein Förster den Wolf wirklich am Brocken spürte. Der Forstmeister von Hagen sah selbst die Spur und da er sie gleich für die eines Wolfes erkannte, so setzte er die ganze Jägerei in der Nähe in Thätigkeit. Man spürte ihn hier und da, fand oft zerrissenes Wild, doch konnte ihn nie ein Jäger zu Gesicht bekommen, ob er sich gleich Weibern, Fuhrleuten und Holzhauern oft zeigte. Vom 22. März an wurde nun die Jagd mit allem Eifer betrieben und auch die beiden ältesten Herren Grafen von Wernigerode zeigten sich dabei sehr thätig. Der häufig gefallene frische Schnee gab fast jeden Morgen neue Hoffnung, den Räuber einkreisen zu können, aber diese Hoffnung erlosch nach dreitägiger fruchtloser Mühe fast ganz. Am 23. März endlich, da Nachts wieder ein schöner Spürschnee gefallen war und die ganze Jägerei aus Ilsenburg, Stapelnburg, Hasserode, Wernigerode und Schierke, nach Tags zuvor gemachtem Plane, das Gebirge durchstreifte, war ein Jägerbursche so glücklich, den Wolf am Pfortenberge, eine Stunde von dem gräflichen Jagdhause Plessenburg, einzukreisen. Der Ort, wo der Wolf, gesättigt von einem in der vorigen Nacht zerrissenen Spießer, steckte, ließ sich gut umlappen; deswegen wurden nun gleich alle Geräthschaften hierzu, auch noch mehrere Schützen und Bauern bestellt, während ein Förster noch einmal den Wolf umkreisete und bestätigte. Um zwölf Uhr waren schon einige Wagen und Schlitten voll Lappen und Netze von dem gräflichen Jagdzeughause dort. Der junge Graf sowohl, als die sämmtliche Jagdgesellschaft, welche sich schon sehr verstärkt hatte, nahmen voller

Eifer Lappen und Netze auf die Schultern und umstellten so mit der größten Geschwindigkeit und in tiefster Stille den ganzen Berg. Um zwei Uhr war dies geschehen und nun wurden 32 Schützen und eben so viel Jagdleute so um den Berg herumgestellt, daß in einer Entfernung von 80 Schritten jedesmal ein Schütze, und zwischen diesen immer ein Bauer zu stehen kam. Nun ging ein Förster und ein Jagdmann der in den Wald gehenden Spur nach, um den Wolf loszutreiben, traf ihn aber schon im Jagen herumtrabend an. Unter einem Felsen hatte er vom mächtigen Schmause unbehülflich und träge gerastet. Bald kam er einigen Schützen schußmäßig, wurde aber gefehlt und rannte nun im Jagen wie rasend hin und her. Wenn er vor die Lappen kam, stutzte er und kehrte schnell um. Nach anderthalb Stunden kam er endlich gerade auf den Grafen Ferdinand los. Dieser ließ ihn nah genug herankommen, legte kaltblütig an, schoß und — der Wolf stürzte, — raffte sich aber wieder auf und verschwand hinter den Felsen. — Beim Anschusse hatte er wie ein Fuchs genäßt. — Man ging der mit Schweiß bezeichneten Spur nach und fand den Räuber 100 Schritte davon todt in den Schnee hingestreckt. Das Abfeuern der Gewehre verkündigte dem Wild den Tod seines Feindes. Alle Schützen waren bald bei dem Zeugwagen versammelt, empfingen den glücklichen und frohen Jäger mit allgemeinem Halloh und einer dreimaligen Salve, wovon Berge und Felsen prächtig widerhallten, und führten ihn dann im Triumphe nach Ilsenburg, dem Wohnorte des Forstmeisters, wo er auf's Neue mit Freudenschüssen begrüßt wurde.

Der Wolf war von ausgezeichneter Größe und wohl genährt, fast 3 Fuß hoch und von der Spitze des Rachens bis an das Ende der Lunte 5 Fuß 6 Zoll lang. Er wog 79 Pfund und mußte schon sehr alt sein; denn von seinen 2 Zoll hoch hervorstehenden Fangzähnen, die ganz gelb und schwarz waren, fehlte ihm einer der untern. Er hatte sich wahrscheinlich aus den Ardennen hierher verlaufen.

Die Freude, daß der Wolf erlegt und noch dazu von dem geliebten Grafen Ferdinand erlegt worden, war so allgemein, daß sogleich von allen Orten Glückwünsche in Prosa und in Versen einliefen. Besonders zeichneten sich die Halberstädter Dichter Gleim, Fischer und Klamer Schmidt aus.

Um der Jägerei seine Freude und seinen Dank für die bei der Wolfsjagd gehabte viele Mühe und Arbeit zu bezeugen, veranstaltete der Graf Ferdinand am 29. März ein kleines Fest, wozu er die sämmtliche Jagdgesellschaft auf Mittag, Nachmittag und Abend einlud. Die Jäger begaben sich im Zuge nach dem Festhause; ihnen folgten die Schützen, welche bei der Wolfsjagd zugegen waren, und auf diese — sechzehn junge, als Schäferinnen überaus nett gekleidete Mädchen, die von jeder Schäferei dem Sieger ein Lamm zur Dankbarkeit darbrachten. — Ein Jäger überreichte dem Grafen den Wolfsbalg nebst folgenden Versen:

Hier ist der Balg vom Ungeheuer,
Das Ferdinand erlegt;
Der Jäger zollt ihm seinen Dank,
Der Hirsch beim sichern Weidegang,
Und friedlich bringt der Hirten Schaar
Zur Dankbarkeit ein Lämmchen dar.

An der Stelle, wo der Wolf fiel, wurde ein Denkmal gesetzt, und der bisher sogenannte Pfortenberg, erhielt den Namen Wolfsberg.

Besteigt der Wandrer den Pavillon, den Blockshornberg, ja, eine jede andere Höhe um Wernigerode, so sieht er die herrliche Landschaft in stets veränderter Schönheit. Besonders verdient eine südöstlich gelegene Bergkuppe, „die zwölf Morgen" genannt, einen Besuch, von der ein Adlerblick in die Gegend die gehabte Mühe schön belohnt. — Einen sehr angenehmen Spaziergang gewährt auch das Katharinenthal, so wie das Thal von Hasserode. Dieses Dorf, welches mit dem Dorfe Friedrichsthal zusammenhängt, enthält ungefähr 160 Häuser und 700 Einwohner und war um die Burg der alten Herren von Hasserode her gebaut. Diese Herren von Hasserode waren Erbmarschälle des Stiftes Halberstadt. Das Thal, in welchem das Dorf liegt, erfreut eben so sehr durch seine romantische Schönheit, als auch durch die Industrie der Thalbewohner, welche in den zahlreichen Mühlenanlagen an der Holzemme sichtbar ist. Hier liegt auch ein sehenswerthes Blaufarbenwerk, eine Privatbesitzung und in der Nähe sind auch noch Ueberbleibsel des Augustinernonnenklosters Himmelspforte, welches 1525 im Bauernkriege zerstört worden ist.

Für den Freund des Bergbaues sind die Eisengruben des Harten- und des Büchenbergs anziehende Punkte, denn der Eisenstein wird hier auf eine ganz eigenthümliche Weise gewonnen. Da das Gestein fast zu Tage steht, so hat man große und weite Gruben, welche vulkanischen Kratern gleichen, und von denen einige hundert Fuß tief und 600 Fuß breit sind, in den Berg hinein gearbeitet. Die Gruben sind übrigens so ergiebig, daß alle Schmelzöfen der Gegend reichlich versorgt werden können. Das ebenfalls am Büchenberge gewonnene Braunsteinerz wird weit, besonders nach Petersburg, versandt.

Der Freund stiller Waldeinsamkeit und ernster, schauerlicher Gegenden scheue nicht den Gang an der Holzemme hinauf, bis zu dem unheimlichen Orte hin, wo dieses Gewässer entspringt. Du wanderst lange fort und tief in den Wald hinein und kein menschliches Wesen kömmt Dir freundlich grüßend entgegen. Es ist, als ob das Treiben der Menschen hunderte von Meilen hinter Dir läge. Nur die Bewohner des Waldes hausen hier ungestört und zeigen sich, schnell wieder verschwindend, zuweilen Deinen Blicken.

Offen liegt vor Dir der stille
Haushalt da der wilden Thiere.

Welcher Friede, welche Fülle,
In dem schattigen Reviere.

Mit der Elster tauscht der bunte
Häher Neuigkeiten aus.
Reincke mit dichter Lunte
Liegt am Eingang seines Bau's.

Zierlich säubert mit den Pfoten
Lange sein Gesicht, der treue.
In den Gründen flieh'n des rothen
Wildes Rudel, schnelle, scheue.

Je weiter Du aber wanderst, desto wilder wird die Gegend; schwarzer Tannenwald umgibt Dich, zerrissene Klippen, die Teufelsburg genannt, starren empor, Du schaust nicht ohne Schauder hinab in „die steinerne Renne," in welcher die Holzemme schäumend dahintobt.

Von den Klippen wie verzweifelnd
Stürzt der Wildbach in die Tiefe,
Und er brauset in den Schluchten,
Ob er bang nach Hilfe riefe.

Da läßt es sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die himmelhohen Tannen flüstern wie mit tausend Zungen, seltsame Bergblumen schauen Dich mit brennenden Augen an, einzelne Sonnenstrahlen flimmern spielend hin und her und die Wellen rauschen dazu in sonderbaren Tönen. — Höher hinauf, an dem Verstecke, wo die Holzemme ihren Ursprung nimmt, wird es gar unheimlich. Die Gegend verwildert, ungeheure Felsblöcke liegen umhergestreut, feuchter Moosgrund hindert Dein weiteres Vordringen, die Gegend wird ungangbar und verdient den Namen der Hölle, den sie führt, mit vollem Recht. — Du trittst den Rückweg wieder an und wenn Du die wilde Waldgegend hinter Dir hast und die vom milden Abendsonnenschein bestrahlte Ebene vor Dir erblickst, ist Dir zu Muth, als wärest Du aus einer finstern Höhle wieder an das freundliche Tageslicht getreten, und Du blickst in die Gegend mit neuem Wohlgefallen hinaus.

An den schon erwähnten Bergrücken, „die zwölf Morgen", lehnt sich ein kegelförmiger Berg, auf welchem einst d i e H a a r b u r g stand. Zwei tiefe Graben allein sind es, welche das Vorhandensein einer Burg auf dieser Höhe bezeugen. Die Geschichte ihres Ursprungs und Untergangs liegt in nächtliches Dunkel begraben und nur eine wunderbare Sage klingt noch aus grauer Vorzeit in unsere Tage herüber, die uns Folgendes verkündet:

Der Berg, welcher die Haarburg genannt wird, und dessen Scheitel nur einen geringen Umfang darbietet, trug in längst verklungener Zeit eine Veste, die, nach Art der ältesten Burgen, nur in einem einzigen, mächtigen Thurme bestand. Auf ihr hausten die ältesten Herren von Wernigerode. Der Berg aber, auf welchem jetzt das Schloß Wernigerode liegt, war damals noch unbebaut.

Jahrhunderte lang hatten sich die Bewohner der Haarburg in den grauen, verwitterten Mauern des Thurmriesen glücklich gefühlt, als endlich ein Graf Bodo von Wernigerode in demselben hauste. Ihm wurde eine starke Nachkommenschaft zu Theil, der Thurm ward schier zu enge für all die Kinder und das Gesinde, und oft wurde der Wunsch in ihm rege, eine geräumigere Wohnung zu besitzen. An einen Anbau durfte er, bei dem kleinen Umfange des Bergscheitels, nicht denken, und als er eines Abends mit seiner Gattin vor dem Burgpförtchen saß und in die herrliche Gegend hinausschaute, sprach er zu seinem Weibe, indem er mit der Hand nach dem Berge zeigte, auf welchem jetzt das Schloß steht: „Was meinst Du, wenn wir da drüben wohnten? Der Berg ist geräumig und es wäre Platz auf ihm zu Thürmen und Thoren, zu geräumigen Sälen und Zimmern, ja selbst eine Capelle könnten wir bauen, und um das Alles auch noch einen Graben ziehen, daß wir sammt unsern Kindern Raum genug hätten und der Freunde beherbergen könnten, so viel ihrer ankämen. Was meinst Du? Ich muß ernstlich darauf sinnen, mich anderswo anzubauen, denn hier ist länger nicht mehr unseres Bleibens!"

Die Burgfrau gab ihrem Gatten vollkommen recht, beide sprachen noch mancherlei über diesen Gegenstand und trennten sich erst, als tiefes Dunkel in den Thälern ruhte und Luna leuchtend über die düstern Berge emporstieg.

Die Nacht war schön und die Gräfin mochte noch nicht ruhen. Sie öffnete ein Fenster und schaute hinauf nach der glänzenden Scheibe des Mondes, versank in Gedanken und merkte nicht, daß Minute auf Minute dahinschwand und Mitternacht mit ihren Eulenfittigen bereits über ihrem Haupte schwebte.

Da trat aus einem Winkel des Gemaches, mit leisen, unhörbaren Schritten, ein seltsames Wesen, ein kleines Männlein mit einem alten, faltigen Greisenantlitz, einem langen, grauen Barte, aber freundlichen nicht unangenehmen Zügen. Es war gekleidet in einen grauen Rock, hatte einen kleinen, spitzzulaufenden Hut auf dem Häuptlein und einen Stab in der Hand. Geräuschlos näherte sich die Gestalt der sinnenden Gräfin, blickte eine Zeit lang, wie still erfreut, in das vom sanften Mondlicht umspielte Antlitz der milden Frau und zupfte sie endlich mit den kleinen Händchen leise am Gewande. Erschrocken wandte sich die Gräfin, erblickte aber kaum die Gestalt des grauen Männleins, als sich ihre Bestürzung verlor. Sie erkannte nämlich den zwar selten erscheinenden, aber stets nur Gutes bringenden Burggeist und sprach daher mit sanfter Stimme zu ihm: „Was willst Du von mir, Du guter Geist?"

„Ich sahe Dich zu so später Stunde und so betrübt hier sitzen", entgegnete der Zwerg mit feiner, wohlklingender Stimme, „und kam herbei, nach Deinem Kummer zu fragen. Welch Leid liegt auf Deinem Herzen?"

„Mich quält kein Leid!" sprach die Gräfin lächelnd. „Nur ein Wunsch bewegte meine Seele!"

„Und der wäre?" frug der Zwerg gespannt.

„Mein Gatte", sprach die Gräfin, „wünschte diese Veste auf jenen geräumigen Berg da drüben; er behauptet, wir könnten hier nicht länger wohnen und ich muß ihm, nach reiflichem Ueberlegen, vollkommen recht geben!"

„Gefällt es Euch nicht mehr hier?" sprach der Zwerg mit schnell verdüsterten Mienen." Ihr Menschen seid doch recht ungenügsam! Jahrhunderte lang haben Eure Vorfahren hier froh und glücklich gelebt, nun wollt Ihr den alten Thurm verlassen, der Euch so lange geschützt und geschirmt. Ihr seid recht undankbar. Hätte ich gewußt, daß Euch weiter nichts bekümmert machte, ich wäre nicht aus meinem Verstecke herausgekommen! — Doch, es ist schon spät; sucht Euer Lager und gehabt Euch wohl!

Der Geist verschwand und die Gräfin folgte dem Rathe des Zwerges, aber unruhige Träume umgaukelten das Haupt der Schlummernden und phantastische Bilder zogen vor ihrem innern Gesicht vorüber. Es war ihr, als sehe sie, vom Fenster herab, den Zwerg aus der Pforte des Thurmes schreiten, zum gräulichen Riesen emporwachsen, mit den Händen allerlei seltsame Zeichen und Bewegungen in die Luft machen, und mit gewaltiger Stimme, welche das Rauschen des Waldes und das Brausen der Luft übertäubte, die Worte aussprechen: „Rutsche fort! — Rutsche fort!" — Und kaum waren diese Worte aus seinem Munde, so wurde die Haarburg von unsichtbaren Gewalten aus ihren Grundfesten gehoben und hoch hinein in die Luft geführt, so hoch, daß die Gräfin vom Schwindel ergriffen wurde und — vor Schreck erwachte. —

Als sie die Augen aufschlug, war es bereits hell, aber die Sonne erst kaum über die Berge emporgestiegen. Sie konnte also nur kurze Zeit geschlummert haben, fühlte sich aber überaus wohl und vollkommen gestärkt, verließ deshalb das Lager, kleidete sich an und trat an das Fenster, um die frische Morgenluft einzuathmen; aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie die Stadt Wernigerode dicht unter sich erblickte, und bei näherer Betrachtung fand, daß der alte Thurm der Haarburg in der verflossenen Nacht auf den Berg gezaubert worden sei, welchen ihr Gewahl zum künftigen Wohnsitze so feurig gewünscht hatte. — Sobald die erste Ueberraschung vorüber und die Burgfrau ruhiger geworden war, eilte sie zu ihrem noch schlummernden Gatten, führte denselben an das Fenster und weidete sich an seiner Bestürzung und grenzenlosen Freude.*) Voll dankbaren Herzens riefen

*) Diese Sage steht wahrscheinlich mit der schon erwähnten ehemaligen Besitzung des Stolberger Hauses, mit der Herrschaft Rutschefort oder Rochefort, wel-

sie nach dem wohlwollenden Geiste, aber er erschien nicht und hat sich nimmer auf dem neuen Schlosse zu Wernigerode sehen lassen. Wohin er sich gewendet, ist nicht bekannt geworden, doch wird in der Gegend viel erzählt von wohlthätigen Geistern, die schon oft den Unglücklichen trösteten, den redlichen Armen reichlich beschenkten und ihm vergrabene Schätze oder reiche Erzadern zeigten.

Nicht weit von der Stadt befindet sich in einem Thale eine Vertiefung in steinigem Erdboden. Dieselbe wird das Weinkellerloch genannt und es geht die Sage von großen Schätzen, welche darin vergraben liegen sollen.

An einem schönen Sommerabende saß ein junger Schäfer einsam im Walde und hütete seine Heerde. Der Jüngling war fromm und bescheiden und spielte auf seiner Schalmei eine schöne, fromme Weise und als er, da die Dämmerung einbrach, sich eben erheben und seine Schafe heimtreiben wollte, bemerkte er nicht ohne einiges Erschrecken, einen alten Mann mit grauem Barte, der in geringer Entfernung von ihm stand und genau zugehört zu haben schien. Eilig wollte der Schäfer davon; aber der Greis trat zu ihm, ergriff ihn bei der Hand und sprach: „Fürchte Dich nicht, sondern folge mir getrost. Du bist arm, ich weiß es wohl, und darum will ich Dir Schätze zeigen, von denen Du nehmen kannst, so viel Dir gefällt."

Der Alte wandte sich zum Fortgehen und der Schäfer ließ den Hund bei der Heerde und folgte ihm erwartungsvoll und zitternd nach. Sie waren nur eine kurze Strecke gegangen, als sich plötzlich vor ihnen der Boden aufthat, in den sie eintraten und in die Tiefe hinabstiegen, bis sie zu einem Gemache gelangten, in welchem die größten Schätze von Gold und Edelsteinen aufgehäuft lagen. Der Schäfer suchte sich unter den vorhandenen Kostbarkeiten einen Goldklumpen aus, so groß er glaubte ihn fortbringen zu können, und indem er ihn mit vieler Mühe emporhob, sprach eine Stimme aus der Tiefe: „Bringe das Gold dem Goldschmied in Wernigerode, der wird Dich reichlich belohnen!" — Der alte Mann aber, der ihn hereingeführt, ergriff ihn bei der Hand, führte ihn auf demselben Wege, den sie gekommen, wieder heraus und der Schäfer ging, tausendmal dankend, von dannen, brachte das Gold, wie ihm geheißen war, zu dem Goldschmied und erhielt eine starke Summe Geldes dafür. Erfreut trug er es zu seinem alten Vater, der sich über das unverhoffte Glück nicht wenig freute, zugleich aber seinen Sohn aufforderte, noch einmal in die Tiefe zu steigen. Der junge Schäfer antwortete: „Ja, das will ich wohl thun, ich habe so in der Eile meine Handschuhe darin liegen lassen, aber mir graut allein; wollt Ihr aber mitgehen, so will ich es nochmals wagen!"

---

che im Ardennerwalde liegt und bis zur französischen Revolution im Eigenthum der Grafen war, in irgend einer Beziehung.

Der Vater zeigte sich dazu bereitwillig und als die Nacht hereinbrach, machten sich beide auf, fanden die Stelle und den geöffneten Boden und gelangten zu den unterirdischen Schätzen. Alles lag noch wie das erstemal, auch die Handschuhe des Schäfers lagen da. Vater und Sohn luden nun so viel in ihre Taschen, als sie zu tragen vermochten und gingen dann wieder aus der Tiefe heraus. Der Eingang aber schloß sich hinter ihnen mit lautem Krachen zu.

Als sie daheim gesund angekommen und am andern Morgen erwacht waren, ließ der alte Schäfer nicht nach, bis sein Sohn einwilligte, ihn noch einmal an den schätzereichen Ort zu begleiten. Mit Einbruch der Nacht traten sie den Gang an, aber so sehr sie auch spähten, sie fanden keine Spur. Schon schickten sie sich an, den Wald zu verlassen, als ihnen der alte Mann entgegentrat, welcher den jungen Schäfer zum ersten Male geführt, der mit unwilliger Stimme also sprach: „Thor, hättest Du Deine Handschuhe nicht mitgenommen, sondern unten liegen lassen, so würdest Du auch zum dritten Male den Eingang gefunden haben, denn dreimal sollte er Dir zugänglich und geöffnet sein; nun aber ist er Dir auf immer verschlossen."

Er verschwand und der alte Schäfer ging mit seinem Sohne unverrichteter Sache heim. (cf. Grimm's deutsche Sagen Bd. I. p. 405 und 6.)

Einstmals lebte ein anderer Schäfer zu Wernigerode. Derselbe hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben und hoffte, damit seine alten Tage erheitern zu können. Nun wohnte aber in der Gegend, zwischen Halberstadt und Wernigerode, ein Graf, der war böse und raubgierig, und weil er wußte, daß der Schäfer Geld hatte, trat er unvermuthet in dessen Hütte und lieh es ihm unter Bitten, Versprechungen und Drohungen auf nur ganz kurze Zeit, wie er sagte, ab. Allein so oft der Schäfer nachmals auch zu ihm ging und ihn darum mahnte, erhielt er von dem Grafen jedesmal schnöde und abweisende Antworten. — Auf einmal verschwand der Graf und es hieß, er wäre gestorben in fernen Landen. Der Schäfer schlich betrübt umher und klagte über seinen Verlust, denn die Erben und Hinterlassenen des Grafen wollten von seiner Forderung nichts wissen und jagten ihn, als er sich meldete, die Burg hinab. Da geschah es, daß, als er zu einer Zeit im Walde war, eine Gestalt zu ihm trat und sprach: „Willst Du Deinen alten Schuldner sehen, so folge mir nach!"

Der Schäfer folgte und ward durch den Wald geführt bis zu einem hohen, nackten Berge, der sich alsbald vor beiden mit Getöse öffnete, sie aufnahm und sich wieder schloß. Innen war Alles ein Feuer. Der zitternde Schäfer erblickte den Grafen, sitzend auf einem Stuhle, um welchen sich, wie auch an den glühenden Wänden und auf dem Boden, tausend Flammen wälzten. Der Sünder schrie: „Willst Du Dein Geld haben, Schäfer, so nimm dieses Tuch und bringe es den Meinigen; sage ihnen, wie Du mich im Höllenfeuer

sitzen gesehen, in dem ich bis in Ewigkeit leiden muß!" — Hierauf riß er ein Tuch von seinem Haupt und gab es dem Schäfer und aus seinen Augen und Händen sprühten Funken.

Der Schäfer eilte mit schwankenden Füßen, von seinem Führer geleitet, zurück, der Berg that sich wieder auf und verschloß sich hinter ihm. Mit dem Tuche ging er dann auf des Grafen Burg, zeigte es und erzählte, was er gesehen; worauf sie ihm, ohne weiteres Weigern, sein Geld gaben. (cf. Grimm l. c. p. 371 — 73.)

Der bekannte Dr. Bruckmann (in seiner Beschreibung der Bergwerke p. 479.) erzählt, daß man, wenn man sich nur Mühe geben wolle, in der Gegend um Wernigerode viel Silber und Gold einsammeln könne. Er sagt: „Wenn Du von Wernigerode gen Berenberg gehst und zwei Sägemühlen vorbeipassirt bist, so steht eine Buche, die ist abgestümmelt. Lehne Dich mit dem Rücken daran und siehe nach Abend, so wirst Du vier oder fünf Schritte von dem Baume ein Loch finden, darinnen schwarze Kohlenerze, welche Gold und Silber halten. Es ist auch ein gelber Lehm da, welcher Gold hält. — Gehst Du aber von Wernigerode nach dem Brocksberge, nach dem Klosterberge und nach Drübeck, so halt Dich rechts vom Brocken gegen das Thal zu und Du wirst an einem Baum diese Zeichen B. 7. angeschnitten finden. Drei Schritte davon liegt großes Gut, sieht aus wie Waizenkleie, ist aber Gold und Silber!"

C. Duval.

Schönburg

bei Naumburg an der Saale.

Mag der Zeiten Sturm die Pracht verweh'n,
Menschenfrevel, was da ist, verkümmern,
Eitler Glanz im eig'nen Nichts vergeh'n;
Wahre Schönheit ist noch schön in Trümmern.

Wenig Landstriche bieten dem naturbefreundeten Wanderer einen so mannichfachen Wechsel von Genüssen, als unser Thüringen; und wenn auch in dem Geschmack an den Naturschönheiten, wie bekannt, eine bedeutende Verschiedenheit statt findet, so ist beinahe nirgend in einer solchen Mannichfaltigkeit für dessen Befriedigung gesorgt, tritt beinahe nirgend die Schönheit so vielseitig hervor. — Jeder der zahlreichen Höhenzüge, jedes Thal, jede Aue, jedes Ufergebiet der Thüringen durchströmenden Gewässer zeigt sich in einem anderen Character; in einem Punkte nur ist sich die Natur überall gleich; — sie ist überall schön! — Aber nicht der schaffenden Kraft dieser unübertrefflichen Bildnerin allein verdankt das Thüringerland seine wechselnden Reize; auch der Mensch legte, bald unwillkührlich vom Bedürfniß, bald von sinnigem Verschönerungstriebe angeregt, Hand an dieses großartige Gemälde und wirkte mit seinen mannichfachen Lebenszwecken für dessen Vollendung; — er legte Burgen, Warten und Schlösser auf steilen Felsen, auf grünbelaubten Waldhöhen und Uferhügeln an, — gründete Klöster, Kapellen und Kirchen an den schönsten Punkten; erbauete auf den Ebenen, an den Abhängen und in den Thälern Städte, freundliche Dörfer und wirthbare Gehöfte; machte urbar, cultivirte und verschönerte, und trug so mit nimmer rastender Thätigkeit die jeder Anforderung entsprechenden Abwechselungen in das natürliche Leben. — Zur Würdigung aller dieser Bilder aber, zur sinnigen Beglaubigung der Be-



34. Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Schloss Schönburg an der Saale.

deutenheit alles Dessen, was der Blick erschaut, und zur Befriedigung des Forschertriebes, der mit seinem woher? und wie? — mit seinem wenn? und warum? vor allem Sichtbaren verweilt, schrieb die Geschichte den Text, den belehrenden, wie den unterhaltenden. — Mit ihm im Gedächtniß oder in der Hand, vervielfältiget sich uns der Genuß jener Schönheiten, indem sich ihnen das Merkwürdige beigesellt, Jahrhunderte mit ihren inhaltreichen Ereignissen an unserem Erinnerungsspiegel vorüberziehen und uns bei dem Beschauen der alterthümlichen Denkmale und bei Beachtung der wichtigen Veränderungen, wovon sie Zeugen waren, angenehm und nützlich beschäftigen. — Besonders anziehend sind diejenigen Ueberbleibsel aus der Vorzeit, an welche, während sie mit ihrem Anblick den Reiz der Natur erhöhen, sich heroische und romantische Beziehungen knüpfen; und vorzüglich reich an dergleichen theils noch erhaltenen und bewohnten, theils in Ruinen zerfallenen Erinnerungszeichen ist das herrliche Saalthal, namentlich von Jena herein bis jenseit Naumburg.

Mag Sicherheit, Nothwehr und Raubsucht die Veranlassung zu Erbauung der meisten Ritterburgen und Bergvesten gewesen sein; in genanntem Thale führt uns die Geschichte vor die Ruine einer Burg, welche ihre Entstehung einem Motiv ganz anderer Art verdankt, einem zwar verbotenen, aber um desto feurigeren und interessanteren Liebesverständniß. Es ist dieß die eine Stunde von Naumburg nach Weißenfels zu, dicht an der Saale auf einem Berge gelegene umfangreiche Ruine der Schönburg. —

In ihren Trümmern noch imponirend und majestätisch, ragt sie über das friedlich und malerisch um sie her gestreute Dörfchen gleiches Namens heraus; ihre weitläufigen Räume sind noch zu erkennen, aber jene Pracht und jener Glanz, mit welchen sie in das reizende Thal, in die Spiegelfläche der Saale hereinschauete, welchen sie ihren Namen: „Die schöne Burg" verdankte, sind längst Opfer der Vergänglichkeit geworden; und wäre nicht die Wohnung eines Försters an die verwitterten Ueberreste angebaut, so würden wenig menschliche Fußtritte darin widerhallen, denn der Wanderer weidet sich von fern an ihrem Anblick und läßt ihnen beim ersten Erschauen mit voller Ueberzeugung ihr altes Recht widerfahren, indem er sie eine schöne Ruine nennt. — Wir aber wollen, ehe wir der Schönburg Vergangenheit in's Auge fassen, bei dem dort wohnenden Förster einsprechen, sie in ihrem gegenwärtigen Zustand betrachten, und uns über das, worüber uns der Augenschein in Zweifel läßt, seiner Erläuterung bedienen:

Ein noch ziemlich erhaltenes Thor führt in den ersten Burghof, in welchem an der Stelle der jetzigen Försterwohnung sonst Ställe und Wirthschaftsgebäude standen, und wo sich noch der unabsehbar tiefe Brunnen befindet, aus welchem das Wasser mittelst eines Tretrades heraufgebracht wird. — Von hier aus tritt man durch das früher mit einer Zugbrücke versehen gewesene Thor in den zweiten Burghof, in dessen linker Ecke sich der hohe, noch ziemlich erhaltene

Thurm erhebt. — Beide Burghöfe sind mit herrlichen fruchttragenden Obstbäumen bepflanzt, von deren Segen sich jedoch die in dem alten Gemäuer nistenden Raubvögel einen großen Theil zueignen. — Die noch immer haltbare Ringmauer der Burg ist mit wohlgedeihenden Weinstöcken bezogen.

Von einem in der Wand angebrachten steinernen Altan genießt man schon die freundlichste Aussicht. Doch, das Ziel der höchsten Schönheit will erstrebt sein; deshalb lasse man sich von der Riesenhöhe des截Wartthurmes nicht abschrecken; man ersteige ihn, und reich belohnt wird man sich beim ersten Blick auf das ringsum ausgebreitete reizende Naturbild sehen. Am Fuße der Höhe, auf welcher man sich befindet, treiben die plätschernden Saalwellen ihr Spiel; — auf der einen Seite das thurmreiche Naumburg, buschbewachsene Felsen, üppig grünende Wiesen, mit kleinen freundlichen Landhäusern besäete Weinberge und Gärten; — zunächst gegenüber die Burg Goseck und nach Weißenfels hin aus laubgrüner Hülle zahlreich hervorschimmernde Dörfer und Mühlen, — bilden ein Rundgemälde, wie man es wohl anderwärts großartiger und ausgebreiteter, aber nirgends freundlicher und reizender sehen kann.

Graf Ludwig von Thüringen, der Springer, dessen, so wie seines unerlaubten Verhältnisses zu Adelheid, der Ehefrau Pfalzgraf Friedrichs von Sachsen, in den Artikeln Giebichenstein, Reinhardtsbrunn und an anderen Orten mehrfach erwähnt ist, erbauete die Schönburg im Jahr 1062, — Pfalzgraf Friedrich residirte auf der Weißenburg (jetzt Zscheiplitz) oft aber hielt er sich auch in seiner nicht fern davon gelegenen Burg Goseck auf. — Um nun seiner geliebten Adelheid recht nahe zu sein, sich durch Zeichen mit ihr unterhalten, ja sie vielleicht auch im Geheim sprechen zu können, führte Ludwig Goseck gegenüber und nur eine halbe Stunde davon entfernt, seine Schönburg auf; wohl mag er auch die Absicht damit verbunden haben, der Geliebten, deren Besitz ja das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens war, einen schönen Aufenthaltsort zu begründen; außerdem mochte wohl auch seine Prachtliebe, welcher er bei seinem Reichthum nach Belieben huldigen konnte, einen Theil an diesem glänzenden Baue haben. Aus den Trümmern ergiebt es sich jedoch auch, daß die Schönburg zugleich nach damaliger Weise, wohl befestigt und geschirmt gegen feindliche Anfälle war, und ihre Geschichte beweist es, daß sie auch später bei manchen Anfällen tapferen Widerstand leistete. Daß sich indeß Ludwig und Adelheid, nachdem ihre verbrecherischen Wünsche mittelst eben solcher That in Erfüllung gegangen waren, auf der Schönburg ihres frevelhaft errungenen Glücks erfreuet hätten, davon schweigen unsere Nachrichten, und wir finden Adelheid als Ludwigs Gattin erst auf der Wartburg wieder. — Vielleicht waren es schon die Vorboten nachheriger Gewissensbisse, welche die Gefallenen abhielten, die Früchte einer bösen That so nahe von dem Orte zu genießen, an welchem sie verübt worden war. —

Ludwigs mit Adelheid erzeugter Sohn Otto, war nach seinem Tode Herr der Schönburg; er war aber auch zugleich Bischof in

Naumburg und hatte daselbst seine eigentliche Hofhaltung. Allein der Apfel Otto war nicht weit von dem Stamme gefallen, er war ein Weltkind, huldigte dem schönen Geschlecht noch auffallender als sein Vater; um nun dieser Neigung ganz ungestört nachhängen zu können, hielt er sich am liebsten auf der Schönburg auf und brachte so des Vaters schwärmerische Träume, die ihn bei der Erbauung der Burg erfüllten, in vollem Sinne zur Ausführung. — An der Spitze seines zweideutigen Hofstaates zu Schönburg stand Marie Kostebotha, (Kospoth) zwar nur eine Silberdienerin, die jedoch in dem Vertrauen des Erlauchten Herrn so hoch stand, daß er in ihrer Nähe seiner bischöflichen Gelübde gewiß zum öftern vergaß. — Marie, so gefällig sie sich dem Herrn Bischof wohl zeigen mochte, hatte aber einen Geliebten, einen armen aber wackern jungen Ritter, Namens Heinrich von Kroppen, welcher Otto's Gunst und Zutrauen besaß. — Beide Liebende faßten mit dem Versprechen sich zu ehelichen, den Vorsatz, gemeinschaftlich den Bischof für die Erreichung ihrer Zwecke in Anspruch zu nehmen, und Marie wußte mit besonderer Klugheit jede trauliche Stunde dazu zu benutzen, Heinrichs Verdienste ins beste Licht zu stellen. — Als ihr aber Otto entdeckte, daß er eine Reise nach dem gelobten Lande zu machen entschlossen sei, da spannte sie alle Segel der Ueberredungskunst und brachte es auch endlich dahin, daß Heinrich zu Belohnung seiner geleisteten Dienste im Jahr 1140 einen bedeutenden Theil der Schönburgischen Schloßgüter zu Lehen erhielt. — Im Jahr darauf erbauete er sich einen Edelhof, an welchem noch im Jahr 1632 die in Stein gehauene Jahrzahl der Erbauung zu lesen war, und verheirathete sich im Jahr 1145 mit Marie Kostebotha, wogegen Otto um so weniger etwas einzuwenden hatte, da er seine Reise in das gelobte Land im folgenden Jahre wirklich antrat, seine Geliebte aber zuvor gern versorgt wissen wollte. Der Bischof fand auf dieser Reise den Tod.

Am Schönburgischen Schloßberge wurden mehrere Jahre nachher von einem Hirten Silberminen entdeckt. Otto's Nachfolger, der Bischof Wichmann von Naumburg (ein Graf Meran) verschrieb Bergleute und der hier betriebene Bergbau lieferte ansehnliche Aus-eute; mehrere Bergleute fanden sich herzu, bekamen Arbeit und ünschten bei den guten Aussichten zur Fortdauer des Unterhalts, h am Burgberge von Schönburg anbauen zu dürfen. Aus unbe-nnten Gründen gab der Bischof dies jedoch nicht zu. Dagegen stattete Heinrich von Kroppen den Bergleuten, sich bei seinem Edel-e anzusiedeln, woraus ein Dorf mit Namen Ober-Kroppen ent-nd, welches erst im 30jährigen Kriege nebst einem andern eben so standenen, etwas tiefer an der Wethau gelegenen Dorfe Nieder-oppen seinen Untergang fand. Heinrich wurde durch eine Grube, er auf eigene Kosten betrieb, zum reichen Manne, und starb im ahre 1189, bald nach ihm auch seine Gattin; beide wurden in der chloßkapelle auf Schönburg begraben; ihre Nachkommenschaft aber lt sich bis 1584, in welchem Jahre die Familie ausstarb.

Der Bergbau kam unter der Regierung des Bischof Berthold II. von 1185 bis 1200, immer mehr in Flor. Er ließ auf Schönburg eine Münze anlegen, bei welcher neunzehn Arbeiter und Diener angestellt wurden; und von den daselbst ausgeprägten Solidis und Bracteaten trifft man noch hier und da in Münzkabinetten einzelne Exemplare an. Im Jahr 1727, bei Niederreißung der Kirche des Dorfes Schönburg wurden mehrere dergleichen Münzsorten im Grundsteine und Thurmknopfe gefunden, welche man sämmtlich wieder in den Thurmknopf der neuen Kirche legte. Der Aufwand des Bischof Berthold zeugt für die gute Ausbeute jenes Silberbergwerkes, denn im Jahr 1196 machte derselbe mit einem Gefolge von 44 Personen eine Reise auf eigene Kosten ins gelobte Land; später auch eine ähnliche Reise nach Rom, nach welcher er seine Würde niederlegte und in der Pfalz von seinem Vermögen lebte.

Der anderwärts mehr erwähnte unnatürliche und für Thüringen so höchst nachtheilige Krieg zwischen dem Landgrafen Albrecht dem Unartigen und seinen Söhnen, welcher Theuerung Hungersnoth und Pest in seinem Gefolge hatte, brachte auch der Schönburg Elend und Noth; die lange betriebenen Silberbergwerke erlagen, der Weinbau wurde gestört und die Zahl der Bewohner verringerte sich bedeutend. Auf der Burg selbst zwar schienen alle diese Uebel keinen Einfluß zu üben, denn der Bischof Johann I. aus der Familie von Miltitz, ein gar lebenslustiger Mann, der die bischöfliche Würde bisweilen gern an den Nagel hing, verweilte oft jubelnd und zechend mit seinen lustigen Kumpanen daselbst, und wie er gelebt, so starb er auch im Jahr 1352, denn bei einem Banquet, was er zur Feier seines Namenstages gab, traf ihn der Schlag, als er eben mit zwei Frauen zugleich tanzte. — Der Passau'sche Mönch Lange sagt in dieser Beziehung von ihm: „Mortuus est non in ecclesia sed in chorea." — Wir werden auf dieses geistliche Weltkind bei der Beschreibung von Saaleck wieder treffen.

Nach dieser Zeit war die Schönburg ein Eigenthum der Familie von Schenk zu Saaleck, Bädra und Tautenburg, welcher wir anderwärts begegnen werden. Auf welche Weise diese Familie zu dem Besitz gelangte, ist nicht zu ermitteln, daß sie sich aber in demselben befand, ist durch den Umstand bewiesen, daß Rudolph Schenk von Tautenburg, Dechant des Stifts Naumburg und Nachfolger des eben erwähnten lustigen Bischofs Johann im Jahr 1355, die Schönburg mit allem Zubehör dem Stifte Naumburg schenkte.

Wo das Unnatürliche und Gräßliche waltet und herrscht, da muß das Schöne vergehen; so erging es auch in dem mehrerwähnten Bruderkriege der Schönburg. Die böhmischen Söldner, welche Herzog Wilhelm durch den bekannten Apel von Vitzthum für schweres Handgeld hatte anwerben lassen, hatten sich diese reizende Gegend besonders zum Schauplatz ihrer schändlichen Grausamkeiten ausersehen. In Folge einer Erklärung des damaligen Bischofs Peter von Schweinitz gegen das Benehmen des Herzogs Wilhelm fielen die wüthenden Rotten feindlich in das friedliche Thal, brannten die

wehrlosen Dörfer nieder, plünderten und verjagten die unglücklichen Bewohner, verheerten und verwüsteten, was ihnen im Wege lag. Auch unsere Schönburg traf im Herbst 1446 dieses Schicksal. Die geringe Anzahl der Bewohner konnte den stürmenden Feinden keine andere Vertheidigung entgegen setzen, als die Thore zu verschließen; daher wurde die Burg bald auf Leitern erstiegen, kein Menschenleben blieb verschont, das Vieh wurde fortgetrieben, und als Alles rein ausgeplündert war, stieg die verheerende Flamme zum Himmel empor. Die ganze Burg brannte aus, und nur die Stärke der Mauern und die beiden hohen Wartthürme, deren einer bis jetzt noch stehen geblieben, widerstanden dem vernichtenden Elemente. Mit Entsetzen erfüllte der Anblick des gräßlich schönen Schauspiels die Bewohner des nahen Naumburgs, aber Schrecken und Furcht, daß der Stadt ein ähnliches Loos fallen möchte, verhinderte den Bischof etwas zur Rettung zu unternehmen; und so mußte denn jener stolze Bau, an dessen Begründung eine verbrecherische Absicht ohne Zweifel den größten Theil gehabt hatte, nach Jahrhunderten von Verbrecherhänden seine Zerstörnng finden, die Verhältnisse einer schreckenvollen Zeit der unversöhnlichen Nemesis ihr selten ausbleibendes Vergeltungsrecht ausüben helfen.

Zu groß war die Verwüstung der Schönburg, als daß an die Möglichkeit eines Wiederaufbaues zu denken gewesen wäre; sie mußte daher, nach fast vierhundertjährigem Bestehen in ihren Ruinen liegen gelassen werden. Es wurden nur einige Ställe und Gesindewohnungen auf der Brandstätte erbauet und einem Verwalter die Administration der Burggüter übergeben. — Das Domkapitel zu Naumburg fand es jedoch für vortheilhaft, die Schönburg mit allen dazu gehörigen Grundstücken an das Georgenkloster in Naumburg zu verkaufen. Von diesem wurde der Anbau mehrerer Häuser unter und an dem Burgberge begünstigt und den Anbauern viele zur Burg gehörende Grundstücke abgetreten, als wodurch das, ebenfalls durch den Krieg beinahe ganz zerstörte Dorf Schönburg sich wieder erholte. In der, wie schon erwähnt, an der Burg angebaueten Wohnung, fand ein Jäger seinen Aufenthalt, dem die Aufsicht über die Holzungen und die Jagd übertragen wurde, dessen Nachfolger im Dienste noch jetzt daselbst hausen.

Auf die bereits zerstörte Schönburg konnten die späteren Kriege keinen weiteren Einfluß haben. — Nur Zeuge mußte die alte hohe Warte sein, von den Gräueln, welche Tilly's Heere in ihrer Umgebung verübten; geschehen mußte sie, die ehemalige feste Schutzwehr der Umgegend es lassen, wie die wilden Horden im August 1632 alle Einwohner der beiden Dörfer Kroppen aus ihren friedlichen Wohnungen vertrieben, die Ställe und Scheuern mit Pulver füllten, brennende Pechkränze und Lunten in die Gehöfte warfen und so beide Oerter von Grund aus zerstörten. Nur die Stellen, wo sie gestanden, weiß man noch anzugeben. Und auch in neuerer Zeit mußte die verfallende Schönburg das tumultuarische Geschrei aufgeregter Kriegsvölker, die sich, singend und fliehend durch das Thal drängten,

in ihren öden Räumen verhallen, sich zu wiederholten malen von nahem Geschützesdonner erschüttern lassen.

Nicht günstig war die Geschichte der Schönburg den Freunden von Spuk- und Geistergeschichten, von Gnomen-, Zwerg-, und andern Wundermährchen, da sie nichts dieser Art berichtet, selbst Erlinde, die Nixe der Saale, hat sich von dem wilden und leichtsinnigen Treiben auf derselben fern gehalten. Aber ganz frei von wunderbarer und abenteuerlicher Beziehung konnte eine so alterthümliche Ruine nicht gelassen werden, und vermochten es romanhafte und abergläubige Schwärmer nicht einen für ihre Zwecke passenden Stoff ausfindig zu machen oder eine ansprechende Sage in die Geschichte zu verweben; so konnten es lustige Vögel nicht unterlassen, den Ort, wo früher nach sicheren Nachrichten so manche leichtfertige Kurzweil getrieben worden, in ihrer Weise zu benutzen. Es wurde nämlich erdichtet: Oben zwischen dem alten Gemäuer auf der Schönburg sitze Jonas an einem steinernen Tische, durch welchen ihm, wie dem Kaiser Friedrich Barbarossa auf dem Kyffhäuser, der Bart gewachsen sei; — dieses Mährchen trugen lose Vögel besonders gern mit großem Ernst zur Leipziger Messe vorüberziehenden jungen, unerfahrenen Handelsleuten vor und gaben sich alle Mühe, ihre Neugier rege zu machen; — die Leichtgläubigen, welche sich hierzu verleiten ließen, wurden nun von den Erzählern auf die Burg geleitet; so wie sie aber in deren Ringmauern eingetreten waren, schloß sich schnell hinter ihnen das Thor und sie wurden nicht allein von den Verführern verspottet, sondern mußten sich auch, ehe ihnen das Thor wieder geöffnet wurde, zur Entrichtung eines Lösegeldes verstehen, welches dann zu gemeinschaftlicher Zeche verwendet wurde. Doch dürfen wir diesen Schwank wohl unbedenklich um wenigstens hundert Jahre zurück datiren, denn unter den jetzt zur Leipziger Messe bei der Ruine von Schönburg vorbeiziehenden Kaufleuten und anderen Reisenden möchten wohl nur wenige in jene Falle gehen; also muß sich die Schönburg schon unter den vorzeitlichen Ueberresten zu seltenen sagenleeren Ausnahmen zählen lassen. Wir aber scheiden von ihr mit freundlich wehmüthigem Eindruck und mit dem Wunsche, daß sie der Zeit noch lange trotzen und selbst in ihrem die Vergänglichkeit laut verkündenden Zustande, dem lieblichen Saalthale zur Zierde dienen möge.

Friedrich von Sydow.



33. Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Stecklenburg und Lauenburg.

Die Burg Stecklenberg.

Wer von Suderode herauf die große Lauenburg am Unterharze besteigt, die wir schon kennen gelernt haben, kann nicht umhin, auch den Stecklenberg zu betreten und den Blick an die dasige Burg zu heften, denn wie ein riesiges greises Brüderpaar, das im wilden räuberischen Kampfe seine Jugendkraft verschwendet hat, nun, zwar im Gemüthe noch immer rauh, am Körper aber altersschwach in einem versteckten Erdenwinkel seinem ruhmlosen Ende entgegensieht, so liegen nahe beisammen einsam und verödet auch die morschen Ueberreste dieser beiden Burgen in einer waldigen Gebirgsschlucht und leicht erkennt man, welches Handwerk ihre Bewohner oft getrieben haben mögen. Waren sie einst aber ein Schrecken der Gegend, so sind sie jetzt ein Sammelplatz heiterer Gesellschaften, wie der Leichnam des erschlagenen Feindes auch nicht mehr gefürchtet sondern darnach oft lustig umtanzt wird. Die Stecklenburg liegt tiefer als die Lauenburg, und wenn die Aussicht daher fast dieselbe wie auf jener ist, so wird sie deshalb doch von den amphitheatralisch-umschließenden Bergzügen, als weniger frei, auf eine schmälere Durchsicht nur beschränkt. Der Reinstein, Halberstadts Domthürme und viele in Nebel verschwimmende Dörfer sind die letzten dem Auge erreichbaren Punkte. Davor erheben sich die Teufelsmauer mit einigen Häusern des freundlichen Dorfes Weddersleben, Quedlinburgs Münzenberg, sein Schloß, seine vielen Thürme und eine mit Gebüsch und Feldern anmuthig abwechselnde Landschaft. Dem Vordergrunde sich nähernd an der Mündung des Thales liegt aber das große von Pappeln und Weiden umgürtete Dorf Neinstedt, bis die frischen rothen Ziegeldächer des kleinen Dorfes Stecklenberg aus grünem Gebüsch im engen Thalkessel zu unsern Füßen so freundlich und gleichsam überraschend das Auge fesseln. Das etwa aus 50 Häusern nur bestehende Dorf schmiegt sich so eng an den steilen buschigten Burgberg, daß man aus seinen Gärten schon die Trümmer bald ersteigen kann, und leicht zu erkennen ist es hier, wie die ältere Burg dem

jüngeren Dorfe in den sich unter seinem Schutze ansiedelnden Dienstmannen seine ersten Bewohner gab.

Der Berg, auf welchem die Stecklenburg sich erhebt, gleicht wie alle solche Berge einem Kegel, der nur auf der südwestlichen Seite durch einen schmalen Rücken mit dem dahinter liegenden höhern Berge der Lauenburg verbunden ist. Hier war auch der vermittelst einer Brücke über den Burggraben führende Eingang in das Innere der Veste. Außer dem tiefen und breiten Graben war die Burg noch durch eine hohe und starke Ringmauer befestigt, und den Eingang schützte besonders der nicht weit davon in östlicher Richtung stehende etwa 70 Fuß hohe viereckige Thurm. Uebrigens war sie von keinem großen Umfange und die an der Ringmauer entlang aufgeführten Gebäude hatten nur einen geringen Raum für den Schloßhof übrig gelassen.

Wer zuerst auf diesem Berge eine Burg erbauet hat, ist eben so in Dunkel gehüllt als das Jahr, wann dies geschah, doch aus aufgefundenen Bracteaten eines geistlichen Herrn im Schutte läßt sich ein hohes Alter vermuthen. Wie sie in ihren Schicksalen und überhaupt in allen ihren Verhältnissen der Lauenburg wohl stets sehr verbunden gewesen sein mag, so wird wahrscheinlich auch zwischen ihrer und der Lauenburg ersten Erbauung wenig Zeit dazwischen liegen. Unter den Burgen, die sich dem Kaiser Friedrich I. unterwarfen, wird sie nicht genannt, obgleich der Lauenburg in alten Urkunden um jene Zeit gedacht wird. Doch kann sie damals entweder gerade in Trümmern gelegen oder einen Besitzer mit jener gehabt haben. In der Mitte des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gehörte sie bereits zu den Besitzungen des Stifts Quedlinburg, die sich ununterbrochen bis über den Ramberg ausdehnten, und ihre Bewohner waren dem Stifte deshalb zinsbar. Einer derselben — er soll ums Jahr 1211 gelebt haben — weigerte sich einst hartnäckig, diesen Zins zu zahlen nnd wollte der Herrschaft des Stiftes sich somit entziehen. Da rief das Stift den Bischof von Halberstadt um Hülfe an, und dieser sprach über den Ungehorsamen den Kirchenbann aus. Aber der trotzige Burgherr achtete wenig auf diesen Fluch, sondern sagte oft spottend bei jeder Gelegenheit: „Ihr mögt lange bannen, ehe ihr mir eine Rippe im Leibe entzwei bannt." Die fromme Burgfrau war aber aus Gottesfurcht und Furcht vor den Dienern der Kirche andern Sinnes, und da es ihr durch Bitten nicht gelingen wollte, bei ihrem rauhen Gemahl einen friedlichern Entschluß hervorzurufen, so mußte es auf ihr Geheiß der Burgkaplan versuchen, den Starrsinn des der Hölle Zueilenden zu brechen. Dieser nahm die günstige Gelegenheit wahr, je nachdem er seinen Herrn kannte, ihm die schwache Seite abzugewinnen. Bei einem heitern Mahle, als die Becher lustig klangen, hielt er ihm seine große Schuld vor. Der Ritter ließ sich aber das nichts kümmern, sondern lästerte desto frecher, die Kirche und ihre Diener verhöhnend, und leerte im kecken Uebermuthe seinen Humpen auf des Bischofs Gesundheit. Da strafte der Himmel selbst, denn

kaum, daß er getrunken, so sank er todt zu Boden. Ein Schlagfluß mußte den doppelt Erhitzten gerührt haben. Welchem Geschlechte er angehörte, ist nicht erwähnt, doch werden in diesem dreizehnten Jahrhundert gegen das Ende die reichen und mächtigen Ritter von Hoym als Inhaber von Stecklenberg schon genannt. So schenkten die Brüder Bertram und Siegfried von Hoym nach damaliger Sitte Viel an Stifter und Klöster und gaben 1287 auch dem Marienkloster auf dem Münzenberge bei Quedlinburg 2 Höfe in dem jetzt nicht mehr stehenden Dorfe Biklingen, wofür in der Klosterkirche an ihrem Sterbetage zu ewigen Zeiten Seelenmesse gelesen werden sollte.*) Noch 1306 waren diese Besitzer. Späterhin gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts war sie in den Händen der Fürsten Bernhard V. und Otto III. von Anhalt,**) welche die Herren von Hadmarsleben wahrscheinlich damit beliehen hatten, wenigstens werden diese 1364 als Inhaber der Burg genannt. Die Fürsten von Anhalt, und besonders Fürst Bernhard, waren aber sehr kriegslustig und hatten vorzüglich viel Streit mit den Grafen von Schwarzburg. Es fanden auch viele Räubereien im Harze statt, wobei sie nicht ganz schuldlos gewesen sein mögen. So war auch Stecklenberg zu einer Raubburg herabgesunken, denn die Hadmarsleben befehdeten von hier aus unaufhörlich die Gegend und vor Allem die Bürger von Quedlinburg. Da griff sie der Erzbischof Dietrich von Magdeburg in Verbindung mit den Quedlinburgern und Halberstädtern an, erstürmte die Burg und brach sie ab. Auch Graf Günther von Schwarzburg, Erzbischof von Magdeburg rächte sich an Bernhard und dessen Bruder, dem Bischof Rudolf von Halberstadt, für frühere Unbill, wozu besonders die Räubereien der Burg Stecklenberg die Veranlassung gegeben hatten. Bald darnach kamen die Schutthaufen wieder in die Hände derer von Hoym und diese ließen die Burg wieder aufbauen. So war sie 1608 noch Eigenthum dieser Familie.***) Einer daraus hatte es durch Bitten vom Magistrate in Quedlinburg erlangt, aus dessen Waldungen am Ramberge so viel Holz zu seinem Bedarfe zu holen, als ein Esel tragen konnte. Persönliche Verhältnisse hatten gewiß zu dieser seltenen Bevorrechtung Anlaß gegeben, und sie sollte ohne Vererbung an die Person bloß nur gebunden sein, so daß man spätern Mißbrauch nicht gefürchtet hatte. Allein wie das oft mit solchen unbestimmten Einräumungen geht, es wird ein Recht daraus gemacht. Der Esel ging täglich nach dem Ramberge und kehrte schwer beladen zurück, und um dem ein Ende zu machen, mußte sich der Magistrat

---

*) Die wüste Dorfmarke liegt im Amte Gernrode, und nur die Biklinger Warthe erinnert mit ihrem Namen jetzt noch an das ehemalige Dorf.

**) S. Spaziergänge durch Anhalt pag. 185.

***) S. das Harzgeröder geschriebene Saal- und Lagerbuch von 1608.

bequemen, das der Familie eingeräumte Recht solcher durch eine jährliche Zahlung von 240 Thlr. wieder abzukaufen. Rechnet man den Werth des Holzes und Geldes in jenen Zeiten, wie groß mag das Bedürfniß da gewesen sein? Da keiner spätern Zerstörung gedacht wird, so mögen die jetzigen Ueberreste der Burg wohl noch von jenem Wiederaufbau herrühren. 1677 wird ein Oberstlieutenant Wolldeck von Arneburg als Pfandinhaber von Stecklenberg erwähnt, der auch die Lehn beim Stifte Quedlinburg muthete. Da sie späterhin aber wieder als Hoymsches Eigenthum aufgeführt wird, so mag sie von der in dieser Gegend reich begüterten Familie bald wieder eingelöst sein, bis dieses Geschlecht ausstarb. Jetzt gehört sie wie das Dorf und die Königl. Domaine zum Preußischen Fürstenthume Halberstadt, und das Gut mag aus den letzten Besitzthümern der Burg zusammengesetzt sein. In Schriften wird sie bisweilen noch erwähnt, aber Wichtiges nicht weiter von ihr erzählt. Als Julius Bernhard von Rohr, der 1736 seine Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes schrieb, den Stecklenberg besuchte, stand die Burg schon leer und war ihrem Verfall nahe, doch gab es noch einige bewohnbare Zimmer. „Im Uebrigen, sagte er, ist es ein ganz wohl gebauetes „massiv und steinernes Gebäude und erkennt man wohl, daß ehedem „mehr Gebäude hier gestanden haben müssen, die aber endlich eingegangen und vermuthlich eine Hofhaltung hier müsse gewesen sein, „inmaaßen gleich hinter diesem Schlosse, wie man noch ziemlich eigentlich erkennen kann, ein Obstgarten angelegt gewesen, der aber „jetzt sehr wild aussiehet." Weil sie also damals schon unbewohnt war und man zur Führung der Landwirthschaft unten im Dorfe bequemere Gebäude aufgeführt haben mochte, geschah sicher nichts zu ihrer Erhaltung und sie zerfiel bloß vom Zahne der Zeit zernagt; denn sollte man zur Erhaltung weitläuftiger Gebäude, die ursprünglich zum Schutze bestimmt waren, in spätern friedlichern Zeiten aber als überflüssig und in Kriegsnoth nicht mehr als genügend erschienen; auch damals nicht weiter benutzt werden konnten, Ausgaben noch machen? So weit war der Sinn für romantische Schönheit damals noch nicht ausgebildet, daß man dafür keine Kosten gescheuet hätte. Das ist die schöne Frucht der höhern geistigen Ausbildung unserer Tage. Am längsten hat sich die Burgkapelle erhalten, weil in Ermangelung einer Kirche im Dorfe noch bis 1740 Gottesdienst darin gehalten wurde, also Manches zu ihrer Besserung auch wohl geschehen sein mochte. Auch von ihr macht uns von Rohr noch eine kleine Schilderung. „Auf diesem Schlosse, fährt er fort, sieht man „die Kirche, welche noch von den römisch-katholischen Zeiten her ist, „und wird in selbiger des Sonntags Nachmittags Gottesdienst gehalten, sie fängt aber auch allbereits an sich ihrem Untergange zu „nähern. In dieser Kirche habe ich von Antiquitäten nichts wahrnehmen können als ganz saubere Gemälde von allerhand biblischen „Geschichten, welche man hin und wieder antrifft. Weil ihr Raum „ziemlich enge, so scheint sie wohl in den alten Zeiten blos eine „Schloßkapelle gewesen zu sein, in welcher die auf diesem Schloß

„befindliche Gemeinde den Gottesdienst abgewartet.“ Alle diese Notizen von Rohrs werden auch durch die Aussagen alter Leute bestätigt, die dasselbe von ihren Eltern noch wollen gehört haben. 1750 ward die Kapelle aber abgebrochen und von den Steinen die Kirche unten im Dorfe erbauet, und da man einmal mit dem Niederreißen den Anfang gemacht und dieß wegen Kostenersparung sehr ersprießlich auch die Steine sehr gut befunden hatte, so riß man späterhin noch ein, was brauchbare Steine gab und benutzte sie nicht bloß zum Bau einiger Wirthschaftsgebäude des Gutes im Dorfe, sondern umfaßte selbst damit einen großen eine halbe Stunde davon entfernt liegenden Garten bei Neunstedt, dessen Mauer davon erbauet ward. Am längsten hat allen Angriffen der Thurm getrotzt. Schon seit 50 Jahren droheten viele Risse seinen Einsturz, aber dennoch stand er als Wohnsitz vieler Dohlen und Schwalben bis vor wenig Jahren mit seinem Schieferdache und seiner knarrenden Wetterfahne vollständig da. Da entriß ihm etwa ums Jahr 1834 ein heftiger Sturmwind sein schirmendes Dach, und mit Donnergepolter stürzte zugleich die obere Hälfte der westlichen Mauer ein, so daß nun durch die ungehindert einwirkenden Elemente sein gänzlicher Einsturz um so schneller zu befürchten steht. Aber auch diese über die grünen Baumwipfel herüberragenden Thurmtrümmer geben der Landschaft von fern noch einen reizend schönen romantischen Charakter. Will man die übrigen Bruchstücke der Burg einzeln noch betrachten, so bemerkt man östlich vom Thurme ein an ihn sich anschließendes hohes und langes Stück Mauer mit vielen gewölbten Fensteröffnungen. Dieß ist der letzte Rest der Schloßkirche, an welche sich auch die andern Gebäude noch anreihten; wenigstens läßt ein am Ende hoch hinauf ragender Schornstein dieß vermuthen. Dann sieht man noch eine hohe Giebelwand im Norden, zwei Grundmauern, die parallel nordöstlich laufen und ein fast gänzlich nach Norden sich ziehendes Trümmerstück. Dieß sind die letzten Reste aller frühern Schloßgebäude. Nach Süden und Westen hin sind bis auf ein geringes Mauerstück am Eingange alle genauen Spuren von Gebäuden verwischt und wenige Schutthaufen nur übrig geblieben. Einen lieblichen Contrast von Zerstörung und Leben, von Vergangenheit und Gegenwart bietet vor dem Haupteingange ein kleiner Garten dar, den ein Schullehrer im Dorfe ehedem sich hier anlegte, und den nun alle seine Nachfolger im Dienste stets wiederbekommen haben. Der wirkliche Burggarten scheint jenseits des Wallgrabens südlich gelegen zu haben. Der tiefe Graben ist jetzt großentheils verschüttet, wozu in südlicher Richtung vorzüglich der eingestürzte Thurm noch viel mitgewirkt hat. Von der Ringmauer stehen aber gerade auf dieser Seite noch die dauerhaftesten und festesten Theile. — Wie schon erwähnt, so war noch vor wenig Jahren diese Burgruine im Sommer häufig der Zielpunkt heiterer Geselligkeit, während die in ein undurchdringliches Dornengestrippe wie gebannte höhere Lauenburg wie ein böser Dämon neidisch aus ihrer Einsamkeit von oben darein sah. Da fiel es einem alten aber noch rüstigen Invaliden Schmidt aus Thale in seiner na-

türlichen romantischen Gefühlsweise ein, da oben zwischen den Trümmern der Lauenburg mit seinem gleichgestimmten Weibe sich anzusiedeln, die letzten Tage ihres Lebens in ihrer kinderlosen Einsamkeit beschaulich zu beschließen, und jedem Gaste, der sie besuchen würde, mit freundlichem biedern Gruße und einfacher kräftiger Kost entgegen zu treten. Nach eingeholter Erlaubniß vom Quedlinburger Magistrat, dem die große Lauenburg jetzt gehört, wurden die Dornen schnell weggeräumt, ein bequemer Pfad gebahnt, und nicht gar lange dauerte es, so stand von wenigem ersparten Gelde ein aus den alten Schutthaufen der Burg erbauetes Haus da, das dem alten Invaliden ein glückliches Obdach und genügsamen heitern Gästen einen herrlichen Aufenthalt darbot. Seit der Zeit wallt Alles hinauf nach jenem erhabenen Hochaltar der Natur, wo die an Gottes Segen und Wohnsitzen der Menschen reiche und kostbare Landschaft wie eine große in Andacht versunkene Gemeinde in dem erhabenen frischen Tempel der Natur vor uns liegt, und kaum, höchstens von oben herab, widmet der Wanderer dem zum zweiten Male nun verlassenen Stecklenberge noch einen betrachtenden Blick. — Doch es sind der Punkte noch mehrere, die, wenn man einmal hier weilt, man nicht unbeachtet und unbesucht lassen darf, und Vieles davon hat man dem nachdenklichen thätigen Schmidt zu verdanken, der mit größter Bereitwilligkeit Nachweisung und zu den entferntern Punkten selbst gern den Führer abgiebt. Vor allem muß ich hier das reizende Wurmthal anführen, das in südwestlicher Richtung von der Lauenburg eine Stunde entlang gegen den Harz sich hinaufzieht, und in den malerischsten Felsengruppen ein würdiges Seitenstück zum Bodethal bei der Roßtrappe und zum Steinbache unfern derselben darbietet. Ersteigt man von dort aus die Lauenburg wieder, so gelangt man schon hoch am Berge in einer Schlucht zu dem reinsten silberklarsten Quell, der auch ehedem den Bewohnern der Lauenburg den kostbarsten Labetrunk wahrscheinlich gegeben hat. Nun kommt man zur Lauenburg selbst und zwar zu dem südwestlichen Theile, der die große Lauenburg genannt wird, und nach seinen riesigen Thurmtrümmern zu urtheilen, die eigentliche Festung gewesen sein muß. Der Thurm ist jetzt, so viel es nach seinen Ueberresten sich thun ließ, mit Balken und Gerüsten wieder ausgebauet, und bietet auf seiner Zinne die kostbarste Aussicht dar. An seinem Fuße aber sind Plätze geebnet, Treppen gebauet, Schutt hinweggeräumt, Lauben und Gartenanlagen gemacht, so daß, wer vorher das Dornendickicht je durchdrang, jetzt diese Räume nicht wieder erkennen würde. Nur zu deutlich hat es sich bei diesen Umschaffungen erwiesen, daß die Lauenburg im heißen wilden Kriegssturme ihren Untergang gefunden hat, denn überall, wo nur die Hacke und die Schaufel im Schutte gewühlt, ist man selbst in bedeutender Tiefe nicht bloß auf Menschen- und Thierknochen gestoßen, sondern hat des verrosteten Eisens und darunter Pfeile, Speere und andere Waffen besonders im Thurme gar viel gefunden. Auch einige seltsame Geldstücke und Zierrathen sollen darunter gewesen sein. Wendet man sich östlich und durch-

schreitet hier den tiefen Burggraben, der den Bergrücken durchschneidet, so gelangt man zur östlichen Kuppe dieses Rückens, auf welcher die kleine Lauenburg gestanden hat. Auch hier sieht man unter hohen Buchen versteckt noch Reste von einem Thurme und Gebäuden. Vielleicht war sie eine minder feste Vorburg und Wohnung der Lauenburger, weil ein Graben sie von dem größern und festern Theile absondert. Obwohl diese königliches Eigenthum ist, so hat man dem unermüdlichen Schmidt doch auch hier aufzuräumen Erlaubniß ertheilt, und sein Werk ist es, daß man ein gut erhaltenes Gewölbe jetzt wieder betreten kann. Wendet man auf dem bequem geebneten Pfade sich dann wieder zum Stecklenberge zurück, so schreitet man an dem Berge unter der kleinen Lauenburg an einer in Felsen gehauenen verschütteten Wölbung vorüber. Allem Anscheine nach war dieß die Oeffnung eines unterirdischen Ganges, der entweder die beiden Lauenburgen oder diese selbst mit dem Stecklenberge verband, weil er dahin sich hinabzusenken scheint. Auch soll unter dem Berge sich irgendwo hier ein Soolquell befinden, ähnlich dem Behringer. Wo so wie hier die Natur selbst das Schöne mit dem Nützlichen verband, sollte da die Gegend nicht werth sein, ihr einige Stunden sinniger Betrachtung und des Nachdenkens zu widmen? — Doch wir scheiden für jetzt aus diesem reizenden Naturpark.

Nachträge,

entlehnt dem Harzgeröder Saal- und Lagerbuche vom Jahre 1608.

Schon vor dem Jahre 1047 besaßen die Hoyms Güter im Dorfe Polckendorff, welche die Grafen von Stolberg ihnen abkauften. Polckendorff jetzt eine in Acker verwandelte wüste Dorfstätte lag zwischen Harzgerode und Neudorf.

1507 belieh Friedrich von Hoym, eines ältern Friedrichs Sohn, den Rath zu Harzgerode mit dem Holz, der Rosenberg genannt, zu Mannlehn auf Valtin Zappraues Leben. Der Zins ist gewesen ein Fuder Kohlen nach Stecklenberg oder Ermsleben zu liefern. (Beide Orte müssen daher sich in ihren Händen befunden haben und von ihnen bewohnt gewesen sein.)

1518 wird ein anderer Friedrich von Hoym als minorenner Sohn eines bereits verstorbenen Magnus von Hoym genannt. Von Magnus wird gesagt, daß ihm die Hälfte des großen Steinberges im Harzgeröder Amte gehört habe. Auch war er mit Gütern der Herzöge von Braunschweig beim Dorfe Allrode beliehen, die später nach seinem Tode an Anhalt abgetreten wurden. Friedrichs Vor=

mund Heinrich von Stammer, Domprobst zu Tibus und Domherr zu Halberstadt, belieh aber 1518 den Rath und die Gemeinde zu Harzgerode mit dem Rösel- oder Rosselberge und mit der Obermühle auf einen Paurgroschen jährlichen Wasserzinses.

1585 tritt der Cämmerer Christoph von Hoym den Stolberg-Pfandschilling Bernrode mit allem Zubehör mit der Grafen Bewilligung an den Fürsten von Anhalt ab.

1608 besitzt Wilhelm von Hoym als Erbenzinsgut einen freien Hof zu Aberode mit 9 Hufen Landes und einer großen Wiese zu Tilckerode

Ferner ist er von den Herrn von Rödern beliehen mit der Wüstung Elbingen, bestehend in zwei Höfen mit zwei Hufen Landes, einem Berge, drei Wiesen, der halben Gemeinde, noch eine Hufe Landes, drei Holzflecken und zwei Grasetheilen. Die wüste Dorfstelle, die er zu Grase benutzt, will er wieder bebauen, doch trägt man wegen der Feuerung für die Leute und wegen der Waide Bedenken es zu gestatten. Er erbenzinst diese Güter den Rödern, die von Anhalt damit beliehen sind.

Außerdem werden 1608 als Hoymsche Güter genannt: „Das Hoymische Küchenholz im Harzgeröder Forst, der Hoymische Schönberg oder das Hoymische Hölzlein, vielleicht auch das Hoimersrad,

W. Schönichen.

Das ehemalige Cistercienserkloster Sittichenbach.

Die oft gemachte Bemerkung, daß die Mönche der alten Zeit, trotz ihres Gelübdes der Enthaltsamkeit und strengen Lebensweise, doch recht gut gewußt, sich für die sonstige Abgeschlossenheit von den Freuden der Welt dadurch zu entschädigen, daß sie ihre Wohnsitze, die Klöster, in meistens romantischen und fruchtbaren Gegenden anlegten, oder, wenn dies nicht der Fall war, doch durch die fromme Freigebigkeit ihrer weltlichen Nachbarn und Beichtkinder sich wenigstens von irdischen Nahrungssorgen frei zu erhalten verstanden, diese Bemerkung findet einen neuen Beleg auch in der Lage, dem Umfange und der reichen Dotation des frühern Klosters Sittichenbach vom Orden der grauen Cisterciensermönche. In der Mitte nämlich zwischen Eisleben und Allstedt und einige Stunden von Querfurt entfernt, liegt es am Fuße eines mit Eichen- und Buchenwald bedeckten Berges, jedoch immer noch höher als die umliegenden Oerter Groß- und Kleinosterhausen, Rothenschirmbach und Bornstedt, gleich einer reichen, freundlichen Villa, abseits von jeder frequenten Landstraße, ein Tusculum für den des Stadtgewühles Ueberdrüßigen, ein Paraclet für den die Einsamkeit Suchenden, den keine Sehnsucht oder Hoffnung an die Welt noch bindet, oder der mit der letztern grollend, sie zu vergessen strebt, für den thätigen, erwerbslustigen Landwirth aber eine ergiebige Kornkammer, die seine Mühe und seinen Fleiß schon bei leidlich günstiger Witterung wohl belohnet. Umgeben ist dieses ehemalige, jetzt eine der besten königl. preuß. Domainen bildende Kloster zunächst von Gärten und Obstanpflanzungen, welche unter andern recht gute Kirschen liefern. Sodann breiten sich unmittelbar anstoßend nach Osten, Süden und Westen die weitläufigen Ländereien der Domaine bis an die Feldmarken von Rothenschirmbach, Osterhausen und Bornstedt aus. Auf der Nordseite liegt jener Wald, von dem ein nicht unbeträchtlicher Theil zum Kloster

gehört und von dem auf der Höhe des Berges ein großes Stück zur Domaine gehöriges Feld eingeschlossen wird. Von dieser nördlichen und nordöstlichen Waldanhöhe aus hinter dem Kloster genießt man eine weite Aussicht nach Mittag hin bis zum Schlosse Allstedt und sieht dazwischen die Dörfer Groß- und Kleinosterhausen, Einsdorf, Mittelhausen, Wolferstedt und das Kloster Naundorf, die 5 Stunden südlich liegenden Berge der Finne begrenzen den äußersten Horizont. Mehr gegen Abend erblickt man die Ortschaften Holdenstedt, Klosterroda, den Thurm von Bornstedt und weit im Hintergrunde, an der Grenze der schönen „goldenen Aue" den alten, sagenreichen Kyffhäuserberg. Links im Osten liegen die Orte Rothenschirmbach und etwas südöstlich Winkel, und an dieser Grenze der Fernsicht ziehen sich nach Süden hinab die Waldhügel der sogenannten Querfurter Wüste. Im Norden ist natürlich die Aussicht verschlossen durch den mehrerwähnten Wald.

Das innere Gehöfte der Domaine nun wird durch Scheunen und Ställe, welche fast mitten hindurch gehen, in zwei große Theile geschieden. Hart an der Einfahrt von Osterhausen her findet man außerhalb zuerst das zu der Domaine gehörige kleine und in Verfall gerathene Gasthaus, dann innerhalb links das gut aufgeführte Wohngebäude mit einem alten Thürmchen am hintern Flügel, durch welches man auch in die obere Etage gelangen kann. In der Ecke links an der Einfahrt sieht man eine kleine Fichtenanpflanzung mit einem Pavillon, der eine Aussicht ins Feld nach Mittag und Abend zu bietet. Rechts sind Ställe und jene Scheunen; gerade aus stößt man auf ein kleines, isolirt neben einer malerischen Gruppe junger Birken stehendes Wirthschaftsgebäude und weiter im Hintergrunde auf das ehemalige Amthaus, nebst der Wohnung des jetzigen Frohndieners; ganz hinten aber steht noch eine Schmiede zwischen zwei diese ganze Seite einschließenden Gärten, wovon der eine ein Obstgarten mit einer Wasserkunst und der jetzt noch gangbaren Kapelle, der andre aber ein weitläufiger Gemüse- und Blumengarten ist, und welche beide durch die aus dem nördlichen Waldberge kommende Quelle bewässert werden. Diese Quelle, die bei ihrem Austritt aus dem Garten durch einen Teich geht, treibt sodann gleich eine Mühle, neben welcher außerdem noch eine Windmühle steht. Hinter dem Wohngebäude sind wiederum Ställe mit einem besondern Hofe und auf der Nordseite daselbst stehen Scheunen, vor ihnen aber liegt sehr angenehm ein mit Pappeln umpflanzter Teich, der in jener Quelle seinen Zu- und Abfluß hat. Durch eine Thorfahrt zwischen diesen Scheunen hindurch gelangt man zu dem am nördlichsten liegenden dritten Gehöfte der Schäferei mit einem Obstgarten und dem anstoßenden alten Brauhause. — Gegenwärtig gehören zu der Domaine Sittichenbach ungefähr 1500 Morgen Ackerland, mehre Wiesen und Teiche in der Nähe der Dörfer Groß- und Kleinosterhausen, dazu im Helmenriede hinter den Dörfern Nicolausrieth und Schaafsdorf über 3 Stunden entfernt, an 100 Morgen Wiesen, endlich noch die schon erwähnte Waldstrecke. Bedeutende Naturalzinsen, welche das

Kloster aus der Umgegend bezog, sind meist abgelöst worden, und nur Ackerfrohndienste der nächsten Ortschaften geblieben.

Antiquarisch-historische Bemerkungen.

Von dem ehemaligen berühmten Cistercienserkloster Sittichenbach, das anfänglich auf der Höhe des Berges am Walde lag, (siehe davon weiter unten), ist jetzt nichts Erhebliches mehr zu sehen, als die Kapelle im hintern Garten nach dem Walde zu, doch auch diese nur in größtentheils renovirter Gestalt. Abwechselnd einen Sonntag um den andern hält in derselben der Pfarrer von Großosterhausen Gottesdienst mit den dermaligen Bewohnern Sittichenbachs, die außerdem noch in erstern Ort eingepfarrt sind. Ferner finden sich noch in dem jetzigen Brauhause alte Kellergewölbe, deren äußere Mauern schon auf ihr hohes Alter schließen lassen, da man an ihnen noch Merkmale mittelalterlicher Bauweise sieht, unter andern z. B. große Mauersteine, in welche menschliche Gesichter oder sonstige Figuren eingehauen sind. Auch erinnern noch unterirdische Höhlungen oder Gänge von jenen Kellern aus an die alte Klosterzeit und Mönchssitte. Wie weit jedoch diese Gänge unter der Erde fortlaufen, hat man noch nicht untersucht. Nicht minder sind noch zu bemerken etliche Grabsteine mit den darauf eingehauenen Ritterbildnissen, wahrscheinlich ehemaliger Aebte aus fürstlichen Häusern, welche sich um die Kapelle herum vorfinden. Man nimmt übrigens an, daß außer dieser noch erhaltenen Kapelle noch etwa 3 andere in dem Umfange des Klosters sich befunden haben, wovon allerdings noch Spuren sichtbar sind, so z. B. an dem oben erwähnten Gasthause vor dem Eingange, an dem Thurme im jetzigen hintern Wohngebäude und an dem Frohndiener- und Amthause im Hintergrunde des ganzen Gehöftes.

Ueber den Namen des Ortes Sittichenbach bemerken wir vornehmlich Folgendes: Der Mönch von Pirna, ein alter Chronist, sagt: **Sittenbach ein Cistersiercloster bei osterhawsen 2 Meile von Querffort, aldo ins closter ist ein schöner bron, do sal wunderlich ein Sittich am refir gesessen, danne der tittel georsacht: Sittich in der bach.** *) Dieselbe Ableitung des Namens nimmt auch der Chronist Leuckfeld an, **) und sie gewinnt noch größere Wahrscheinlichkeit dadurch, daß sowohl im Wappen des Klosters, als auch auf einer nach Schamelius ***) ehedem

---

*) Siehe bei **Menk. T. II. fol. 1602.**

) Dessen **Antiqq. Walckenriedenses. p. 60.

***) Schamelius: Historische Beschreibung des ehemaligen Cistercienserklosters Sittichenbach.

aufgefundenen Münze ein Vogel eingeprägt gewesen ist. Und noch jetzt sind über der Hausthüre des Wohngebäudes zwei Vögel abgebildet, welche freilich neuerer Arbeit sind, aber doch auch für die gleiche Ansicht der spätern Erbauer und Besitzer dieses Hauses in Betreff des Namens von Sittichenbach sprechen. Was nun unter Sittich, Sittig oder Psittig eigentlich für ein Vogel zu verstehen sei, läßt sich bei der selbst in unsern Tagen so großen Verschiedenheit und leider sich so häufig nach persönlichen Ansichten und Gutdünken modificirenden zoologischen Nomenclatur schwerlich mit Sicherheit angeben. Denn Papageien, was doch psittacus zunächst bedeutet, können es füglich nicht gewesen sein, da sie ein ganz anderes Vaterland haben, obschon die Erbauer des jetzigen Wohnhauses nach dem erwähnten Bilde der Vögel über der Thüre, diese Ansicht gehabt zu haben scheinen. Jedenfalls wäre es eine Gattung Vögel gewesen, welche man entweder damals bei der mangelhaften Ausbildung der Naturgeschichte, vielleicht blos des Gefieders wegen zu den Papageien zählte und wir erlauben uns, dabei an den in dieser Gegend oft vorkommenden Pirol oder Pfingstvogel oder vielleicht auch an eine Specht- oder Heherart zu denken. Einige wollen indeß den Namen auch ableiten von der angeblichen Stifterin des Klosters, welche Psittige geheißen habe.*) Doch ists wohl wahrscheinlicher und zugleich auch historisch verbürgter, daß dies Mönchskloster auch von Mönchen erbaut worden ist. Sodann soll auch die bei dem Orte befindliche Quelle schon vor der Anlegung des Klosters Sittig geheißen und dem letztern den Namen gegeben haben. Am annehmlichsten bleibt uns daher wohl die angeführte Meinung des Mönchs von Pirna, wenn auch so manche Schreibart des Namens in den verschiedenen Urkunden dies nicht völlig zu bestätigen scheint; wissen wir doch, welche Veränderungen und Verunstaltungen der Name vieler andern Oerter im Laufe der Zeit erlitten hat. Die gangbarste Orthographie des Namens ist doch immer: „Sittichenbach und nächstdem Sichem oder Sychem. Außerdem lesen wir: Sedebecke, Sechtienbeche, Settichenbeche, Schezembecke, Sitringebach, Sedesebeck u. s. w."

Gegründet wurde Sittichenbach von dem schon im zwölften Jahrhundert berühmten und reichen Kloster Walkenried, zugehörig dem in Frankreich im Jahre 1098 vom heiligen Robert gestifteten Cistercienserorden, dessen Mönche graue Röcke trugen (weshalb sie auch öfter die „grauen Mönche, grauen Brüder", genannt wurden), über welche sie eine schwarze Kutte zogen. Ferner trugen sie auch eine Art rother Schuhe, und das Haupthaar war bei ihnen zu einem Kranze geschoren. Weil das Kloster Walkenried sehr weitläufige Besitzungen hatte, legten die Vorsteher desselben zur bequemern und genauern Verwaltung ihrer Güter hier und da Kolonieen, d. h.

*) Siehe Francke: Historie von Mannsfeld.

neue Klöster an, welche natürlich unter der Inspection und Abhängigkeit von Walkenried verblieben. So schickte denn im Jahre 1141 der Abt Heinrich von Walkenried den Prior seines Klosters mit einigen Mönchen hierher, um ein neues Kloster aufzuführen und selbiges mit den Mönchen als deren Abt zu beziehen.*) Die oberste geistliche Jurisdiction hatte über dieses neu gestiftete Kloster, so wie auch über Walkenried selbst, der Bischof von Halberstadt, in dessen Sprengel beide lagen. Dieser erste Abt von Sittichenbach, Volcuinus mit Namen, richtete das Kloster gut ein und unter seiner langjährigen Aufsicht (er starb 1172) erhielt dasselbe schnell einen bedeutenden Ruf, so daß ihm bald auch reiche Schenkungen gemacht wurden, wie z. B. vom Grafen Burchard von Querfurt, der ihm 1268 die „Pfarre zu Pfeffelda (später Mönchpfiffel genannt, siehe diesen Artikel) nebst manchen schön liegenden Gründen" vermachte. Viele vornehme Leute übergaben sehr bald den Mönchen von Sittichenbach ihre Kinder zur Erziehung, was bei dem damaligen Mangel an Schulen, und da die Mönche insgemein die ausschließlichen Inhaber und Pfleger der Wissenschaften waren, leicht begreiflich wird. So wurden z. B. die drei Söhne des Grafen von Querfurt, Gebhard VI. daselbst erzogen. Auch manche vornehme Leute traten nach damaliger Sitte als Mönche in dies Kloster ein, worunter namentlich zu erwähnen der Bischof Conrad von Halberstadt, Edler von Crossig, welcher 1209 nach Niederlegung seines Amtes im „Kloster Sittichenbach Profeß gethan, sich mit Gebet und Bücherschreiben beschäftigte, 1226 starb und daselbst auch begraben liegt."**)

Die unter dem ersten Abte Volcuinus herrschende gute Zucht und Sitte unter den Mönchen ging indeß nach seinem Tode bald verloren, weshalb der Abt Conrad III. von Walkenried im Jahre 1349 eine Reform des Klosters veranstaltete, in Folge deren dasselbe wiederum zu seinem frühern guten Rufe gelangte, wie dies unter andern daraus hervorgeht, daß kurz darauf ein sehr reicher Presbyter, Johann Witzhahn von Nordhausen, demselben „wegen der neuen guten Ordnung" mehre Güter vermachte.

Das weltliche jus advocatiae über das Kloster Sittichenbach stand von Anfang an den Grafen von Mannsfeld zu. Als aber der Graf Gebhard aus diesem Hause 1362 mit dem Bischof Ludwig von Halberstadt in Streit gerieth, und dieser in Verbindung mit seinem Bruder, dem Markgrafen Friedrich dem Strengen, die mannsfeldische Stadt Eisleben verheerte, und auch mit seinen Kriegsleuten nach Sittichenbach kam, zwangen diese beiden Brüder den Abt Hermann, sie als Schutzherrn seines Klosters anzuerkennen. Graf Gebhard aber zog ganz erzürnt auf Sittichenbach los, und noch

---

*) Siehe Schamelius am angeführten Orte und Leuckfeld: Antiqq. Walkenried.

**) Leuckfeld am andern Orte.

mehr gereizt durch den Widerstand der Klosterbewohner, eroberte, verbrannte und zerstörte er es von Grund aus, ließ den Abt Hermann erst durchprügeln, dann an einen Balken aufhängen, mit Feuer sengen, und jagte die Mönche sämmtlich fort.*) Dieses zerstörte Kloster war höchstwahrscheinlich dasselbe, von dem man auf der Höhe des Berges hinter dem jetzigen Sittichenbach noch sehr unscheinbare Mauerüberreste findet. Wegen dieser Frevelthat in den Bann gethan, fühlte sich Graf Gebhard bewogen, im darauffolgenden Jahre 1364 zur Wiederherstellung des Klosters „3000 Schock Groschen" zu geben, und erhielt auch dann das jus advocatiae wieder. Dies neu erbaute Kloster lag nun, wie ziemlich deutlich aus den Urkunden hervorgeht, an der bequemern und freundlichern Stelle am Fuße des Berges, wo jetzt die Domaine noch liegt. Die weltliche Gerichtsbarkeit blieb von da an bei den Grafen von Mannsfeld bis zur Zeit der Reformation in Sachsen. Als im Jahre 1525 nämlich der bekannte Bauerntumult ausgebrochen, und der berüchtigte Thomas Münzer auch die Bauern und Bergleute in der Gegend von Eisleben und Mannsfeld zum Aufstande verleitet und unter andern auch mehre Drohbriefe an die Grafen von Mannsfeld geschrieben hatte, sammelten sich die Aufrührer in hiesiger Gegend, plünderten das Kloster Sittichenbach, und verbrannten das in der Nähe liegende Holzzelle. Da umzingelte der Graf Albrecht II. von Mannsfeld diesen Bauernhaufen bei dem Dorfe Osterhausen mit 60 Reitern, und es wurden über 200 Bauern niedergehauen, die übrigen aber verjagt. Die Leichen der Erschlagenen begrub man an der sogenannten „großen Linde" bei dem nahen Dorfe Rothenschirmbach und bezeichnete dies große Grab mit rohen Steinen, worauf allerhand Ackerwerkzeuge abgebildet waren,**) und wo man in neuester Zeit mancherlei alte Geräthschaften, Waffen und viele Gebeine ausgegraben hat. — Obwohl die Grafen von Mannsfeld gleich anfangs für die sächsische Reformation durch Luther waren und die neue kirchliche Ordnung der Dinge gar bald öffentlich in ihrem Gebiete einführten, so blieben doch die Mönche von Sittichenbach bis zum Jahre 1539 ungestört bei der Ausübung ihres katholischen Gottesdienstes und ihrer Mönchsgebräuche, was seinen Grund darin hatte, daß der Cardinal, Erzbischof Albert von Magdeburg, der zugleich Bischof von Halberstadt und somit oberster geistlicher Vorgesetzter des Klosters war, sich gegen alle Reform in seinem Sprengel sträubte und hierin auch von dem weltlichen Lehnsherrn der Grafen von Mannsfeld, dem Herzoge Georg zu Sachsen eifrig unterstützt ward. Als aber der letztgenannte unversöhnliche Feind unsers Luthers im Jahre 1539 mit Tode abging, führte sein Nachfolger Herzog Heinrich zu Sachsen, in allen seinen Ländern, also auch

*) Leuckfeld a. a. Orte.

**) Leuckfeld a. a. Orte.

in Thüringen, das ihm gehörte, die Reformation ein, und so mußten jetzt auch die Mönche zu Sittichenbach ihr Kloster mit dem Rücken ansehen. In dem nun säcularisirten Kloster ward sogleich von Seiten dieses Herzogs eine Commission zur Visitation der Kirchen und Schulen im Kreise Thüringen eingesetzt, welche ihre Versammlungen hierselbst fast ein ganzes Jahr lang hielt, und von der die Oerter Osterhausen und Rothenschirmbach nebst andern der Superintendur Sangerhausen einverleibt wurden.

Nicht lange nach dieser Säcularisirung des Klosters erlitt dasselbe eine gänzliche Plünderung und Verheerung. Es lag nämlich ein gewisser Ernst von Hacke seit längerer Zeit schon mit dem Grafen Albrecht VII. von Mannsfeld in Streit, und als im Jahre 1547 nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg an der Elbe Kaiser Karl V. auch diesen eifrigen Anhänger der Reformation, Albrecht von Mannsfeld, in die Acht und seiner Güter und Besitzungen für verlustig erklärte, fiel jener Ernst von Hacke mit 200 Reisigen, 70 Hakenschützen und 500 Bauern in das mannsfeldische Gebiet ein, eroberte unter andern die Stadt Querfurt, welche Albrecht gehörte, bedrückte die Unterthanen des Grafen auf unmenschliche Weise und ruinirte auch Sittichenbach. Seit dieser Zeit wurden auf der Stelle des bisherigen Klosters nur Oeconomiegebäude aufgeführt, und nachdem es etwas später chursächsisches Besitzthum geworden, brachte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein gewisser Ludewig von Wurm auf Wolframshausen Sittichenbach käuflich und erblich an sich, gab es jedoch um eines ärgerlichen Prozesses willen, den er gegen den Pfarrer von Osterhausen verlor, bei seinem Tode wieder an Chursachsen zurück, bei dem es fernerhin verblieb. Vom chursächsischen Hofe ward daselbst eine Gerichtsbarkeit eingesetzt, und die nunmehrige Domaine oder das „Amt Sittichenbach" durch einen herrschaftlichen Amtmann verwaltet. *)

Die Reihenfolge der Aebte von Sittichenbach oder Sichem ist lückenhaft; diejenigen, von welchen uns Nachrichten zu Gebote stehen, sind aber folgende. Volcuinus, auch Volquinus oder Wilkinus war, wie schon gesagt, der erste Abt und zugleich der Gründer des Klosters im Jahre 1141. Nach ihm wird bis 1250 kein Abt mit Namen aufgeführt, obschon im Allgemeinen des „Abtes von Sichem" in etlichen Urkunden Erwähnung geschieht. So wird unter andern eines vom Jahre 1209 gedacht, der noch einmal 1238 als fungirender Abt des Klosters vorkommt. Er war im erstern Jahre auf einem Convente zu Walkenried mit zugegen, wo der Kaiser Otto IV. von Braunschweig dem Kloster Walkenried mancherlei Privilegien ertheilte. Nach diesem wird unter 1250 der Abt Hermann I. angeführt, der wegen seiner Gelehrsamkeit in großem Rufe stand, so daß unter andern der Graf von Querfurt seine Söhne zu

*) Leuckfeld a. a. Orte.

ihm in Erziehung gab. Ein anderer Abt war Friedrich, welcher 1323 lebte und in einer Urkunde von diesem Jahre „Dominus Friedericus de Stolberg, abbas in Sichem“ genannt wird, also wohl aus dem gräflich stolbergischen Hause abstammte. Nächst ihm kennen wir Hermann II., unter dem jene Verwüstung des Klosters durch Gebhard von Mannsfeld stattfand, wobei er umkam und deshalb von seinem Orden als heiliger Märtyrer verehrt wurde, dessen Tag der 25. October war. Noch heutigen Tages finden sich in Nischen neben dem Haupteingange des neuen Wohngebäudes zwei kleine steinerne Mönchsfiguren, von denen die eine, mit einer Art von Bischofsstabe, wahrscheinlich einen Abt vorstellt, die andre eine schmucklose Mönchstracht hat. Man hat diese beiden Bildnisse aus früherer Zeit aufbewahrt und zum Theil wieder davon abgebrochene Stücke ergänzt, und es wird noch jetzt erzählt, daß vorüberreisende Mönche dem erstern Bildnisse besondere andächtige Aufmerksamkeit ja sogar Verehrung widmeten, was die Annahme rechtfertigt, daß dies Bild den Abt Hermann II. den Heiligen vorstellen soll. Ferner lesen wir in den Chroniken noch von einem Abte Johannes I. im Jahre 1399; sodann von Sylvester I., dessen Name auf einer ehemals im Kloster aufgefundenen Münze vorkommt, jedoch ohne Jahreszahl. Man hat von dieser Münze auf das damalige Münzrecht der Aebte zu Sittichenbach geschlossen, welches Privilegium aber durch kein vorhandenes Diplom verbürgt wird. Außer den schon genannten war noch Georgius Abt zu Sittichenbach um 1480; er hatte unter andern einen Streit mit dem Grafen Bruno von Querfurt wegen einiger Güter, und eben so mit der Gemeinde Rothenschirmbach um einiger Morgen Wiesen willen, worüber die vollständige Vergleichsurkunde noch vorhanden ist.*) Endlich wird unter den Aebten von Sittichenbach und zwar als der letzte von allen Johannes II. erwähnt im Jahre 1515, der zweimal das Kloster Pforta visitirte und auch einen Abt daselbst erwählte und installirte, welches Recht den Aebten von Sittichenbach zustand. Wie das Kloster Sittichenbach eine Colonie von Walkenried, so war es selbst wieder die Mutter von drei namhaften Klöstern, nämlich von Lewin in der Mark Brandenburg, Pucha an der Mulde und von Grünhayn im Erzgebirge in Sachsen.**)

An sich zwar nicht von Bedeutung, doch als historische, an einen großen deutschen Namen erinnernde Notiz ist eine noch vorhandene Urkunde vom Kaiser Rudolph von Habsburg, ausgefertigt zu Erfurt im Jahre 1290, worin dieser wegen seiner vielen Kriege in Geldnoth sich befindende Fürst von den Klöstern zu Erfurt, Walkenried und nebst andern noch auch von Sittichenbach eine Beisteuer forderte oder eine Contribution erhob, wofür er mancherlei Privile-

*) Siehe bei Menk: Script. Tom. 1.

**) S. Schamelius a. a. Orte.

gien ertheilte. Sodann ist auch nicht zu übergehen, daß Sittichenbach durch den im Jahre 1364 zu Allstedt auf Veranstaltung des Churfürsten Rudolph II. von Sachsen unter freiem Himmel gehaltenen Gerichtstag als ein bis dahin, wie es scheint, streitiges Besitzthum wieder zur Pfalz Sachsen und in derselben zur Pflege des „Hauses Allstedt“ gehörig erkannt wurde, woran dem Churfürsten Rudolph viel gelegen zu haben scheint, da er alles aufbot, um die Rechtsansprüche der Pfalz Allstedt an dies reiche Kloster in bester Form zu begründen. Das hierüber ausgefertigte weitläufige Diplom auf Pergament geschrieben und mit 24 Siegeln beglaubigt soll sich, nach Leuckfeld in seinen Antiqq. Alstedensis noch im Original vorfinden.

Zu der, wir möchten sagen engern oder innern Chronik des Klosters Sittichenbach ist zu rechnen, daß die Mönche daselbst neben andern nützlichen Beschäftigungen auch die damals so beliebte aber sehr zwecklose angebliche Kunst der Alchymie trieben, wodurch sie dem Glauben des Volkes nach ihre Reichthümer sehr vermehrt, so daß sie einst, bei Gelegenheit eines feindlichen Angriffes auf das Kloster, einen großen Schatz an Golde zu vergraben genöthigt gewesen seien. Noch heutigen Tages geht die Sage davon um und bezeichnet namentlich eins jener erwähnten Kellergewölbe im Brauhause als den Ort, wo dieser Schatz verborgen liege, bedeckt mit einem Bilde von Stein, das einen Mönch mit einem Löwen vorstelle. Wer dieses Bild auffindet, soll auch so glücklich sein, den Schatz zu heben. Der Chronist Schamelius erwähnt des Berichtes eines Beamten von Sittichenbach aus dem siebzehnten Jahrhundert, worin dieser umständlich jenes steinerne Bild beschreibt, und welches er sowohl als auch ein in der Alchymie erfahrener Freund für eine solche geheimnißvolle „figura chymica“ erklärt. Auch wurde nach demselben Berichte diese Figur von einem damals als Alchymist besonders renommirten Erfurter Mönche für das symbolische Merkzeichen eines großen, im Kloster verborgenen Schatzes angesehen. Als Beleg von der sonderbaren Geheimnißkrämerei dieser Alchymisten erlauben wir uns, kürzlich die Beschreibung und Deutung dieses Bildes zu geben. Das Ganze ist ein Quadrat, in dessen Mitte ein gleichschenkeliger Triangel eingegraben ist, der sich oben in einen Scepter endigt. Unten auf der Basis dieses Triangels liegt ein Löwe ausgestreckt, hinter ihm knieet ein Mönch, mit der einen Hand ein Buch haltend, das zugleich mit auf dem Löwen ruht, drei Finger der rechten Hand aber emporhebend wie zum Schwure. Jener Mönch aus Erfurt deutete dies Bild also: „Der Scepter zeiget an, daß der Schatz so im Kloster versteckt liegt, eines Königreichs werth ist, der Löwe deutet an die Tinctur oder den Stein der Weisen, („lapidem philosophorum“), der Frater hinter dem Löwen ist die Person, welche diesen lapidem phil. verfertiget und dies zugleich durch einen Eid betheuert, der Triangel aber bedeutet, daß der Schatz fest verwahret und so leicht nicht zu heben sei.“

Von einem noch jetzt vorhandenen Erdloche an dem Berge nach Rothenschirmbach zu soll nach dem Berichte desselben Mannes noch zu seiner Zeit ein unterirdischer Gang weiter in den Berg hineingeführt und die Mönche von da die gelbe Erde bezogen haben, woraus sie ihr Gold bereiteten. — Schließlich sind auch noch die häufigen Gespenstererscheinungen zu erwähnen, welche im Kloster und seiner Umgebung sich gezeigt haben sollen. Bald waren es Processionen von Mönchen, die „am hellen Mittage" mit vorgetragenem Crucifix umgingen, aus einem alten Keller kamen und in demselben wiederum verschwanden, bald einzelne Mönche, die sich in den verschiedenen Gebäuden und im Hofraume sehen ließen, bald auch war es ein lautes Getümmel, wie von unsichtbarem Kriegsvolke und was dergleichen mehr ist.

Reinecke.

Der Klingbrunnen und die Wolfsgruben am Rande des Hainichs.

Eine der bemerkenswerthesten naturhistorischen Erscheinungen im herrlichen Hainichwalde ist der sogenannte Klingbrunnen. Er liegt unmittelbar neben dem Seebacher Forsthause, eine Viertelstunde über dem Dorfe Cammerforst, auf der Ostseite des Hainichs, nicht weit von der Straße, welche aus der kornreichen, ergiebigen Ebene von Langensalza und Mühlhausen über einen unbedeutenden Höhenzug in das eisenachische Bergland führt. Eine Nebenstraße geleitet den Wanderer ebenfalls durch die kühlen Buchenhallen des Hainichs in das liebliche, reizvolle Werrathal.

Der Klingbrunnen ist mit einer viereckigen Blochstürze von 40 Fuß im Umfange umgeben. Tausendjährige Eichen neigen ihre Laubkränze auf ihn herab, und wie graue Mährlein der Vorzeit flüsterts und webt es über geheimnißvollen, mystischen Tiefen. Der gewaltige Brunnen ist bis zu einer Tiefe von 24 Fuß gemauert, und die Basis dieser Mauer bildet harter Kalksteinfelsen, der sich nach der Tiefe zu immer mehr und mehr verengt, weiter unten sich aber wieder zu erweitern und einen ungeheuren Kessel zu bilden scheint. Dieses bemerkt der Beschauer, wenn er ein Bündel Stroh anzündet und in die schwarze Nacht des Brunnens hinabschleudert. Dieser Versuch gewährt ein über alle Erwartung furchtbar schönes Schauspiel. Wie ein vom Nachthimmel sich herabsenkendes feuriges Meteor fährt das brennende Stroh sausend und pfeifend hinab, und aus unergründlicher Tiefe blitzt dann das silberne Wasser herauf; zugleich schlägt ein dumpfes Murmeln und Grollen, wie fernes Gewitter, an das lauschende Ohr, oft von einem Schalle unterbrochen, der einem aus der Ferne zu uns herübertönenden Pelotonfeuer nicht unähnlich ist. Endlich schwimmt das Strohbund verglimmend auf dem Wasser, aber das seltsame Brausen und Knackern dauert wohl noch gegen fünf Minuten lang fort.

Ein hinabgeworfener Stein braucht über eine Minute Zeit, ehe er den Wasserspiegel erreicht; ehe dies geschieht, vernimmt man einen ungeheuren Knall, wie von einer abgeschossenen 24pfündigen Kanone; der Knall wiederholt sich, wenig schwächer, in Zeiträumen von 3 bis 4 Secunden, acht= bis zehnmal, worauf er immer dumpfer und dumpfer wird. Endlich scheint es ruhig in der Tiefe, da kehrt der Knall plötzlich noch einmal mit seiner frühern Stärke zurück und dann hört man ein Geräusch, das dem Rauschen eines fernen Waldbaches gleicht.

Sei es nun, daß die hinabgeworfenen Gegenstände vielleicht an hervorragende Felsenzacken, wovon freilich das Auge nichts wahrzunehmen vermag, anprallen und dadurch, indem sie wie von einer Stufe zur andern springen, diese seltsame Musik hervorgerufen wird; sei es, daß andre bisher unerforschte Ursachen dabei zu Grunde liegen: stets bringt das in so verschiedenen Variationen und Modulationen heraufquellende Geräusch ein sonderbares Gemisch von Grauen und Wohlgefallen in der Seele des Beobachters hervor, daß er sich, wenn die ersten donnernden Schläge erschallen, krampfhaft an dem sichernden Geländer festhält, und dann, wenn es wie ferne vom Winde verwehte Nachtmusik erklingt, ruhiger und lauschend sich in die bodenlose Tiefe hinabbeugt.

Sonderbar ist es, daß man die Tiefe des Brunnens zu verschiedenen Zeiten verschieden gemessen hat; denn bald gab das Senkblei 186, bald 156, bald 210 Fuß an.

Der zeitige Förster, dessen Vater vor ihm das Forsthaus schon dreißig Jahre bewohnt hat, behauptet, daß in einem Zeitraume von circa 40 Jahren wenigstens 25 Fuder Steine, 1000 Eichenblöcke, 50 Schock Strauchholz und gegen 40 bis 50 Klaftern Wurzelstöcke in den Brunnen geworfen worden; dessen ungeachtet hat man noch nie eine stabile Abnahme der Tiefe verspürt. Sollten diese Füllmaterialien vielleicht durch unterirdische Kanäle abgeführt werden? — Schwerlich! In diesem Falle würden sie an irgend einem andern Orte zum Vorschein kommen müssen, Niemand aber weiß sich dessen zu erinnern.

Die unterste Tiefe des Brunnens scheint mit mehreren periodischen Quellen der Umgegend in Communication zu stehen. Einen Beweis davon liefert die in der Nähe des Dorfes Nazza hinter dem Hainich befindliche Quelle. Wenn diese versiegt, dann hält der Besitzer der bei Cammerforst liegenden, oft feiernden Mühle sein Ohr lauschend über den Klingbrunnen. Rauscht es darin und plätschert es, als fielen dicke, schwere Regentropfen auf das grüne Laubdach der Bäume, sieht ferner der Müller das Wasser des Brunnens durch die Nacht blinken: dann eilt er freudig heim, denn in Zeit von einer halben Stunde schon füllt sich dann die zwischen der Gelberieder=Mühle und dem Brunnen liegende Quelle des Mühlbaches, und bald kann der Müller das Rasttag haltende Mühlwerk beschäftigen.

Dem Wanderer eröffnet sich vom Klingbrunnen aus eine reiche, wunderliebliche Aussicht. Man blickt in einen flachen Kessel, dessen

Westrand in sanften Erhebungen das Hainich bildet. Nördlich begrenzt der Horizont das Eichsfeld, an welches sich die kleinen, bewaldeten schwarzburgischen Hügelketten schließen. Im Osten erheben sich in dämmernder Ferne die der Schmücke und Finne anliegenden Hügel, und die Südseite des Kessels schließen die Thüringer Berge ein.

Eine herrliche und mit den mannigfaltigsten Reizen reich ausgestattete Ebene!

Auf den Kesselrändern schwimmt bläulich und abgrenzend der Ferndust; lange schmale Streifen Hochwaldung ziehen sich hier und da durch üppig prangende Fruchtfelder, und gleich silbernen Bändern schlängeln sich große und kleine Bäche, von freundlichen Weiden- und Erlengrün eingefaßt, durch grüne duftende Auen.

Bilder, die den Beschauer mächtig, unwiderstehlich ergreifen und mit dem Psalmisten ausrufen lassen: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel? Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güte!

Fragt der freundliche Leser nach der Zeit der Anlegung des Klingbrunnens und nach der Veranlassung dazu, so kann ich leider keine Auskunft geben, da nicht eine einzige Urkunde sich darüber ausspricht, ja, nicht einmal eine Sage in dem Munde des Volkes noch davon erklingt.

Daß der Brunnen alt, sehr alt ist, scheint dadurch begründet zu werden, daß auch die bejahrtesten Männer der Umgegend sich nicht erinnern, jemals nur ein Wort über die Anlegung desselben von ihren Großeltern gehört zu haben; was aber die Veranlassung dazu gegeben haben mag, am Saum des Waldes einen Brunnen mit einem unverhältnißmäßigen Aufwande von Zeit, Mühe und Kraft anzulegen, bleibt um so mehr ein Räthsel, wenn man bedenkt, daß der Brunnen wegen seiner gewaltigen Tiefe nicht benutzt werden kann und, seit Menschen denken können, nie benutzt worden ist. Des Forsthauses wegen kann die Anlegung auf keinen Fall geschehen sein, da die Erbauung desselben der neuern Zeit angehört, und es entsteht daher bei mir die Vermuthung, daß der Brunnen zu dem, 1000 Schritte nach der Ebene zu gelegenen Kloster „Gelberied“, welches der Sage nach, der jedoch jede historische Unterlage fehlt, im Hussitenkriege 1428 durch Procopius zerstört worden sein soll, gehört, und daß der Wasserstand des Brunnens früher höher gewesen aber durch vulkanische Einflüsse späterhin sich gesenket hat.

Eine Viertelstunde südwärts vom Klingbrunnen entfernt liegen, ebenfalls am Ostrande des Hainichs, acht Gruben.

Wolfsgruben

oder „schwarze Löcher“ nennt der Landmann diese, einem umgekehrten Zuckerhüte ähnlichen Vertiefungen; doch führt jede Grube auch noch einen speciellen Namen und die größte heißt: „Pappenheims Kutte.“

Daß diese Vertiefungen nicht durch Einfluß unterirdischen Wassers oder durch vormalige vulkanische Einwirkungen entstanden sein können, dafür zeugt die Regelmäßigkeit, mit welcher sie alle ohne Ausnahme gestaltet sind. Eben so wenig aber können sie, ihres Namens ungeachtet, zum Fang der vormals hier häufig umherschweifenden Wölfe eingerichtet worden sein, da ihre Form dazu nicht zweckmäßig genug erscheint.

Sie haben meistens eine Tiefe von 60 Fuß und am obern Rande einen Umfang von 70 Schritten. Die Seiten der Gruben sind mit hohen Eichen, Buchen und einigem Strauchholze bewachsen, weshalb ein undurchdringliches Dunkel den untern Theil derselben beherrscht.

Merkwürdig ist es, daß im ganzen Hainichwalde keine Spur weiter von dergleichen Löchern sich findet.

Verschiedenartige Sagen, die mehr oder weniger Glauben verdienen, sind von diesen sogenannten Wolfsgruben im Umlaufe. So erzählt man sich z. B., daß diese Vertiefungen nach der Schlacht bei Leipzig 1631 dem General Pappenheim nebst einem Häuflein versprengter kaiserlicher Truppen zum Haltpunkte und zur Verbergung vor dem nachsetzenden Feinde gebient haben sollen. Eine andere Sage geht tiefer in das graue Alterthum zurück und behauptet, daß diese Gruben heilige Opferplätze der heidnischen Thüringer und vorzugsweise der „Bogks", den schwarzen bösen Geistern der Unterwelt, geheiligt gewesen wären, und daß die Priester derselben in der schauerlichen Waldnacht dieser Opferplätze durch das Blut geschlachteter Feinde und durch Beschwörungen die erzürnten Götter versöhnt und dadurch mancherlei Plagen von dem Lande abgewendet hätten.

Dieser Sage steht indeß der Umstand entgegen, daß in keiner dieser Gruben die entfernteste Spur von Opfersteinen und sonstigen Geräthschaften zu entdecken ist, obschon das Schauerliche dieser Oerter und die Lage derselben uns an die Beschreibung ähnlicher Opferplätze von ältern Schriftstellern lebhaft erinnert.

Wir stehen also hier abermals vor einem geheimnißvollen Gemache, dessen dicht verschleierter Eingang uns keinen Blick in das Innere gestattet; doch wollen wir uns damit trösten, daß der Zufall vielleicht einst noch dieses, so wie manches andere Räthsel lösen wird.

Nachtrag.

Heute, den 14. Mai, machte der Verfasser vorstehenden Aufsatzes in den Nachmittagsstunden eine kleine Excursion. Der Weg, den er, in Gedanken versunken, eingeschlagen hatte, führte ihn bald an den Saum des Waldes und zwar in die Nähe des Klingbrunnens. Unmöglich konnte er vorübergehen, ohne der Brunnen-

nymphe einige Steine zum Opfer dargebracht zu haben. Der erste Stein, den er hinunterwarf, ließ nicht eher einen Ton hören, bis derselbe den Wasserspiegel erreichte, und dann war der Schall accurat so, als wenn man eine Kugel mit voller Kraft auf eine hohl liegende Metallplatte wirft; nach acht Secunden ließ sich ein zweiter ähnlicher aber dumpferer Ton hören, worauf Alles ruhig war. Beim Hinabschleudern des zweiten Steines, der wahrscheinlich vielmals gegen die Seitenwände sprang, ließ sich in ungleichen Intervallen 16mal ein heller nachhallender Klang vernehmen und nach einigen Secunden wurden ebenfalls wieder zwei solcher Töne, wie beim ersten Steine, hörbar. Ein starker Sprühregen veranlaßte den Verfasser, eilig den Rückweg anzutreten und die Beobachtungen für heute einzustellen.

Carl Rümpler.

Der Meiseberg im Selkethal*)

mit seinen Umgebungen, Dammersfelde und Burgsrod.

Wie ein neben dem morschen Stamme der gefällten Eiche saftvoll und kräftig aufschießendes junges Reis, so erhebt sich jugendlich frisch das Jagdschloß Meiseberg, den ehrwürdigen Ruinen der alten Burg Anhalt gegenüber. Weithin glänzt es mit seinen schimmernden weißen Mauern und Giebeln über die grünen Gipfel der Berge, auf deren einem an den nördlichen Lehnen des Selkethales es selber aufgesetzt ist. Seinen heiteren Character gab ihm sein heiterer Erbauer, der Fürst Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg, der ihm auch keinen andern Namen als den des Berges gab. Er ließ es im Jahre 1770 auf dem hohen steilen Meiseberge aufbauen, und machte es zu einem seiner Lieblingsplätze. Es ist ein massiv aufgeführtes zweistöckiges Gebäude von mäßigem Umfange und deshalb kein eigentliches geräumiges prachtvolles Jagdschloß sondern ein Jagdhaus ganz seiner Bestimmung angemessen. Aeußerlich und innerlich ist es einfach aber freundlich wie die frische Waldgegend, die es beherrscht. Unter seinen verschiedenen Zimmern ist das anmuthigste und interessanteste ein kleines Dachstübchen oben im Giebel, das auch sein Erbauer zu seinem Sanssouci sich erwählt hatte. Hier schweift das Auge über viele Bergkuppen und über den gekrümmten Lauf der Selke hinüber nach dem hoch liegenden Harzgerode, nach des Rambergs Gipfel, der vielbesuchten Victorshöhe und selbst der alte Brocken läßt in einer Einsenkung des Gebirgskammes sein greises Haupt vom Auge entdecken. Um ganz ungestört in diesem Stüb-

---

*) Von Ballenstedt liegt er 1½ Stunde, vom Mägdesprunge 1¼ Stunde entfernt.

chen zu verweilen, ward die Treppe so eingerichtet, daß, wer sich oben befindet, solche nach sich ziehen kann und nun von den übrigen Bewohnern des Hauses abgeschieden ist. „Doch es ist gewiß, sagt die Verfasserin der Harzbilder, W. v. S., und zumal bei einem Landesherrn, der in seiner schönen Seele eine thätige und zärtliche Sorgfalt für das Wohl seines Landes nährt, daß: man nie weniger allein ist, als gerade wenn man allein ist." Hier verweilte der Fürst oft viele Stunden und noch jetzt wird sein Ruhebette und sein schlichter Sessel dort gezeigt. Die übrigen Gemächer, ein kleiner Saal mit Nebenzimmern im obern Stockwerk, sind einfach und geschmackvoll mit guten Kupferstichen, Jagdstücke von Ridinger darstellend, behängt, so wie noch manche andere Verzierungen an Trinkgefäßen auf waidmännischen Humor und Frohsinn hinweisen. Auch einige große herrlich prangende Hirschgeweihe sieht man wie Raritäten aus dem verschollenen goldenen Zeitalter des edeln Waidwerks hier in unsere jagdstillen Tage hereinragen. Naht man sich diesem Jagdhause, von welcher Seite man will, so verkündigen die anschlagenden Jagdhunde dem Fremdlinge schon von fern den Charakter dieses Waldsitzes, denn es wohnt noch immer ein Jäger dort, obwohl es vom jetzigen Herzoge nicht weiter als Jagdhaus benutzt wird. Es ist daher jetzt mehr ein Gasthaus und angenehmer Sammelplatz für heitere Naturfreunde, weshalb dem Bewohner auch nachgelassen ist, Speise und Trank an jene zu verabreichen. Besonders wird es häufig von zahlreichen Gesellschaften aus Ballenstedt, Quedlinburg und der Umgegend besucht, und noch vor Kurzem diente es zum Festlocale einer seltenen Feier, des hundertjährigen Buchdruckerjubiläums, zu dessen Nachfeier der Buchhändler Basse in Quedlinburg den Meiseberg erwählt hatte. In 16 Wagen kamen am 19. Juli d. J. Mittags um 12 Uhr gegen 100 Personen, alle mit Festschleifen von weißem Atlasbande geschmückt, an. Es war ein imposanter Anblick. Nach vorher schon getroffenen Anstalten wurde gespeist und der Nachmittag mit Gesängen und Spielen ausgefüllt. Als man aber auch das Abendessen und zwar im Freien eingenommen und es mit vielen Toasten gewürzt hatte, begab sich die fröhliche Gesellschaft in derselben Ordnung und in der heitersten Stimmung nach ihrem Wohnorte wieder zurück. Nach dem Selkethale führt ein gut geebneter Fußsteig hinab.

Ehe wir diesen kleinen Tempel der Diana aber ganz verlassen, müssen wir noch einen Blick auf einige mehr oder minder interessante Punkte der Nachbarschaft werfen. Wir gehen das Selkethal hinauf. Unter dem Meiseberge liegt außer der Leimufermühle die 1838 erst vom Müller Bergmann neu angelegte Sägemühle. Bei Ausgrabung der Radestube zeigten sich als seltsame Erscheinungen 13 Fuß tief unter der Oberfläche nicht nur viele Granitgeschiebe aus dem Friedensthale *) und von der Erichsburg, die man auf der Höhe im

*) cf. Tom. I. pag. 160.

ganzen Selkethale bisher noch nicht entdeckt hat, sondern man fand in dieser Tiefe auch eine Streitart von Urgrünstein und nicht weit davon ein wenig noch abgenutztes großes Hufeisen eines Ritterpferdes von dünnem Eisen, dessen Form aber ein hohes Alter vermuthen ließ. Ein noch darin befindlicher Nagel lieferte den Beweis, daß auch der Huf, wahrscheinlich also auch das Pferd dort vermodert sein müsse. Es wurden noch mehrere kleinere Hufeisen von den sogenannten Klepperpferden altdeutscher kleiner Race gefunden.

Weiter hinauf folgen dann die zum Mägdesprunge gehörigen Hämmer. So wie der Hütten des Mägdesprunges in alten Schriften schon 1678 gedacht wird, so hat im Jahre 1739 auch eine Papiermühle dort gestanden, die aber wieder eingegangen ist. Als wir das Kloster Hagenrode und den Hüttenort Mägdesprung (Tom I. pag. 160.) beschrieben, erwähnten wir auch das alte Kloster und Dorf Dagmarisfelth am Wege nach Ballenstedt.*) Dort den Faden der Erzählung nicht abbrechend verschwiegen wir im Hinblick einer spätern Nachholung die nachfolgenden Schicksale der wüsten Dorfmarke. Jetzt, wo wir vom Meiseberge aus, dem sie sehr nahe liegt, leicht dorthin einen Abstecher machen können, wollen wir das Schuldige nachholen.

In Trümmern liegend mochte Dorf und Kloster Dagmarisfelth, viele Jahrhunderte hindurch von Wald und Dickicht überwachsen und die Stätte kaum im Namen noch bekannt gewesen sein, da wählte sie Fürst Victor Friedrich von Anhalt-Bernburg im Jahre 1758 zur Anlegung einer Stuterei. Nach wenigen Jahren verschwand aber diese Anstalt schon wieder, und die Gebäude wurden zur Landwirthschaft eingerichtet, weshalb man den Wald rings umher ausrottete. Fürst Friedrich Albrecht ließ durch Rodungen die Zahl der Aecker ohne die 75 Morgen Wiesen bis auf 180 Morgen vermehren, und erbauete in einiger Entfernung noch Wohnungen für die Arbeiter des Vorwerks. Die letzteren wurden jedoch um das Jahr 1807 etwa wieder abgebrochen. Gegen das Jahr 1787 wurde es zu einer Schweizerei gemacht und einer Schweizerfamilie Namens Sommer in Pacht gegeben. Die Producte, als Butter, Käse rc. auf Schweizerart zubereitet, waren von ausgezeichneter Güte und weit umher berühmt, doch es schien, als sollte der Mutter Gottes alter Ausspruch noch immer in Kraft bleiben und den Menschen hier keine dauernde Stätte errichtet sein. Ueber 50 Jahre hatte das Vorwerk Dammersfelde gestanden, da wurde seine Wiederaufhebung beschlossen, weil man durch Berechnung finden wollte, daß der Boden als Forstgrund einträglicher wie jetzt als cultivirtes Ackerland sein werde. 1816 fing man daher an, die leicht hingestellten Gebäude einzureißen, und schon nach zehn Jahren war keine Spur von Menschenwohnungen mehr anzutreffen. Die ganze Fläche, selbst wo die Gebäude gestan-

*) Es liegt im Amte und Forstreviere Gernrode 1¼ Stunde von der Stadt Gernrode, 1½ Stunde von Ballenstedt und 1 Stunde von Harzgerode entfernt.

den hatten, wurde mit Nadelholz bepflanzt, und nur eine etwa zwanzigjährige Tanne bezeichnete noch die Stelle des Gartens beim Hause. Im Vorsprunge ihres Alters wird sie immer die junge Tannensaat überflügeln und der Tradition, die Alles nun wieder aufbewahren muß, zu Hülfe kommen müssen, bis auch ihr morscher Stamm gesunken, von einem sinnigen Forstmanne durch einen frischen Ersatzbaum vielleicht wieder ergänzt ist. Von der Sommerschen Familie, die hier lange Zeit als treue biedere Schweizer lebten, starben einige Glieder, und haben ihr Ruheplätzchen unfern der Gebäude auf einer Wiese gefunden. Die bemoosten Grabhügel sind ohne weitere Erinnerungszeichen nur von einem leichten Zaun umgrenzt, doch den besten Denkstein haben sie durch ihre Biederkeit sich selbst gesetzt, denn wie die Natur hier schlicht und einfach und ohne drohende Gefahr, so war auch ihr Herz offen, treu und ohne Falsch. Mögen sie da sanft ruhen, wo bald im dunkeln Schatten hoher Tannen außer von den Vögeln in den Baumwipfeln und von dem flüchtigen Wildprett im hohen Grase jetzt selten die Töne eines Geschöpfes noch laut werden. Geheiligt haben sie den Boden selbst, heilig wird er jedem bleiben, der hier die Wahrheit erwägt, um gut und glücklich zu sein, braucht man nicht in Pallästen zu leben, und vielleicht wird die Sage den Segen von dieser Stätte dem betrachtenden Wanderer mitgeben.

Doch wir lenken unsern Schritt zu einer andern wüsten Marke noch. Sie heißt Burchardsrod jetzt kurz nur Burgsrod genannt und liegt tief im Walde nach Ballenstedt hin. Bezeichnete die Volkssage allein im Namen des Forstortes diese frühere Wohnung von Menschen, so könnte man leichter Zweifel erheben; allein in aufgefundenen Spuren menschlicher Anwesenheit sowohl wie in einem alten Flurbuche vom Jahre 1608 wird, doch ohne weitere Angaben, der Platz bestimmt als eine wüste Stätte eines verschwundenen Ortes bezeichnet. War es ein Kloster, war es ein Dorf, wer will es und kann es bestimmen, da keine Ruinen oder Urkunden oder Sagen noch weiter etwas von ihm erzählen? So steht die Erde unter dem Gesetze des Wechsels und nur Glaube, Liebe und Hoffnung heben den Menschen darüber hinaus.

W. Schönichen.

Die Sage von der Teufelsmühle auf dem Ramberge,

nebst noch einer Sage vom Mägdesprunge als Anhang.

An das Ungewöhnliche grenzt vorzüglich für den ungebildeten Verstand so leicht das Wunderbare, und eben daher mag es gekommen sein, daß fast mit jedem in die Augen springenden Felsen, mit jeder Höhle, jedem Abgrunde, jeder sonderbaren Naturbildung unseres lieben Harzes die Vorzeit in ihrer kindischen Denkweise auch eine in das Wunderbare schweifende Sage damit verknüpft hat. So ist es vermuthlich auch mit der Sage von der Teufelsmühle auf dem Ramberge. Ersteigt man diesen langgedehnten 2120 Fuß hohen Bergrücken, so werden dem aufmerksamen Blick des Beobachters die Menge der zerstreuet umherliegenden Granitblöcke *) sicher nicht entgehen, wodurch dieser Berg dem Urvater Brocken nur im verjüngten Maßstabe so sehr ähnelt. Welches Naturereigniß sie umhergestreuet hat, wer will's enträthseln? Unwahrscheinlich ist es aber nicht, daß, wie vielleicht auch auf dem Brocken, auch hier ein riesiger Felsenkegel einst in die Wolken emporstarrte. Allein durch eine unbekannte Gewalt stürzte er herab, und seine Trümmer wurden durch ihr eigenes Gewicht und durch mitwirkende Elemente weit über den Berg verstreuet. Für diese Meinung sprechen wenigstens in Etwas die auf seiner Spitze hier und da wie der Rock dieses Felsenkegels aus der Oberfläche noch hervorragenden größern auf einander ge-

---

*) In dem Granit, der hier seinen östlichen Endpunkt auf dem Harze hat, befinden sich auch Quarztrümmer mit eingesprengtem Schörl. Ueberhaupt ist der Berg für Geognosten, Mineralogen und Botaniker eine gute Fundgrube.

thürmten Granitmassen, von denen die größte und imposanteste wohl an 30 Fuß hohe, eben die Teufelsmühle genannt wird. Ob nun nach einiger Meinung diese wie von Menschenhand aufgeschichteten Granitquadern vor einem Jahrtausend und darüber den heidnischen Sachsen zum Opferaltar gedient haben, an welchem sie dem Götzen Ramm verehrt hätten, ist ohne weitere hinweisende Spuren wohl eben so schwer mit Bestimmtheit zu ermitteln, wie überhaupt die Verehrung eines solchen Götzen bei ihnen erst sicher nachgewiesen werden muß. Weil mit der Einkehr des Christenthums in diese Gegenden der Teufel so oft aber die Stelle heidnischer Götzen eingenommen und ehedem auch am spätesten eine nicht unbedeutende Rolle auf dem Harze gespielt hat, (vermuthlich weil das Heidenthum am längsten und hartnäckigsten sich dort hielt) so wäre es übrigens jedoch wohl denkbar. Diese substituarische Vermuthung über den Teufel, zugleich den Sieg des Christenthums über das Heidenthum mit andeutend, könnte man aber auch darin noch entdecken, daß der Teufel in allen Sagen, worin er eine Rolle mit bekommen hat, mehrentheils als ein betrogener und überwundener erscheint, woher sprichwörtlich auch wohl noch jetzt unsere armen und dummen Teufel herrühren mögen. Was zur Sage, die wir erzählen wollen, Anlaß gegeben hat, ob ein wirkliches Factum, lassen wir dahingestellt sein. Wir geben sie, unbekümmert der kleinen Abweichungen, die jede wiederholende Darstellung derselben gleichsam characterisiren, wie sie in ihren Hauptzügen am bekanntesten ist.

Ein armer Müller, so heißt es, der in der Nähe eine Mühle besaß, die ihm aber trotz alles Fleißes wenig einbrachte, wollte, wie es noch heut zu Tage vieler Leute blindes Streben ist, und wäre es mit Aufopferung ihres guten Rufes und guten Gewissens, durchaus reich werden. Manches Luftschloß mochte er deshalb schon gebauet haben, und zu diesen gehörte auch der Wunsch, auf des Rammbergs Spitze eine Windmühle zu besitzen; denn hier, meinte er, könne es ihr niemals an Wind mangeln, und goldene Berge müßten deshalb verdient werden; doch wie dies möglich machen, ohne Geld und ohne Credit, der damals nicht so viel als jetzt verlangt und gegeben ward? Ein innerer Kampf war nicht zu vermeiden, zumal der Teufel schon längst einen angehenden tüchtigen Jünger in ihm erkannt und keinen unbedeutenden Einfluß auf ihn schon ausgeübt hatte. Der Teufel fand also, wie so manchmal mit seinen Einflüsterungen, auch hier Eingang, und der Müller richtete mit ihm folgenden Contract auf: „Der Teufel soll bis nach Mitternacht zum ersten Hahnenschrei auf des Rambergs Spitze nach einem Risse eine schöne große Windmühle fertig gangbar und tadellos erbauet haben, wobei noch 12 Müllermetzen Gold an den Müller mit einbedungen werden, dafür gehört der Müller nach 30 Jahren dem Teufel mit Leib und Seele als Eigenthum an.

Dem Teufel kam zwar solcher Bund
Entsetzlich theuer vor,

Was half's, er zahlt in selb'ger Stund'
Das Gold in g'wicht'gen D'or.
Denkt Herr, wie viel mag das wohl sein,
Denn Müllermetzen sind nicht klein.

Der Vertrag ward nun mit Blut unterschrieben, mit einem höllischen Siegel bedrückt, und der Teufel machte sich flink an den Bau. Werkstücke wurden schneller noch als mit den jetzigen Eisenbahnen von seinen schwarzen Gesellen ihm vom Brocken gebracht und aufgethürmt. Unter furchtbaren Schlägen sanken mit Krachen die tausendjährigen Eichen, und unter dem rastlosen Hin- und Hereilen einer geschäftigen zahlreichen Höllenbrut stieg zur Verwunderung ja selbst zum Schrecken des Müllers so schnell eine Mühle empor, wie sie niemals besser und schöner erbauet sein mochte. Da wurde dem Müller, der die Unmöglichkeit eines solchen Baues in dieser Kürze geglaubt und den Teufel um das im Voraus gezahlte Geld zu prellen gehofft hatte, doch bange, es möchte um ihn geschehen sein, und er sann in seiner Herzensangst auf eine neue List. Die Mühle, bedung er sich noch aus, müsse ihm aber auch vertragsmäßig übergeben werden, und zu diesem Zwecke holte er flugs zu seinem Beistande noch einen Innungsmeister, was ihm der gutmüthige Teufel auch nachließ.

Dieß war der erste Grübelkopf
Den je die Welt geseh'n,
Nichts war ganz recht nach seinem Kopf,
Und war es noch so schön,
Nun kurz er war ein Recensent
Wie ihn seit diesem keiner kennt.

Fertig stand die Mühle zur ausbedungenen Zeit da, und hohnlachend freuete sich der Teufel seines gelungenen Fanges, dem Müller aber lief es eiskalt über die Haut und das Gold brannte ihn in den Händen. Da vermißte der Innungsmeister sammt dem Müller noch einen Stein, auch diesen brachte Herr Urian noch mühsam angeschleppt; nun war die Mühle in vollem Gange, aber der krittelnde Innungsmeister hatte doch Vieles zu tadeln, während der schlaue Müller unbemerkt den lockern Läufer wieder löste, daß er den Berg hinabrollte. Hurtig wollte der Teufel ihn wieder zurückholen und von Neuem befestigen, da krähete der Hahn im nahen Müllergehöfte. Fröhlich sprang der Müller ob der gelungenen List empor, während der Teufel zähneknirschend und wild tobend sein ganzes Werk wieder zertrümmerte. In seiner Wuth sich betrogen zu sehen, schleuderte er die Werkstücke über den ganzen Berg und begrub auch den höhnenden Müller darunter. Die aufgeschichteten Quadern sind also der letzte Rest jenes Teufelswerkes, und die zerstreuet umherliegenden zeugen von dieser im Zorn vollbrachten Zerstörung. Damit aber der

Mensch auch für die späteren Zeiten noch eine Warnung erhielte, sein Brod sich nicht auf unredliche Weise, wenn es ihm scheinbar auch gelänge, sondern nur auf geradem Wege verdienen zu wollen, so pflanzte der Genius der Menschheit diese Sage auch noch auf die spätern Geschlechter fort, und so lange diese Felsen den Elementen Trotz bieten, so lange wird sie gewiß auch sich unter den Bewohnern jener Gegend erhalten.

Der schönen Aussicht wegen erbauete im vorigen Jahrhundert ein Fürst von Anhalt-Bernburg auf diese Felsen aus Balken einen Altan, der auch die Teufelsmühle hieß; allein baufälligkeitshalber wurde dieser 1805 schon wieder eingenommen, und man sieht jetzt nur als letzte Spuren davon noch die Löcher, in welchen die bindenden und stützenden eisernen Klammern eingefügt waren. Der spätere, jetzt Victorshöhe getaufte größere Balkenthurm ist aber etwas weiter hin auf der höchsten Kuppe des Berges, der Sultanskopf genannt, aufgeführt worden, und die jetzt noch sogenannte Teufelsmühle oder die aufgethürmten Granitmassen, welche die Sage als letzte Trümmer jenes Teufelswerkes bezeichnet, sind der romantische Hintergrund einer schönen Perspective, zugleich aber auch — der Schlupfwinkel von unzähligem Otterngezücht und anderer häßlichen Teufelsbrut dieser Gattung. Schließlich bemerke ich, wollte jemand gern wissen, ob jemals auf diesem Bergrücken eine Windmühle gestanden habe, so kann ich ihm sagen, daß bei dem etwa erst 130 Jahre alten Dorfe Friedrichsbrunnen eine solche einmal gestanden aber von heftigen Windstürmen bald wieder zerstört sein soll, weshalb erneuerte Versuche hierzu späterhin unterblieben sind.

Einer andern Sage, die, wenngleich eigentlich den Mägdesprung, doch den Ramberg auch mit betrifft, gedachten wir schon unter jenem Artikel. Weil sie aber verschieden erzählt wird, und wir gedachten Ortes nur die eine Erzählungsweise wieder gegeben haben, so möge es dem gütigen Leser nicht unwillkommen sein, wenn wir auch die andere Darstellungsart hier noch nachfolgen lassen.

Zwei Hühnentöchter, so lautet sie, die Freundschaft mit einander geknüpft hatten, suchten einander und traten spähend auf die Zinnen der Berge. Da erblickte die eine, die Tochter eines mächtigen Königs, die andere auf des Rambergs breitem Rücken, und zwar in Gefahr, und flink mit jugendlich raschem Blut suchte sie die Thäler überspringend zu dieser Höhe zu gelangen. Ein Bauer, der in der Nähe pflügte, konnte sich des Lächelns nicht erwehren, daß die kühne Jungfrau auch das breite und tiefe Selkethal zu überspringen wähnte. Wie Eva's Töchter überhaupt aber nichts weniger als Spöttelei vertragen können und im leicht gereizten Zorne schnell zu strafen pflegen, so mußte der arme Bauer auch seinen Spott schnell büßen; denn plötzlich nimmt die Riesin den Spötter sammt dem Pfluge und seinen beiden Pferden in die Schürze, und springt mit

einem Sprunge über das Thal und zu der Freundin hin. Der Bauer nebst Zubehör entwand sich nun zwar glücklich den Falten ihrer Schürze wieder, und war froh, wohlbehalten den Erdboden wieder zu berühren; doch mag er sicher nach keiner zweiten Lustreise der Art sich gesehnt haben; auch war der Ansatz der Riesin zu dem Sprunge nach dem Ramberge herüber so gewaltig, daß sie in dem Felsen die Fußspuren zurückließ, wie solche noch heutiges Tages auf der Stelle zu sehen sind.

W. Schönichen.

Nachträgliche Bemerkungen
zu
der Beschreibung von Schönburg.

So erwünscht es mir gewesen wäre, und so viel Mühe ich mir deshalb gab, glückte es mir doch nicht, zu recht gründlichen und ausführlichen Nachrichten über die keineswegs unwichtige Geschichte der Schönburg zu gelangen, und erst jetzt, nach erfolgtem Druck, sind mir aus einer höchst achtbaren Quelle mehrere Bemerkungen über diesen Gegenstand zugekommen, welche ich nicht ermangele, theils zur Vervollständigung, theils zur Berichtigung hier mitzutheilen:

Es sollen zu Schönburg 10 — 12 Dörfer gehört haben, welche nicht nur in einer Urkunde vom Jahr 1278, sämmtlich, sondern auch in vielen andern Urkunden einzeln benannt, aber bis auf ein einziges, Possenhain, sämmtlich eingegangen sind. Von den Dörfern Orblitz und Ober- und Unterkroppen, welche letztere in der Beschreibung erwähnt wurden, haben sich die Namen noch in den davon benannten Mühlen erhalten. — Daß die Bischöfe von Naumburg sich öfter, und besonders in der schönen Jahreszeit, in Schönburg aufgehalten, bestätiget sich nach diesen Ergänzungen, aus mehreren von ihnen hier ausgestellten Urkunden. — Der Verfall des Schlosses Schönburg soll bald nach der Säcularisation des Stiftes (Naumburg) schon begonnen haben; und die ehemals zur Domaine gehörigen Grundstücke sind an die Bauern vererbt worden, von der ganzen ehemaligen Schloß-Oeconomie aber sind nur noch die Forstgrundstücke vorhanden, welche durch den in der Beschreibung erwähnten Förster verwaltet wer-

den. — Die in mehreren Quellen sehr detaillirt angegebene Existenz von nicht unbedeutenden Bergwerken bei Schönburg, wird in diesen letzten Nachrichten geradezu für eine Erdichtung erklärt; und es würde mir in Bezug auf diese Unrichtigkeit sowohl, wie auch, wenn noch andere eingeschlichen sein sollten, höchst erwünscht gewesen sein, wenn mir diese autentischen Notizen in Folge meiner früheren angelegentlichen Bitten, zur rechten Zeit zugekommen wären.

Friedrich von Sydow.



36

Ebeleben.

Ebeleben.

Wenn der der Gegend unkundige Wanderer die Kunststraße von Sondershausen in südwestlicher Richtung verfolgt und auf die Anhöhe kömmt, an deren Fuße das Dorf Gundersleben liegt, so ist er der Meinung, der Berg, auf dem er sich befindet, werde sich in gleicher Höhe und ohne merkliche Unterbrechung wenigstens bis zur Stadt Mühlhausen hinziehen, deren Umgegend sich dem spähenden Auge bereits in dunkler Ferne zeigt. Aber wie sehr fühlt er sich überrascht, wenn er vom Rande jener Anhöhe aus plötzlich unter seinen Füßen eine weit verbreitete Ebene überschaut, die ihm einen um so reizenderen Anblick gewährt, je weniger er sie hier erwartet hat. Die Ebene ist rings von sanft aufsteigenden Bergen umschlossen, belebt durch einen Fluß, die Helbe genannt, der sich durch dieselbe schlängelt und gegen Süden den Fuß eines Orts bespült, der amphitheatralisch aufsteigend auf seiner Spitze ein Schloß zeigt, das freundlich über den Ort hinwegschauet und eine lachende Aussicht über die ganze Gegend darbietet. Das Ganze vereinigt sich zu einem malerisch schönen Bilde, in dessen Hintergrunde der unkundige Beschauer ein freundliches Städtchen zu erblicken glaubt, das sich, umgeben von blühenden Gärten und lachenden Fluren in diesen anmuthigen Winkel verloren habe, um durch eine glückliche Mischung des Städtischen mit dem Ländlichen zu einem heitern, durch angenehme Abwechselung versüßten Lebensgenusse einzuladen. Und dieser freundliche Ort ist Ebeleben, ein drei Stunden von Sondershausen gelegener Marktflecken, der wahrscheinlich von der höchst fruchtbaren Ebene, an welcher er liegt, zum Theil seinen Namen hat. In alten Büchern und Schriften wird derselbe auch Ebeleiben, Ebeleuben, Ebeleybin genannt. Ueber das Alter des Orts schweigt die Geschichte; doch kann man aus triftigen Gründen annehmen, daß der erste Anbau desselben in die grauen Zeiten des Heidenthums fällt. Denn achtet man auf die Sagen, so war nicht bloß Ebele-

ben, sondern auch das kaum 500 Schritte davon liegende kleine Dörfchen **Markfußra** schon zu der Zeit bewohnt, als **Bonifacius** (718) nach Deutschland kam, um hier die Heiden zu Christen zu machen. Er zertrümmerte, wie die Sage meldet, unter andern Heiligenbildern auch das Bild der Göttin **Jecha**. Doch das Volk hierdurch gereizt bedrohte den Frevler mit Tod und Verderben. Nur durch die Flucht entging er der Gefahr. Der wüthende Haufe verfolgte ihn bis auf die Anhöhe über **Gundersleben** und stieß ihn hier zum Berge hinab, der von jener Begebenheit lange **Stußfurth** genannt wurde, bis er später den Namen **Ganseberg** erhielt. Erst auf der an der Nordseite von **Markfußra** gelegenen Wiese sammelte der Bekehrer seine zerstreuten Anhänger wieder und hielt an das herzuströmende Volk eine so kräftige Rede, daß Viele sich entschlossen, zu der neuen Lehre überzutreten. Zum Andenken an diese frohe Begebenheit legte der fromme Mann auf der Stelle, wo er gepredigt hatte, den Grund zu einer Kirche, die von ihm den Namen **Bonifaciuskirche** erhielt, so wie die Wiese noch jetzt die **Bonifaciuswiese** heißt, ob sie gleich schon lange nicht mehr als Wiese, sondern als Ackerland benutzt wurde. Und die Trümmern dieser Kirche waren noch 1272 vorhanden, wo der damalige Herr von Ebeleben **Albert** das Nonnenkloster zu **Markfußra** stiftete und zum Bau der Walpurgiskirche und des Klosters die Steine jener alten Kirche benutzte. So berichtet wenigstens M. **Misenus**, der 1571 Prediger in Ebeleben wurde und eine Kirchenmatrikel hinterließ, zu welcher er alle Nachrichten über die Geschichte **Ebelebens** sammelte, die ihm Urkunden oder Sagen darboten.

Doch außer diesen Sagen haben wir noch andere Gründe, die es wahrscheinlich machen, daß **Ebeleben** schon in den frühesten Zeiten ein ansehnlicher Ort war. Die Lage des Orts ist zu günstig und einladend, und die Fruchtbarkeit des umliegenden Bodens zu vorzüglich, als daß sich nicht schon früh Ansiedler hier sollten eingefunden haben. Werden doch schon im elften Jahrhundert Orte der Umgegend genannt, die, obgleich in jeder Hinsicht viel unvortheilhafter gelegen, doch damals schon in ihrer Blüthe bestanden und zum Theil sogar durch historische Merkwürdigkeiten bezeichnet wurden. So nahm z. B. in **Niederspier** der Kaiser **Heinrich IV.** 1075, nach der Schlacht bei **Langensalza**, sein Hauptquartier. Denn hier war es, wo er seinen Thron aufrichten und die gefangenen Fürsten der Sachsen und Thüringer im Angesichte seines siegreichen Heeres vorüberführen ließ. Waren nun solche an sich unbedeutende Orte damals schon so blühend, wie vielmehr muß es da **Ebeleben** gewesen sein, das durch seine höchst vortheilhafte Lage einen unbestrittenen Vorzug vor allen Dörfern der Umgegend hat. Selbst die großen Reichthümer, durch welche sich die **Herrn von Ebeleben** schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auszeichneten, müssen zum Beweise dienen, daß sie schon in den frühsten Zeiten im Besitze dieses schönen Rittergutes waren. Denn ein so anerkannt blühender Wohlstand läßt sich nicht in kurzer Zeit gewinnen.

Wenn übrigens die Geschichte von den Herrn von Ebeleben vor dem dreizehnten Jahrhundert nichts berichtet, so mag dies vielleicht darin seinen Grund haben, daß sie sich überhaupt weniger durch die Künste des Kriegs, als des Friedens bemerkbar zu machen suchten. Sie führten aller Wahrscheinlichkeit nach ein stilles, friedfertiges Leben, erhöheten ihren Wohlstand durch eine kluge Bewirthschaftung ihrer Güter, zu welchen schon frühe nicht bloß Ebeleben gehörte, sondern viele andere Besitzungen in der Nähe und Ferne. Daher kam es auch, daß die Ebeleber wegen ihres Reichthums überall im Rufe standen und bei allgemeiner Achtung einen so großen Credit besaßen, daß sie fast überall als Zeugen und Bürgen genannt werden, wo Geldangelegenheiten verhandelt und Verträge abgeschlossen wurden. Und dieser große Reichthum der Familie machte es auch dem Ritter Albert möglich, schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts seinen frommen Eifer durch wahrhaft großartige Schenkungen und Stiftungen zu beurkunden. Schon im Jahr 1265 schenkte er dem Kloster zu Volkenroda seine Ville Billeben mit allen Emolumenten und Einkünften, daß das Kloster dieselben, sowol bei Lebzeiten, als nach dem Tode des Schenkenden zu gewissen, in der Schenkungsurkunde bestimmten wohlthätigen Zwecken verwenden sollte. In dieser Urkunde werden zugleich noch seine Gattin Jutta, seine Söhne Albert, Ludolf, Albert und Heinrich, und seine Tochter Adelheid als Theilnehmer an dieser Schenkung genannt. Hierauf stiftete er 1287 das Kloster zu Marksußra und stattete es gleich anfangs mit so reichen Schenkungen an liegenden Gütern, Zinsen und andern Emolumenten aus, daß man schon davon einen sichern Schluß auf die große Wohlhabenheit der ganzen Familie machen kann, da sie ihrem frommen Eifer so große Opfer zu bringen im Stande war. Doch Alberts Sorge für sein und seiner Angehörigen Seelenheil war so groß, daß er schon 1306 eine neue Stiftung machte. Er schenkte nämlich dem Kloster Volkenroda abermals jährlich 4 Mark, wovon an jedem der 17 Altäre desselben bei der Messe ein Licht von $1\frac{1}{4}$ Pfund unterhalten werden sollte. Für das hohe Ansehen der Familie Ebeleben muß auch der Umstand sprechen, daß Alberts Bruder, Heinrich, sogar auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben wurde. Alberts Söhne nahmen auch an den Kriegen ihrer Zeit thätigen Antheil. 1305 zogen sie dem Landgraf Friedrich mit dem Biß gegen die Eisenacher zu Hülfe und halfen ihm die Wartburg entsetzen. Auch in Rücksicht der Frömmigkeit standen sie dem Vater nicht nach; denn schon 1311 machten die beiden Ludolfe dem Kloster Marksußra neue Schenkungen. Uebrigens muß Albert kurz vor 1308 gestorben sein; denn von diesem Jahre findet sich eine Urkunde, nach welcher dieselben Ludolfe das vom verstorbenen Vater verschenkte Billeben mit 300 Mark wieder einlösten. Aus diesem Kaufbriefe, der von Friedrich mit dem Bisse confirmirt wurde, so wie aus einer Urkunde von 1344, nach welcher die Gebrüder Ludolf und Otto von Ebeleben dem Kloster Volkenroda ihre Zinsen von Körner verkauften, geht übrigens her-

16*

vor, daß Albert nach dem Jahr 1268, außer den bereits genannten 4 Söhnen, wenigstens noch 2 erzeugt haben muß, Ludolf und Otto. Dieser letztere wird auch in einer Urkunde von 1369 nebst zwei Vettern, Ludolf und Apel als Gutsbesitzer von Körner angeführt.

Als Zeitgenosse der Vorigen wird auch ein gewisser Dietrich von Ebeleben genannt, der 1305 Zeuge war, als Günther XV. von Schwarzburg seine Güter zu Sebergen an das Kloster Ilmen verkaufte. Wie dieser aber mit Albert verwandt war, das wird nicht gesagt. Ueberhaupt schwebt von dieser Zeit an über der Genealogie der Ebeleber ein Dunkel, das sich erst gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts aufzuhellen beginnt. Zwar sagt Zedler in seinem großen Universallexicon, dieser Dietrich nebst seinem Bruder Georg wären Söhne eines gewissen Hans von Ebeleben gewesen, und mit beiden habe sich die Familie in zwei Linien gespalten, indem sich die von Georg auslaufende Nebenlinie auf den Gütern Domsten (wahrscheinlich Dammstein), Cämmerstein und Colnbach bis zu ihrem, im vierten Gliede erfolgten Erlöschen fortgepflanzt habe. Als den letzten dieses Stammes nennt er den Andreas, der sich mit Dorothea von Draschwitz aus Otterwisch vermählte und 1614 Hauptmann der Landmiliz in Freiberg, zuletzt aber Domherr des Stifts Merseburg war. Mit ihm erlosch seine Linie, da er keine männliche Nachkommenschaft hinterließ. Wenn aber Zedler als Sohn jenes Dietrichs einen gewissen Apel nennt, der erst gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte, so scheint der allzu große Zwischenraum zwischen beiden die Richtigkeit dieser Angabe zweifelhaft zu machen. Noch eher könnte dies der Apel sein, der unter 1369 angeführt wird und später mit seinem Bruder Otto Zeuge war, als Günther von Schwarzburg 1396 seiner Gemahlin Anna das Leibgedinge bestimmte. Dieser Apel scheint ein Enkel Alberts gewesen und gegen das Jahr 1416 gestorben zu sein. Er hatte sich nämlich für eine Schuld des Grafen Heinrich von Schwarzburg verbürgt und nach seinem Tode trat 1417 Seyfart von Bendeleben, als Bürge für ihn ein. Ohne mich also hier auf eine genealogische Untersuchung einzulassen, die aus Mangel an sichern Nachrichten doch zu keinem bestimmten Resultate führen könnte, will ich die Ritter von Ebeleben in der Reihe aufführen, wie sie von den Chronisten genannt werden.

Unter den Nachkommen Alberts scheinen sich besonders Ludolf und Otto wichtig gemacht zu haben; wenigstens werden sie häufig als Theilnehmer an wichtigen Verhandlungen angeführt. So war Ludolf Zeuge, als Graf Heinrich von Hohnstein 1330 das Schloß und die Stadt Schlotheim kaufte. Besonders erscheint Otto als ein wahrer Ehrenmann, der sich und seinem Hause durch ritterliche Tugenden ein hohes Ansehn und einen allgemeinen Credit erwarb. Einen Beweis dafür gibt Paul Jovius in seiner Chronik von Käfernburg. Er führt hier bei einen Kaufhandel, den Heinrich von Sbeergen 1362 mit dem Kloster zu Ichtershausen abschloß, un-

sern Otto nebst dem Ritter Fritz von Wangenheim als Zeugen an und setzt hinzu: „Hier ist in Acht zu nehmen, daß obgedachte beide von Adel „Edle Herren" (Nobiles) genannt werden, welcher Titul sonst zu der Zeit nur Grafen und Freiherren zugeeignet ward, daher zu vermuthen, wie rittermäßige Leute und in was Dignitäten, Würden und Ansehen sie dieser Landen gewesen." — 1393 borgten die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg vom Herrn von Hopfgarten 400 Mark löthigen Silbers und stellten Ludolf und Otto von Ebeleben als Bürgen.

Nach diesen nennt Jovius einen jüngern Otto, der ebenfalls in hohem Ansehen stand und besonders von den Grafen von Schwarzburg in den wichtigsten Angelegenheiten gebraucht wurde. Daher nannten sie ihn auch in einem Schulddocumente von 1411, in welchem dieser Otto als Bürge aufgeführt wird, ihren „lieben Getreuen." In gleicher Angelegenheit diente er denselben auch 1412. 1417 trat Graf Heinrich von Schwarzburg die Stadt Stalburg im Voigtlande, welche er pfandweise vom Könige Wenzel erhalten hatte, an verschiedene Herren von Adel für 2000 rheinische Gülden ab, wobei der „Gestrenge und Erbare" Otto von Ebeleben ebenfalls als Bürge genannt wird. Noch mehr sprechen folgende Fälle für den hohen Credit des Mannes. 1417 wurde Graf Heinrich von Schwarzburg von seinem Lehnsherrn beschuldigt, bei der Lehnsmuthung das Dorf und Schloß Almenhausen verschwiegen zu haben. Doch diese Beschuldigung erledigte sich durch die bloße Versicherung Otto's, daß dies Gut immer ein lehnsfreies Eigenthum der Grafen von Schwarzburg gewesen sei. Eben so verschaffte er 1420 dem Grafen Bernhard von Reinstein, der wegen eines feindlichen Einfalls in das Gebiet des Bischofs von Merseburg in Lützen gefangen gehalten wurde und die zu seiner Loskaufung festgesetzte Summe von 800 Mark nicht bezahlen konnte, durch seine Verbürgung die Freiheit wieder.

Hierauf tritt abermals ein Apel auf. Dieser Name scheint ein beliebter Familien-Name bei den Ebelebern gewesen zu sein; auch waren alle, welche denselben führten, ausgezeichnete Männer, die sich theils durch kriegerischen Muth, theils durch Staatsklugheit und diplomatische Gewandtheit hervorthaten. Die Chronisten scheinen sie hin und wieder verwechselt zu haben; daher will ich diesen zum Unterschiede von dem bereits genannten und den noch folgenden Apel II. nennen. Er tritt zuerst in dem traurigen Bruderkriege auf, den von 1446 an der Kurfürst Friedrich gegen seinen Bruder den Herzog Wilhelm von Sachsen führte. Apel vertheidigte 1451 das Schloß Dornburg gegen den Herzog, mußte sich aber ergeben und wurde einige Zeit gefangen gehalten. Wenn Iselin in seinem allgemeinen Lexikon Glauben verdient, so war es wahrscheinlich unser Apel, der diesen Krieg besonders anfachte. Er stand in Diensten des Kurfürsten und bestärkte denselben in seinen feindseligen Gesinnungen gegen den Bruder. Wie sehr er übrigens auch bei den Grafen von Schwarzburg im Ansehen stand, geht daraus hervor, daß Graf

Heinrich XXVI. die Gemahlin desselben, Beata, würdigte, bei seinem sechsten Sohne, Günther, 1455 Pathenstelle zu vertreten. 1460 verkaufte Apel mit Zustimmung seiner Gemahlin Beata und seines Sohnes Christoph 2 Vorwerke mit 12 Hufen Landes in Körner an das Kloster Volkenroda. 1461 ging er mit dem Herzoge Wilhelm von Sachsen ins gelobte Land; doch muß er von da glücklich zurückgekehrt sein; denn er wird später noch mehrmals sehr ehrenvoll erwähnt. Als Graf Heinrich von Schwarzburg 1471 die über seinen Vetter Balthasar II., Leutenberg. Linie, geführte Vormundschaft abgab und von diesem die schriftliche Bestätigung der vorigen, zwischen beiden Linien bestandenen Verträge verlangte, Balthasar aber, weil er als Unmündiger noch kein Petschaft hatte, diesem Verlangen nicht genügen konnte, so wurde dieser Vertrag durch Apels Vermittelung auf Hand und Mund abgeschlossen. Ueberhaupt scheint Apel II. dem Schwarzburgischen Hause in den wichtigsten Angelegenheiten als geheimer Rath gedient zu haben. So wurde 1481 Graf Heinrich wegen einer, den Nordhäusern zugefügten Unbilde nach Weimar geladen, um sich hier persönlich zu rechtfertigen. Doch der Graf schickte Apel II. nach Weimar, und dieser wußte durch seine diplomatische Gewandtheit den Herzog völlig für seinen Herrn zu gewinnen. Zu Apel II. Zeiten ereignete sich auch bei Ebeleben ein kriegerischer Auftritt, der als ein merkwürdiges Beispiel von dem gesetz- und zuchtlosen Geiste jener Zeiten angeführt zu werden verdient. Als 1446 der sächsische Bruderkrieg ausbrach, so benutzte Heinrich XXVI. denselben, um gewisse, durch ältere Verträge begründete Ansprüche auf die Besitzungen Günthers XXXII. geltend zu machen. Er verband sich deshalb mit dem Herzog Wilhelm und kriegte folglich auch mittelbar gegen den Kurfürst selbst. Die Fehde war blutig und wurde endlich 1451 durch Vermittlung des Kaisers Friedrich III. zum Vortheile Heinrichs XXVI. ausgeglichen. Heinrich kehrte nun nach Sondershausen zurück und entließ hier seine Bundesgenossen und Mitstreiter, unter welchen sich auch die Gebrüder Berld und Heinrich von Oldershausen befanden. Nachdem sie den noch rückständigen Sold von 800 Gülden empfangen hatten, zogen sie ab. Des Grafen Kriegsleute, geblendet durch diese große Summe Geldes, faßten den kühnen Entschluß, sich desselben durch List und Gewalt zu bemächtigen. Sie legten sich deshalb bei Ebeleben in einen Hinterhalt, und als die Herrn von Oldershausen ohne alle Besorgniß der Straße daherzogen, wurden sie hier plötzlich überfallen, überwältigt und zur Herausgabe des Geldes genöthigt. Graf Heinrich, zu dem sie zurückkehrten, entschädigte sie zwar für diesen Verlust, der Räuber aber konnte er nicht habhaftig werden, denn diese waren mit ihrer Beute entflohen.

Apel II. hatte, wie bereits gemeldet worden ist, einen Sohn, Christoph, der 1476 mit dem Herzog Albrecht von Sachsen ins gelobte Land ging. Zedler macht denselben fälschlich zu einem Bruder Apels; aber es war ohne Zweifel der bereits oben genannte Sohn desselben. Nach diesem folgen 7 wackere Ritter von Ebeleben,

die Zedler ebenfalls, ganz gegen alle historische Wahrscheinlichkeit, für Söhne Apels II. ausgiebt. Die Geschichte nennt uns nur einen Sohn Apels, der 1460 bereits mündig war. Apel muß sich also schon vor 1440 verheirathet haben und konnte mithin nicht außerdem noch 7 Söhne haben, welche ihn zum Theil weit über 100 Jahre überlebt hätten. Auch hier zeigt sich also eine Lücke in der Geschlechtsfolge der Ebeleber, die vielleicht am besten ausgefüllt wird, wenn man den Sohn Apels, Christoph als den Vater der nachfolgenden 7 Brüder annimmt. Uebrigens durchlebten diese 7 Männer sämmtlich die merkwürdigen Zeiten der Reformation und nahmen an den Ereignissen derselben theils mehr, theils weniger lebhaften Antheil; ja einige hatten sogar auf die Leitung der damaligen Kriegs- und Staatsbegebenheiten einen entscheidenden Einfluß. Ich will sie hier der Reihe nach aufführen mit Beifügung alles Merkwürdigen, was ich über ihre Lebensverhältnisse gefunden habe.

1) Andreas Caspar, Amts-Hauptmann zu Zörbig und Bitterfeld auf Ebeleben.

2) Christoph. Dieser machte dem Hause Ebeleben besonders Ehre, indem er sich sogar einen historischen Namen erwarb. Er stand in Diensten des Herzogs Georg des Bärtigen von Sachsen und wurde von diesem sehr hoch geachtet. Daher würde er auch schon 1536 als Oberster dem Kaiser Carl V. gegen den König von Frankreich, Franz I. zu Hülfe geschickt. Nach Georgs Tode (1539) blieb er in Diensten des Herzogs Heinrich, so wie später des Kurfürsten Moritz. Dieser schätzte ihn ebenfalls sehr hoch und benutzte ihn als einen eben so tapfern Krieger, als gewandten Geschäftsmann zu allen wichtigen Unternehmungen. So mußte er z. B. nebst Bastian von Wallwitz die Stadt Leipzig gegen den Kurfürsten Johann Friedrich vertheidigen. Auch auf die Lenkung des Schmalkaldischen Kriegs hatte er einen sehr bedeutenden Einfluß. Denn als sich der Kurfürst Joh. Friedrich nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg den 24. April 1547 dem Kaiser mit Verlust seiner Kurwürde gefangen gegeben hatte, war dessen Bundesgenosse, der Landgraf Philipp von Hessen entflohen, um sich so der Gewalt des Kaisers zu entziehen. Unterdessen war Carl V. nach Halle gezogen, und hier gab sich Moritz, der Schwiegersohn Philipps, alle Mühe, um für den Entwichenen milde Bedingungen zu erwirken. Der Kaiser, der des Kriegs überdrüssig war, zeigte sich auch nicht abgeneigt zur Verzeihung, und aus seinen gegebenen Versicherungen glaubte man mit Bestimmtheit schließen zu können, daß er es auf Philipps Freiheit nicht abgesehen habe. Doch der Landgraf, der den versteckten Sinn des Kaisers besser durchschaute, war mißtrauisch und hatte auf der Rückkehr nach seinen Landen bereits Weißenfels erreicht. Christoph von Ebeleben, der ihm nachgeschickt wurde, um ihn zu einer Unterredung mit dem Kurfürsten nach Leipzig einzuladen, traf ihn bereits auf dem Wege nach der Heimath. Er ritt neben ihm her und wußte ihm so viele Hoffnungen zu milden Bedingungen zu machen, wenn er sich der Gnade des Kaisers

unterwerfen wollte, daß sich derselbe endlich entschloß, noch einige Zeit in Weißenfels zu bleiben und fernere Nachrichten abzuwarten. Diese versprach ihm auch Christoph entweder mündlich, oder schriftlich. Doch schon nach wenigen Tagen kehrte er wieder zurück und brachte dem Landgrafen nicht bloß einen Brief vom Kurfürsten, sondern fügte auch mündlich noch so viele Vertröstungen hinzu, daß sich Philipp endlich wirklich überreden ließ. Der Erfolg zeigte leider, wie richtig der Landgraf geahnet hatte. Die Gefangennehmung desselben erregte allgemeine Bestürzung und Erbitternng; doch am tiefsten erschütterte sie den edeln Christoph. Als ein ächter deutscher Mann, der keine Falschheit des Herzens kannte, hatte er dem Kaiser eine so unedle Gesinnung nicht zugetraut und deshalb dem Landgraf in der besten Absicht zugeredet, weil er einsahe, daß ihm der Besitz seiner Länder nur auf diese Art könnte erhalten werden. Aber jetzt, wo er sich so grausam getäuscht sahe, machte er sich selbst die bittersten Vorwürfe über seine arglose Leichtgläubigkeit und betrachtete sich als den Urheber dieses traurigen Ereignisses. Sofort verfiel er in Schwermuth, und der Kummer nagte so gewaltig an seinem Leben, daß er schon den 13. Juli 1547, nachdem er noch Mansfeld hatte berennen helfen, starb.*)

3) Nicolaus, wohnte in Ballhausen; vielleicht derselbe, der noch unter Kurfürst Christian II. als Schloßhauptmann zu Sangerhausen lebte.

4) Otto auf Hedersleben, welcher auf dem Beilager des Herzogs Heinrich zu Sachsen mit Chatharina, Prinzessin von Meklenburg, 1512 mit Heinzen von Ende turnirte.

5) Hans auf Ebeleben, hatte, nach dem Ebeleber Kirchenbuche, Magdalena, geborne Pflugin von Lamperswalda zur Gemahlin, mit welcher er zwei Kinder, Catharina und Albert, erzeugt hatte. Beide starben noch vor ihren Eltern, die Tochter 1559, der Sohn 1564. Sie liegen in der Kirche zu Ebeleben begraben, wo 2 Steine vor dem Altare ihre Ruhestätte bezeichnen. Schon 1565 folgte ihnen die Mutter im Tode nach; Hans selbst starb 1569 und wurde in derselben Kirche begraben, wo man noch jetzt sein und seiner Gemahlin Bild in riesenhafter Größe in Stein gehauen sehen kann. Der Pastor M. Justus Winter rühmt ihn in der Leichenrede, die gedruckt wurde und noch vorhanden ist, als einen großen Wohlthäter der Kirchen und Schulen; und in der That verdient er auch dieses schöne Lob; denn er war ein in jeder Hinsicht ehrenwerther und achtbarer Mann. Bei der größten Frömmigkeit war er doch aufgeklärt genug, den Vorzug der Lutherischen Lehre zu erkennen und 1544 die Reformation in Ebeleben einzuführen. Ueberhaupt war er ein Mann von vieler Bildung, ein Freund der Wissenschaften und Beförderer aller nützlichen Anstalten. Als er daher

*) S. Sleidani de statu religionis et reipubl. Carolo V. Caesare commentar. lib. 19.

1551 das Kloster zu Marksußra aufhob, ließ er sich leicht durch den Pfarrer Winter bestimmen, nach dem Beispiele anderer Fürsten und Herrn, einen Theil von den Einkünften desselben zu einer Erziehungsanstalt für arme Knaben zu verwenden. Dies war die Stiftsschule, welche bis 1829, also 278 Jahre in Ebeleben geblüht hat. Hans wird auch bei verschiedenen Staats-Ereignissen seiner Zeit als mitwirkend angeführt. So wurde er 1545 vom Grafen beauftragt, die im Schwarzburgischen zum Türkenkriege ausgeschriebenen Steuern einzunehmen. Ferner als Carl V. im Schmalkalder Kriege den Kurfürst Johann Friedrich und den Landgraf Philipp in die Acht erklärt und dem Herzoge Moritz die Achtsvollziehung übertragen hatte, forderte er die Harzgrafen auf, dem Herzoge Hülfstruppen zu schicken. Auch Graf Günther leistete diesem Befehle Folge und rüstete ein Fähnlein Fußvolk und 40 Reiter aus. Und dazu mußte Hans aus seinem Amte 25 Mann stellen und unterhalten. Eben so mußten die Ebeleber, als Günther 1552 die hohe Wart bei Keula wieder herstellen wollte, eine Steuer als Beitrag zu diesem Baue bezahlen. Hieraus geht deutlich hervor, daß Ebeleben schon damals gewissermaßen von Schwarzburg abhängig war.

6) Anton auf Ebeleben.

7) Apel III. auf Ebeleben. Auch dieser Apel war ein sehr ausgezeichneter Mann und nahm, als ein eben so tapferer Krieger, als gewandter Staats- und Geschäftsmann, an allen Ereignissen seiner so viel bewegten Zeit den lebhaftesten Antheil. Daß er selbst sehr gebildet und kenntnißreich war, und diese Eigenschaften auch an Andern schätzte und zu befördern suchte, zeigt sich schon aus der Art, wie er für die Erziehung seiner Söhne sorgte. Er hatte nämlich 3 Töchter und 2 Söhne, Christoph und Apel, welchen er eine höchst splendide und wahrhaft grasartige Erziehung gab. Er schickte sie zunächst nach Meißen auf die Schule, wo damals der so gelehrte und berühmte Schulmann Georg Fabricius Rector war. Aber noch berühmter als Schulmann war zu jener Zeit der Rector Sturm in Straßburg, der durch seinen weit verbreiteten Ruf alle fürstlichen und adligen Jünglinge, welchen es um eine gründliche classische Schulbildung zu thun war, nach dieser Stadt hinzog. Auch diese Schule mußten die jungen Herrn von Ebeleben besuchen, und nachdem sie hier ihren Schulcursus vollendet hatten, gab ihnen der Vater 1554 den Jacob Fabricius, einen Bruder des obengenannten Georg und höchst talentvollen und kenntnißreichen jungen Mann, zum Hofmeister, unter dessen Leitung sie eine Reise durch Italien, Frankreich, England und Holland machen mußten. Der große Aufwand, den diese Erziehungsart der jungen Herrn verursachen mußte, zeugt zwar von der feinen Bildung und dem hohen, fürstlichen Tone, der im Hause der Ebeleber herrschte, aber er macht es auch begreiflich, wenn sich die Familie nach 40 Jahren genöthigt sahe, Schulden halber das schöne Ebeleben zu verkaufen. Denn so reiche Quellen des Wohlstandes die Ebeleber auch in ihren vie-

len Gütern und Besitzungen haben mochten, so mußten doch diese endlich erschöpft werden, wenn alle Glieder der so zahlreichen und weit verbreiteten Familie einen gleichen Aufwand machten.

Daß Apel III. übrigens selbst ein gebildeter und viel gewandter Mann war, zeigt schon sein häufiger Verkehr mit den Fürsten seiner Zeit. Denn als Graf Günther XXXIX. 1494 die Amalia, die Tochter des Grafen Vollrath von Mansfeld heirathete und mit dem Schwiegervater den Ehevertrag abschloß, nahm unser Apel als Zeuge und Bürge an diesen Verhandlungen Antheil. Ueberhaupt war derselbe in alle Angelegenheiten der Grafen von Schwarzburg eingeweiht und diente ihnen als geheimer Rath. Als daher 1510 der Papst einem gewissen Johann von Heylingen die Probstei Jechaburg verliehen hatte, so schrieb dieser von Rom aus an unsern Apel und bat ihn um seine Verwendung in dieser Angelegenheit. Doch später sahe er sich genöthigt, klagbar gegen die Unterthanen des Grafen zu werden. Apel nämlich war Zeuge von den gräuelvollen Verwüstungen, welche 1525 die Münzerschen Räuberhorden in ganz Thüringen an Klöstern und Edelhöfen anrichteten. Von Mühlhausen, wo sie ihren Hauptsitz hatten, zogen sie durchs ganze Land und ließen überall die traurigsten Spuren der Verheerungen zurück. In Marksußra mißhandelten sie die Nonnen, plünderten das Kloster aus und zerstörten es fast ganz. Ein gleiches Schicksal hatte auch das Schloß Ebeleben. Dies plünderten die Barbaren nicht nur reine aus, sondern hatten auch wirklich die Absicht, es gänzlich zu zertrümmern. Paul Jovius erzählt in seiner Chronik von Schwarzburg, daß man die Spuren dieses verwüstenden Geistes noch zu seiner Zeit an dem Schlosse habe sehen können. Das Gewölbe der Hofstube habe auf einer starken hölzernen Säule geruht. Diese hätten die unsinnigen Menschen niederhauen wollen, um so den Einsturz des ganzen Gebäudes zu bewirken. Wirklich legten sie die Axt an und hatten der Säule schon viele kräftige Hiebe versetzt, als es ihnen endlich einfiel, daß sie auf diese Art leicht das Schicksal des Simson haben und sich unter den Trümmern des ganzen Gebäudes begraben könnten. Da sie nun zwar den Willen, aber nicht die Beharrlichkeit und Entschlossenheit des Simson hatten, so standen sie von dem Unternehmen ab; doch konnte man noch nach 100 Jahren die Spuren dieser Gewaltthat an der Säule sehen. Da sich die Ausgeplünderten beklagten, daß sich unter dieser Horde auch viele Schwarzburgische Unterthanen aus Greußen, Ehrich und andern Dörfern des Clingischen Amts befunden hätten, so erhob Apel deshalb Klage und verlangte vom Grafen Entschädigung. Aber er erreichte seinen Zweck nicht, weil er die Schwarzburger nicht namhaft machen konnte; auch wurde erwiesen, daß die Frevler meistentheils zur Mühlhäuser Bande gehört hätten; und da er deshalb bereits die Stadt Mühlhausen in Anspruch genommen hatte, so wurde er mit seiner Klage gegen die Schwarzburger abgewiesen.

Uebrigens wurde Apel wahrscheinlich durch die gerechte Erbitterung über diese empörenden Gräuelthaten bestimmt, sich den Truppen anzuschließen, die unter der Anführung des Herzogs Georg von Sachsen gegen Frankenhausen zogen, um den Thomas Münzer zu züchtigen. Dieser hatte sich bekanntlich vorher in Allstedt aufgehalten und durch seine Freiheitspredigten großen Anhang in der ganzen Umgegend gewonnen. Auch aus dem Schwarzburgischen, besonders aus Frankenhausen zogen viele Menschen nach jener Stadt, um den Schwärmer zu hören. Graf Günther hätte diesen Unfug gleich in seinem Entstehen durch kräftiges Einschreiten unterdrücken können. Allein durch eine unbegreifliche Nachsicht gab er dem Uebel nur noch mehr Nahrung, so daß die Bauern zuletzt so dreist wurden, ihren Grafen zu zwingen, sich mit Münzern zu verbinden. Der Schwärmer schrieb deshalb selbst einen unsinnigen Brief an Günthern, den uns Paul Jovius in seiner Chronik von Schwarzburg aufbewahrt hat. Deshalb war auch Georg so aufgebracht über den Grafen, daß er nach der, am 15. Mai 1525 erfolgten Schlacht bei Frankenhausen die Stadt erstürmte und für eine ihm rechtmäßig zukommende Eroberung erklärte. Auf die dagegen gemachten Vorstellungen erklärte er, daß Günther dies Verfahren als eine wohlverdiente Strafe betrachten müsse, da er das Uebel durch seine unverzeihliche Nachsicht erst bis zu der Höhe gesteigert habe. Georg behandelte die Stadt Frankenhausen auch so sehr als sein Eigenthum, daß er Apeln von Ebeleben als Statthalter in derselben zurückließ; auch verschenkte er an seine Getreuen mehrere Güter, Häuser und Männer in derselben. Auch Apel wurde dabei bedacht; und als endlich der Graf auf vieles Bitten und mehrseitiges Verwenden seine Stadt wieder bekam, so geschah es unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Ritter von Ebeleben die ihm gemachten Schenkungen behalten sollte. Georg bezog hierauf ein Lager bei Schlotheim, wo auch der Kurfürst Johann zu ihm stieß. Die Mühlhäuser schickten, nach dem Beispiele der Weinsberger, 1200 Frauen und Jungfrauen ins Lager, um für ihre Stadt Gnade zu erflehen. Allein die Fürsten waren unerbittlich. Sie rückten vor die Stadt und drohten, sie zu beschießen. Erst nach langen Unterhandlungen und vielen Bitten nahmen sie die Unterwerfung derselben auf Gnade und Ungnade an. Doch geschah dies unter sehr harten Bedingungen, unter welchen auch die war, daß die Mühlhäuser dem Adel allen durch den Münzerschen Unfug verursachten Schaden ersetzen sollten.*) Da geschah es denn wahrscheinlich durch den Einfluß, welchen Apel und dessen Bruder Christoph beim Herzog Georg hatten, daß die Mühlhäuser verurtheilt wurden, auch den Ebelebern einen neuen Flügel an ihr verwüstetes Schloß zu bauen. Dies Gebäude führt noch jetzt den Namen „des Mühl-

---

*) S. Galletti Geschichte Thüringens Bd. IV. S. 301.

häuser Hauses", und schließt den obern Hof des Schlosses von der Nordseite ein. Es hat 2 überragende Giebel, an deren vordersten die Zahl 1530 steht, zum Beweise, daß in diesem Jahre der Bau desselben ist vollendet worden.

Apel III. scheint sich hierauf immer in Ebeleben aufgehalten zu haben; aber von seinen fernern Schicksalen und von dem Jahre seines Todes schweigt die Geschichte. Er scheint früher, als sein Bruder Hans gestorben zu sein. Nach dem Ableben dieses Letzteren (1569) übernahmen Apels Söhne, Apel IV. und Christoph, das Rittergut Ebeleben. Beide waren, wie sich schon aus der Art ihrer Erziehung schließen läßt, nicht nur sehr gebildete und kenntnißreiche Männer, sondern auch bieder von Charakter und geneigt, alles Nützliche und Gute nach Kräften zu befördern. Daher vermehrten sie 1578 das Einkommen des Pfarrers von Holzsußra durch eine Zulage von 4 Marktscheffeln Korn von den herrschaftlichen Zinsen, „weil er von seinem Dienste nicht leben könnte"; auch ertheilten sie 1593 in einer noch vorhandenen Urkunde der Gemeinde Ebeleben das Strafrecht in ihrer Flur.

Uebrigens mußten sie das Rittergut gleich anfangs mit vielen Schulden übernehmen. Die Ebeleber besaßen zwar sehr viele Güter, aber ihre Familie war zu zahlreich und weit verbreitet, und durch ihre theils näheren, theils entfernteren Verbindungen mit den Fürstenhäusern ihrer Zeit wurden sie zu einem Aufwande genöthigt, der die Einkünfte ihrer Güter überstieg. Daher mußten sie dieselben mit Schulden belasten. Besonders traf dies Loos das Gut Ebeleben, dessen Ertrag nicht mehr hinreichte, die Zinsen zu decken. Dies veranlaßte auch die Gläubiger, von welchen Melchior von Bodenhausen der wichtigste war, bereits beim Kurfürst August, also noch vor 1586, auf Sequestration des Ritterguts anzutragen. Der Kurfürst willigte auch in dies Gesuch und von der Zeit wurde Bodenhausen als eigentlicher Besitzer und Inhaber von Ebeleben betrachtet, und alle auf dasselbe Bezug habenden kurfürstlichen Mittheilungen und Anforderungen wurden an diesen gerichtet. So wurde er 1586 vom Kurfürst Christian I. durch einen gedruckten Befehl aufgefordert, wegen des Guts Ebeleben die Erbhuldigung zu leisten. Indeß auch die Sequestration entsprach den Erwartungen der Gläubiger nicht; vielmehr verlor dadurch das Gut immer mehr an seinem Werthe. Daher trugen sie 1589 bei demselben Kurfürsten auf den Verkauf desselben an. Dieser willigte nicht nur in dies Gesuch, sondern zeigte es auch den Grafen von Schwarzburg in einem besondern Schreiben an, „wenn sie etwa als Mitlehnsherrn den Vorkauf in Anspruch nehmen wollten." Denn wirklich waren diese schon seit 1372 Lehnsherrn von einem Theile der Ebeleber Güter, und nach einer Uebereinkunft mit Sachsen von 1478 mußten die Herrn von Ebeleben ihre Besitzungen zur Hälfte von Sachsen, und zur Hälfte von Schwarzburg zur Lehne nehmen. Die Gebrüder Apel und Christoph zögerten jedoch mit dem Verkaufe bis 1597, wo sie endlich zu Naumburg den 14. Mai das Rittergut

an Ascha von Marenholz für 100,000 Gülden verkauften. Doch die Grafen von Schwarzburg machten zu Folge ihrer lehnsherrlichen Rechte auf den Vorkauf Anspruch und wandten sich daher nicht nur an den Herzog Friedrich Wilhelm, als damaligen Vormund der churfürstlichen Kinder, mit einer feierlichen Protestation, sondern beriefen auch 1599 die sämmtlichen Gläubiger zu einer Versammlung nach Frankenhausen, in welcher ihnen auch das in Anspruch genommene Vorrecht zuerkannt wurde. Indeß auch Marenholz suchte seine Rechte geltend zu machen. Daher erhöhete er nicht nur jene Summe mit 20,000 Gülden, sondern leitete auch ein rechtliches Verfahren gegen die Grafen ein. Doch im Gange des Prozesses stellten sich die gegründeten Ansprüche der Grafen auf den An- und Vorkauf völlig heraus; und da sich dieselben auch in einer zweiten Versammlung zu Greußen 1601 zu jenem Mehrgebote verstanden, so wurden sie noch in demselben Jahre mit herzoglicher Bewilligung von sämmtlichen Gläubigern und Interessenten förmlich in Besitz des Ritterguts gesetzt. Caspar von Ebeleben ertheilte als mitbelehnter Agnat seine Einwilligung dazu in einer Urkunde vom 24. März 1603. Erst nach Apels Tode willigte auch Christoph ein und vollzog den Kaufbrief zu Sondershausen den 12. März 1616. In diesem verpflichteten sich die Grafen von Schwarzburg nicht nur zu der Kaufsumme von 120,000 Gülden, sondern auch zur Einlösung des Dorfs Bothenheilingen, welches an einen gewissen Friedrich Knorr für 6000 Gülden verpfändet war.

Nach diesen urkundlichen Angaben erhellt übrigens deutlich, wie sehr sich Heidenreich irrt, wenn er in seiner Historia des Hauses Schwarzburg S. 392 sagt: „Ebeleben ist nachhero denen von Schlotheim zuständig gewesen, denen es aber ob rebellionem eingezogen, und denen Grafen zu Schwarzburg verliehen worden." Ebeleben hat nie zu Schlotheim gehört; nach der oben angegebenen Urkunde waren Apel und Christoph noch 1593 im Besitz desselben, und mit dem Inhalte der angeführten Verkaufsurkunden stimmen auch alle alten Nachrichten überein, besonders die alte Kirchen-Matrikel von Ebeleben, welche zuerst M. Misenus verfaßte, der 1571 von Apel und Christoph als Prediger nach Ebeleben berufen wurde und mithin, da er erst 1618 starb, gerade in der Zeit lebte, wo der Verkauf der Herrschaft verhandelt und abgeschlossen wurde. Dieser deutet auf alle oben angegebenen Umstände bestimmt hin und verdient also vollen Glauben.

Noch bemerke ich von den letzten Besitzern und Verkäufern Ebelebens, daß Christoph kursächsischer Hauptmann war und in Weißenfels stand. Einer seiner Söhne, Georg, wird von Zedler als „Hofmeister des Frauenzimmers bei Herzog Johann Casimir zu Sachsen-Coburg" angeführt. Apel IV. war kurfürstl. Sächsischer Landrath und heirathete 1571 Agnes von Werthern aus Wiehe. Aus dieser Ehe entsproß der letzte Stammhalter der Ritter-Familie Ebeleben, Johann Christoph auf Wartenburg, Herr des Amts

Mühlberg unter der Grafschaft Gleichen, auch des Rittersitzes Witzleben, welchen er auf Wiederkauf besaß. Er war geboren 1578, wurde Assessor beim Hofgerichte zu Wittenberg und 1638 Oberhofrichter. Er starb 1651 den 8. Nov. zu Dresden am Schlage. Da ihm seine Gemahlin, Agnes von Thorstadt, keine Kinder geboren hatte, so starb mit ihm das Geschlecht der Ritter von Ebeleben aus.

Das Wappen dieser Familie war ein in die Quere getheilter Schild, oben weiß und unten roth, auf dem Helme ein Fürstenhut, über welchem zwei weiße Streithämmer emporragten; die Helmdecken waren weiß und roth.

Was nun die Geschichte Ebelebens nach seiner Vereinigung mit Schwarzburg betrifft, so waren zunächst die Käufer dieses Rittersitzes die 4 Söhne Johann Günther I., Günther XLII., Anton Heinrich, Johann Günther II. und Christian Günther I. Wie sehr sich die Grafen dieser neuen Erwerbung freuen mochten, geht schon daraus hervor, daß Ebeleben von jener Zeit an immerfort der Wohnsitz einer gräflichen oder fürstlichen Familie war. Und sie konnten sich auch freuen, so wohlfeilen Kaufs zu einer so herrlichen Besitzung gekommen zu sein. Denn schon Ebeleben an sich war ein sehr angesehener Ort, mit einem unter sächsischer Hoheit stehenden Amte, zu welchem 5 Dörfer gehörten, Ebeleben, Marksußra, Holzsußra, Billeben und Bothenheilingen. Seit 1658 bestand hier auch ein eigenes Consistorium. Früher war das Amt der Diöcese Langensalza einverleibt; aber seit jener Zeit wurde das Verhältniß dahin abgeändert, daß die geistliche Inspection über das ganze Amt dem jedesmaligen Pfarrer von Ebeleben übertragen wurde. Dieser erhielt von jener Zeit den Titel eines Inspectors und hatte die volle Würde eines Superintendenten. Fürst Christian Wilhelm erlangte 1700 sogar das volle bischöfliche Recht im Amte, das sich Sachsen früher vorbehalten hatte. Auch der alljährlich in Ebeleben gefeierte Walpurgis-Markt, der lange Zeit gleichsam die Messe der ganzen Umgegend war, gab dem Orte eine besondere Bedeutung.

Die Grafen von Schwarzburg haben übrigens durch ihre Vorliebe für Ebeleben sehr Vieles zur Erweiterung und Verschönerung des Schlosses, besonders des dabei befindlichen Lustgartens gethan. Das Schloß war auch zu beschränkt für eine gräfliche Familie; denn es bestand zu jener Zeit fast nur aus dem alten Rittersitze, der den südöstlichen Winkel des Gebäudes ausmacht, nebst dem Mühlhäuser Hause. Daher suchten es die neuen Besitzer von Zeit zu Zeit durch Anbau zu erweitern. Dies that schon Christian Günther I., der gleich nach Abschluß des Kaufs nach Ebeleben zog und gewöhnlich auch daselbst wohnte. Als er daher 1612 die Rudolstädter Gräfin Anna Sibylla heirathete, führte er sie sogleich in diesem Landsitze ein. Hier wurden ihm auch alle seine Kinder geboren, und als seine Gemahlin 1623 starb, wurde sie in dem Ebeleber Erbbegräbnisse beigesetzt. Christian Günther that

sehr viel für Ebeleben und würde vielleicht noch mehr gethan haben, wenn er nicht durch den unglücklichen 30jährigen Krieg daran wäre gehindert worden. Ebeleben wurde durch diese Geißel besonders hart getroffen. Denn weil der Ort im Rufe der Wohlhabenheit stand, so kamen bald die Kaiserlichen, bald die Schweden, um Beute zu machen. Diese unseligen Plackereien nahmen am meisten den Grafen in Anspruch, so daß er nicht im Stande war, große Verbesserungen mit seiner neuen Besitzung vorzunehmen. Doch eine wohlthätige Einrichtung verdankt der Ort diesem Herrn. Der Weg aus dem Schlosse zur Kirche führte über den kleinen, bei der Kirche befindlichen Gottesacker, so daß die Herrschaften gewöhnlich über frische Gräber, Schädel und Todtenknochen steigen mußten, wenn sie ihre Andacht verrichten wollten. Dies war besonders der jungen Gräfin Anna im höchsten Grade zuwider. Daher bat sie ihren Gemahl, diesem Mißstande abzuhelfen. Der Graf versprach dies zwar, doch die Sache wurde verschoben, bis die Gräfin 1613 eines Töchterchens genas, dessen Kopf völlig einem Todtenschädel glich. Er war glatt und haarlos und blieb auch so bis zum Tode der jungen Gräfin (1652). Dies Mißgeschick beschleunigte die Ausführung des lang gehegten Wunsches. Die Gräfin kaufte aus eignen Mitteln ein Stück Land vor dem Orte, ließ es mit einer Mauer und der nöthigen Bedachung für die Leidtragenden versehen und schenkte es der Gemeinde zum Friedhofe. Zugleich wurde verordnet, daß sich auch die Einwohner von Marksußra dieses Gottesackers mit bedienen sollten. Ueberhaupt wurde dieses kleine Dörfchen nach der Reformation als eine eingepfarrte Ortschaft zu Ebeleben gezogen und verschmolz so mit demselben zu einer Gemeinde. Christian Günther erbaute auch das gräfliche Erbbegräbniß an der Kirche mit der Sacristei; das darüber befindliche herrschaftliche Kirchzimmer ließ Fürst Christian Wilhelm 1700 erbauen.

Da ich oben von den Bedrängnissen des Orts durch den 30jährigen Krieg gesprochen habe, so will ich hier nur 2 Beispiele davon anführen. 1632 hatte der kaiserliche General Pappenheim mit seinen Truppen das Eichsfeld besetzt. Da seine Reiter hier wahrscheinlich nichts mehr zu rauben fanden, vereinigten sie sich mit den ausgeplünderten eichsfeldischen Bauern und durchstreiften die ganze Umgegend, indem ein jeder einen Bauer hinter sich auf dem Pferde hatte. So kamen sie auch nach Ebeleben und verübten hier die empörendsten Gräuelthaten. Sie plünderten den ganzen Ort aus, besonders das Schloß, wo sie Alles zerschlugen und zuletzt noch 60 Eimer Wein auslaufen ließen. Vorzüglich mißhandelten sie die Weiber auf eine unmenschliche Art, so daß alle entfliehen mußten. Große Verdienste um den Ort erwarb sich damals der wackere Pfarrer Müller, der überall den Frevlern mit Entschlossenheit entgegentrat, bis er zuletzt mit seiner Tochter und einigen andern Frauenzimmern selbst mit fortgeschleppt wurde.*) Um so mehr war es zu beklagen,

*) S. Galletti Geschichte Thüringens 5. S. 354.

daß dieser brave Mann 2 Jahre darauf, ebenfalls durch Veranlassung des unseligen Kriegs, ein Opfer seines Berufseifers wurde. 1634 lag ein schwedischer Cornett in Ebeleben mit einer Schutzwehr, die aber, trotz ihrer Bestimmung, nicht die beste Mannszucht hielt. Daher hielt einst der Pfarrer eine scharfe Strafpredigt über die schlechte Aufführung der Soldaten. Der Cornett, welcher in der Kirche war, fühlte sich durch diese Predigt beleidigt und folgte daher nach dem Gottesdienste dem Prediger bis in seinen Hof nach, wo er denselben zur Rede stellte. Müller diente ihm mit nachdrücklichen Worten und reizte dadurch seinen Gegner so, daß sich dieser thätlich an ihm vergriff. Der Pastor, ein eben so beherzter als starker Mann, würde leicht den Sieg davon getragen haben, wenn nicht seine zur Unzeit besorgte Gattin herzugeeilt wäre und ihren Mann von hinten gefaßt hätte, um ihn einem so gefährlichen Kampfe zu entziehen. Dadurch bekam der Cornett Luft, riß schnell einen Spitzhammer unter den Kleidern hervor, und versetzte damit dem Pfarrer einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß dieser sogleich taumelnd zur Erde stürzte und 3 Tage darauf starb. Der Mörder entkam durch die Flucht.

Als 1642 Christian Günther I. starb und seine Söhne das Land unter sich vertheilten, fiel Ebeleben an Ludwig Günther. Dieser war 1621 in Ebeleben geboren und nahm auch hier sogleich seine Residenz, bis er sie 1669 nach Arnstadt verlegte. Der großen Vorliebe dieses Herrn für seinen Geburtsort verdankt das Schloß größtentheils seine gegenwärtige Gestaltung. Denn da er hier eine ordentliche Hofhaltung anlegte und eine besondere Regierung für seinen Landestheil einrichtete, so machte sich die Erweiterung der Schloßgebäude nothwendig. Daher errichtete er nicht bloß den südlichen Flügel des Schlosses mit dem schönen Schloßthurme, sondern verband auch das alte Ebeleber Haus durch ein neues Gebäude mit dem Mühlhäuser Hause, so daß das Schloß nun 2 abgeschlossene Höfe bekam. Das über dem Portale befindliche Gräflich-Schwarzburgische Wappen beweist, daß dieser Bau nicht früher durch die alten Besitzer geschah. Auch die Canzelei, der Marstall und wahrscheinlich auch das neben demselben stehende kleine Thürmchen waren sein Werk. Später wurde das Thürmchen mit den Zimmern des Schlosses durch einen hoch liegenden Bohlengang verbunden, der, durch hohe Lindenbäume dicht beschattet, den Herrschaften einen kühlen und anmuthigen Sommersitz und zugleich eine schöne Aussicht über die ganze Gegend gewährte. Doch nicht bloß für das Angenehme, sondern auch für das Nützliche sorgte der brave Graf. Daher ließ er die großen Teiche bei Ebeleben erneuern und frisch anlegen und wandte seine Sorgfalt auch dem Schloßgarten zu, der, von der Natur so sehr begünstigt, nur einer geringen Nachhülfe durch die Kunst bedurfte, um in eine der anmuthigsten Gartenanlagen umgeschaffen zu werden.

Nach ihm folgte im Besitze von Ebeleben zunächst sein Neffe Christian Wilhelm I., seit 1697 Fürst von Schwarzburg-Son-

dershausen, der es sich ebenfalls sehr angelegen sein ließ, diesen angenehmen Landsitz zu verschönern. Er machte sich besonders um die Kirche des Orts verdient, welcher er 1700 durch eine gänzliche Reparatur eine völlig neue Gestaltung gab. Diese Kirche, früher dem heiligen Bartholomäus geweiht, stammte aus sehr alten Zeiten ab. Wenigstens fanden die Prediger Misenus und Biel noch einige heidnische Denkmale in derselben, z. B. die Isis, den Pythischen Apollo u. s. w. Genau läßt sich übrigens das Alter des Gebäudes nicht angeben. Zwar befindet sich am Thurme ein Stein mit einer Inschrift, die aber durch Verwitterung unleserlich geworden ist. Schon dies zeugt für ein hohes Alter und beweist, daß wohl diejenigen mehr Glauben verdienen, welche in dieser uralten Mönchsschrift das Jahr 1055 erkennen, als die, welche das Jahr 1511 annehmen. Offenbar ist der Stein viel älter als der Thurm, der durch den Styl und die Frische seines Baues auf eine neuere Zeit hindeutet. Man sieht auch deutlich, daß der Stein erst später eingeschoben wurde. Wahrscheinlich fand man ihn unter dem Schutte des alten Gebäudes und wollte ihn auf diese Art der Nachwelt aufbewahren. Zur Zeit Christian Wilhelms war übrigens die Kirche halb verfallen, finster und unfreundlich. Daher erneuerte sie dieser Fürst, versah sie mit einer guten Bedachung, mit größern Fenstern und Thüren, und gab ihr im Innern eine bessere Einrichtung.

Was der Vater angefangen hatte, das vollendete der Sohn, der apanagirte Fürst August, welcher Ebeleben zu seinem lebenslänglichen Wohnsitze hatte und 1750 auch hier starb. Er war ein großer Wohlthäter des Orts; denn er gab demselben viel Nahrung und griff überall ein, wo Nützliches und Gutes zu befördern war. Ihm verdankt auch die Kirche ihre noch jetzt bestehende innere Ausschmückung, die Verbesserung der Orgel und des Geläutes. Eben so war er bemüht, dem Schlosse eine, dem damaligen Geschmacke angemessene und eines Fürsten würdige Ausschmückung zu geben. Durch ihn wurde auch Ebeleben das Stammhaus der jetzt regierenden Sondershäusischen Fürstenlinie; denn sein Sohn Christian Günther gelangte 1756 selbst zur Regierung. Dieser, in Ebeleben geboren und erzogen, bewies auch sein ganzes Leben hindurch eine besondere Vorliebe für seinen Geburtsort. Er verbrachte den größten Theil seines Lebens in Ebeleben und sagte oft selbst, daß er sich nie glücklicher fühle, als wenn er hier die erquickende Landluft athmen könne. Da er viel Sinn für Landwirthschaft hatte und das Bauen sehr liebte, so erhielt er das Schloß nicht nur in gutem Zustande, sondern bemühte sich auch, dasselbe immer mehr zu verbessern und zu verschönern und seinen Umfang durch neue Anbauungen zu erweitern. Besonders sorgte er für den Garten, der durch ihn eine ganz neue Gestaltung erhielt und eine Blüthe erreichte, in welcher ihn selbst Fremde mit Vergnügen sahen. Ihm allein verdankt derselbe seine noch jetzt bestehende Einrichtung und Anlage, die lieblichen Schattengänge, die trotz ihres alten holländischen Geschmacks doch immer höchst anmuthig sind, die Ausschmückung mit steinernen Stand-

bildern, die rauschenden Cascaden, die schönen, zum Theil sinn- und kunstreichen Springbrunnen, das großartige Gartenhaus, welches er 1774 erbaute, so wie die Gewächs-, Ananas- und Treibhäuser, in welchen unter andern 1793 und 94 2 Aloestauden zur Blüthe getrieben wurden. Außerdem bepflanzte er auch den großen Safransgarten, der später zu einer Fasanerie eingerichtet wurde, mit den edelsten Obstsorten.

Günther Friedrich Carl I., der dem Vater 1794 in der Regierung nachfolgte, hielt sich ebenfalls häufig in Ebeleben auf, besonders zur Zeit der Jagden, für welche der Ort, gleichsam der Mittelpunkt der ganzen Unterherrschaft, sehr günstig lag. Auch 1806, nach der Schlacht bei Jena, wurde der Fürst von den heranrückenden Franzosen aus diesem Schlosse verjagt. Wegen der großen Eile mußte das Gepäck zurückgelassen werden, welches den Plünderern in die Hände fiel. Da sein landesherrliches Verhältniß zu diesem Amte wegen der sächsischen Hoheit, unter welcher es stand, mehr ein mediatisirtes war, so wünschte er immer, von dieser Abhängigkeit befreit zu sein, besonders seitdem er in seinen übrigen Landen volle Souveränität erlangt hatte. Und auch dies gelang ihm durch eine mit dem Könige von Preußen getroffene Uebereinkunft, nach welcher ihm 1816 das Amt Ebeleben, mit Ausschluß des Dorfes Bothenheilingen, als ein völlig freies und unabhängiges Besitzthum überlassen wurde. Je älter er wurde, desto mehr gewann er die Ruhe und Stille des Landes lieb. Deshalb verlebte er zuletzt die meiste Zeit auf diesem Jagdschlosse und wurde auch hier von der Krankheit überrascht, an welcher er den 22. April 1837 starb. Auf sein ausdrückliches Verlangen wurde er auch am 25. April des genannten Jahrs in dem fürstlichen Grabgewölbe der Ebeleber Kirche beigesetzt.

Fr. Gerber.

Markſußra und die Stiftsſchule zu Ebeleben.

Markſußra iſt ein kleines, zum Fürſtenthume Schwarzburg-Sondershauſen gehöriges Dörſchen, das etwa 500 Schritte öſtlich unter Ebeleben, nicht weit von dem Fluſſe Helbe liegt.*) Der Ort ſelbſt hat kaum 31, zum Theil ſehr kleine Häuſer, erhält aber dadurch Bedeutung, daß er zugleich einen fürſtlichen Meierhof in ſich ſchließt, in deſſen änſehnlichen Gebäuden die Domäne Ebeleben ihre große Schäferei unterhält. Ueber das Alter des Dorfs läßt ſich nichts mit Beſtimmtheit ſagen; doch hört man auf die Sage, ſo ſtand daſſelbe ſchon zur Zeit des Bonifacius. Denn dieſer hielt hier auf einer Wieſe eine Predigt, die auf die Zuhörer einen ſo tiefen Eindruck machte, daß er zum Andenken an dies frohe Ereigniß auf der Stelle, wo er gepredigt hatte, eine Kirche baute, die eben ſo wie die Wieſe ſelbſt den Namen von ihm erhielt.**) Die Bewohner von Markſußra benutzten dieſe Kirche lange, und als dieſelbe mit der Zeit in Verfall gerathen war, erbauten ſie öſtlich hinter dem Meierhofe neben einer daſelbſt befindlichen Mühle eine neue, welche ſie der heiligen Walpurgis weihten. Auch durch dieſe Weihung wollten ſie wahrſcheinlich noch das Andenken an ihren Bekehrer erhalten. Denn nach Paul Jovius in ſeiner Chronik von Käfernburg war die Walpurgis eine von den heiligen Jungfrauen, die den frommen Bonifacius aus England nach Deutſchland be-

*) Falkenſtein führt aus dem autor Thuringiae Sacrae an, Markſußra läge an einem Flüßchen, das in die Helbe fiele. Allein dies Bächelchen, die Clinge genannt, iſt ſo unbedeutend, daß man es faſt mit dem Fuße aufhalten kann.

**) Siehe die Geſchichte Ebelebens in dieſer Schrift.

gleiteten, um ihm bei seinem Bekehrungsgeschäfte beizustehen. Früher war Markfußra ein von Ebeleben ganz unabhängiger, selbst durch die Lehnsverhältnisse getrennter Ort; denn die Herrn von Ebeleben trugen denselben von den Grafen zu Gleichen zu Lehen. Erst nach der Reformation verschmolzen beide Ortschaften zu einer Gemeinde.

Dies an sich unbedeutende Dörfchen hat übrigens dadurch einen Namen in der Geschichte erhalten, daß 1287 der Ritter Albert von Ebeleben daselbst ein Cistercienser-Nonnenkloster stiftete, das sehr berühmt wurde und sich bei immer steigendem Reichthume über 260 Jahre erhielt. Dieser Albert war ein sehr frommer Mann, der aus Sorge für sein und der Seinigen Seelenheil schon früher bedeutende Schenkungen an das Kloster Volkenroda gemacht hatte.*) Indeß sein Eifer trieb ihn noch zu größern Opfern; er entschloß sich auch, seinen eigenen Meierhof zu Markfußra in ein Kloster zu verwandeln. Da dieser Ort ein Lehen der Grafen von Gleichen war, so wandte er sich 1272, noch vor Aufführung des Klosters, an diese, um die Lehnserlassung zu erlangen. Diese Herrn, von gleichem Eifer für Förderung frommer Werke getrieben, willigten gern ein. Die Urkunde über diese Lehnsentlassung findet sich in Falkensteins Thüring. Chronika S. 1267. Sie ist von 2 Grafen unterzeichnet, die beide den Namen Albert führten. Nun ließ unser Albert sogleich 10 gelehrte, adlige Jungfrauen aus dem Kloster Büren**) kommen und bald darauf auch noch 4 bürgerlichen Geschlechts aus Annrode. Da beide Klöster dem Cistercienser-Orden angehörten, so ging diese Ordensverbindlichkeit auch mit auf die neue Stiftung über. Während des Klosterbaues, der 2½ Jahre dauerte, unterhielt Albert jene 14 Nonnen auf seine Kosten. Er wies ihnen einstweilen die Walpurgiskirche an, die er von Grund aus hatte „renoviren" lassen. Unterdessen wurde der Bau des neuen Klosters mit allem Eifer betrieben, und da Alle, welche an diesem Werke arbeiteten, Ablaß erhielten, so fehlte es auch nicht an Händen zur Förderung desselben. Albert schlägt die hierauf verwendeten Kosten auf 25 Mark an. Gleich nach Vollendung des Baues nahmen die Jungfrauen Besitz vom Kloster und begannen ihr andächtiges Wirken.

Indeß noch fehlte der neuen Stiftung die höhere Bestätigung. Doch diese zu erlangen konnte dem frommen Albert nicht schwer fallen, da sein Bruder Heinrich Erzbischof von Mainz war; und

---

*) Man vergleiche hier den Artikel über Ebeleben in dieser Schrift.

**) In der Stiftungsurkunde steht fälschlich Burm. Büren und Annrode, zwei berühmte Klöster auf dem Eichsfelde, mußten einen großen Ueberfluß an frommen Jungfrauen haben, denn sie bepflanzten auch noch andere neue Klosterstiftungen, z. B. das Kloster Worbis.

da sich dieser 1287 zufällig wegen einer Friedenshandlung in Erfurt aufhielt, so begab sich der Stifter ebenfalls nach dieser Stadt und erhielt, gegen Erlegung von 10 Mark, die Confirmation seiner Stiftung. Bald darauf hielt der Kaiser Rudolph in dieser Stadt eine Reichsversammlung, an welcher, außer vielen hohen Geistlichen, auch ein päpstlicher Nuncius Theil nahm. Auch diese Gelegenheit benutzte Albert für seinen Zweck. Er wurde wegen seines frommen Eifers von der ganzen Versammlung mit Wohlwollen aufgenommen und erhielt, außer der kaiserlichen Bestätigung, von den 31 hier und in Mühlhausen anwesenden hohen Geistlichen noch vielen Ablaß für seine Nonnen, nämlich 31 Carenen *) und auf ein Jahr 400 Tage Ablaß. Dieser große geistliche Segen allein mußte den Stifter mit den besten Hoffnungen für sein Kloster erfüllen; denn er war ein unvertilgbarer Schatz, der, wohlbenutzt, zur unversiegbaren Quelle stets zuströmenden Reichthums werden mußte. Aber auch Albert selbst hatte es an einer reichen Ausstattung des frommen Hauses nicht fehlen lassen. Nach der Stiftungsurkunde schenkte er dem Kloster gleich bei der Stiftung viele Ländereien, Waldungen und Zinsfrüchte. Doch bei dieser ersten Schenkung ließ es der fromme Mann nicht bewenden. Denn gleich nach Vollendung des Klosterbaues fügte er „zur Beförderung seiner und seines Weibes Jutta und seiner Kinder Seligkeit“ noch 60 Malter Früchte aus eignen Mitteln hinzu, und in seinem Testamente vermehrte er diese Schenkungen abermals mit 70 Malter Roggen, Weizen und Gerste, so Thalebra und Rockstädt liefern sollten, „damit die Nonnen nach seinem Tode den durch ihn verderbten Leuten etwas auszahlen und den Armen für seine Vergehungen Almosen reichen könnten.“

Schon diese großen Schenkungen boten überflüssige Mittel, um 14 Nonnen anständig zu ernähren. Denkt man aber dazu den großen geistlichen Schatz, mit dem sie für alle Zeiten frei wuchern konn-

---

*) In der Urkunde heißt es: obtinui unam et triginta Carenam et annum et quadringentas dies Venalium, quas relaxant omnibus vere contritis et confessis singulis diebus, quibus diotae Ecclesiae Sanctimonialium manum porrexerint adjutricem. Also ein Opfer an die Kirche war die Bedingung, um diesen Ablaß für jeden einzelnen Tag zu erlangen. Carena ist nach Dufresne glossarium ad script. mediae et infimae latinitatis zusammengezogen aus quadragena und bezeichnet 1) ein Fasten von 40 Tagen; 2) das Recht, dieses Fasten zu erlassen. In dem letztern Sinne muß es in unserer Urkunde genommen werden. Die Carena war eine sehr harte Strafe, die nur wegen eines schweren Verbrechens von den höchsten Geistlichen auferlegt werden konnte. Sie war mit allen möglichen Entbehrungen verbunden. Daher war es auch sehr wichtig und eine ergiebige Quelle des Gewinns, wenn einem Kloster die Macht gegeben war, von dieser Strafe zu entbinden. Mithin wurde unser Kloster durch dies Geschenk sehr bevorzugt. Venalia beziehen sich nur auf leichtere Sünden, die durch Lösung eines Ablaßbriefs abgekauft werden konnten.

ten, ohne ihn je zu erschöpfen, so wie den Geist jener Zeiten, dem vorzugsweise der Glaube aufgeprägt war, daß nur Bereicherung der Kirchen und milden Stiftungen den Weg zum Himmel bahne, so darf man sich nicht wundern, wenn unser Kloster im Laufe der Zeit zu einem außerordentlichen Reichthume an Grundbesitz und Capitalvermögen gelangte. Auch fehlte es nicht an Gläubigen, die demselben immerfort neue Schenkungen machten. Dies thaten schon 1311 die beiden Söhne Alberts, Ludolf I. und II. Eben so verpflichtete ein Bürger aus Salza Namens Wigand die Städte Frankenhausen und Arnstadt durch ein überwiesenes Capital, dem Kloster Markfußra jährlich eine Mark löthigen Silbers auszuzahlen. Die Urkunde über diese Schenkung findet man in Heidenreichs Geschichte Schwarzburgs S. 157.

Doch den meisten Gewinn mochten wohl die frommen Jungfrauen von ihrem Ablaßhandel ziehen. Daher wurde auch sehr bald alljährlich zu Walpurgis, den 1. Mai, aus der Nähe und Ferne eine allgemeine Wallfahrt nach dem Kloster Markfußra angestellt, um hier Vergebung der Sünden zu erlangen. Wie groß die Menge des zuströmenden Volks sein mochte, kann man daraus schließen, daß sich den Bußfertigen auch bald Gewinnsüchtige zugesellten, welche diese zahlreiche Versammlung zum Handel benutzen wollten. So entstand der Jahrmarkt, früher Walper-Ablaß genannt, der auch bis in spätere Zeiten, nachdem das Kloster bereits aufgehoben war, alle Jahre auf der großen Wiese bei Markfußra gehalten wurde. Doch bei der oft unzählbaren Menge von Menschen, die sich größtentheils einem unmäßigen Genusse erhitzender Getränke hingaben, konnte es nicht an feindlichen Berührungen fehlen. Nach und nach entwickelte sich hieraus eine so große Unordnung, daß ganze Gemeinheiten gegen einander aufs Feld rückten und förmliche Schlachten lieferten, in welchen nicht selten mehrere Menschen erschlagen wurden. Da es nun schwer hielt, diesem Uebel auf offnem Felde zu steuern, so wurde der Markt nach Ebeleben verlegt, weil man hier die versammelte Menge eher übersehen konnte und auch kräftigere Mittel hatte, mit polizeilichen Maßregeln schnell einzuschreiten. Uebrigens mußte wohl dieser Jahrmarkt ein reicher Erwerbszweig für die Nonnen werden, indem er den Absatz ihrer Ablaßbriefe ungemein beförderte. Daher wurde auch das Kloster nach und nach so reich, daß es den Neid der Zeitgenossen weckte und häufige Raubangriffe auf seine Reichthümer veranlaßte, die sich um so öfterer erneuern mochten, da es dem einsam und abgeschieden gelegenen Hause an den nöthigen Mitteln fehlte, sich gegen solche Angriffe zu schützen. Selbst auf persönliche Mißhandlungen der Nonnen mochte es wohl mitunter bei diesen räuberischen Ueberfällen abgesehen sein. Da nun die frommen Jungfrauen nirgends hinreichenden Schutz fanden, so wandte sich die Aebtissin zuletzt an den Papst Clemens VI., und dieser sagte denselben durch eine eigene Bulle vom 5. März 1347 seinen Schutz zu. Sie ist an den Decan zu

Heiligenstadt gerichtet und macht diesem ausdrücklich zur Pflicht, sich des Klosters anzunehmen und es gegen die Anfälle, welche räuberische und frevelhafte Menschen sowohl auf die Nonnen selbst, als auch auf ihre Güter machen möchten, mit den Waffen der Kirche aufs kräftigste zu schützen. Die Bulle ist noch im Original vorhanden.

Doch gegen die Angriffe der Münzerschen Bande konnte sie weder geistliche noch weltliche Gewalt schützen; denn diese drang 1525 mit fanatischer Wuth herein, mißhandelte die Nonnen auf eine viehische Art, plünderte das Kloster rein aus und zerstörte es fast ganz. Da sich unter den Räubern auch viele Schwarzburgische Unterthanen befunden haben sollen, so nahm deshalb der damalige Herr von Ebeleben, Apel, den Grafen von Schwarzburg in Anspruch und verlangte Schadenersatz; aber er erreichte seinen Zweck nicht. Von diesem harten Schlage konnte sich das Kloster nie wieder erholen. Auch hatten die damals schon allgemein verbreiteten Grundsätze der Lutherischen Lehre den warmen Eifer der Hohen und Niedern für solche fromme Stiftungen abgekühlt. Daher schienen auch die Ritter von Ebeleben von jener Zeit an weniger Sorge für ihr Kloster zu tragen; und vielleicht hatten sie schon damals den Gedanken gefaßt, dasselbe aufzuheben und seine Güter einzuziehen. Wenigstens waren schon 1544, wo die Reformation auch in Ebeleben eingeführt wurde, 3 vacante Stellen nicht wieder besetzt worden, und da um diese Zeit eine pestartige Krankheit noch 3 Nonnen hinwegraffte, so hob Hans von Ebeleben 1551 das Kloster wirklich auf. Die noch übrigen Schwestern wurden bis zu ihrem Tode verpflegt.

Hans war ein sowohl von Seiten des Geistes, als des Herzens ausgezeichneter Mann, der eine für seine Zeiten hohe Bildung besaß und deshalb gern die Hand bot, wenn es sich um Förderung gemeinnütziger Zwecke handelte. Daher ließ er sich auch durch den damaligen Prediger von Ebeleben, Justus Winter, leicht bestimmen, nach dem Beispiele anderer Fürsten und Herrn einen Theil der eingezogenen Klostergüter zur Erziehung und Unterweisung einiger armen Knaben zu verwenden. Und so entstand 1552

Die Stiftsschule zu Ebeleben,

die bis zum Jahre 1829, also in einem Zeitraume von 278 Jahren vielen Jünglingen zur Bildung und Veredlung förderlich war und zur Zeit ihrer vorzüglichsten Blüthe unter den kleinern Erziehungsanstalten Deutschlands Epoche machte.

Hans nahm sofort 9 Knaben auf sein Schloß, welche hier frei unterhalten und von einem eigens dazu angenommenen Lehrer unterrichtet wurden. Um aber dem Institute einen unabhängigen Be-

stand zu sichern, ließ der Ritter sogleich ein altes, neben dem Schlosse gelegenes Gebäude, in welchem vormals ein Prälat gewohnt hatte, zur Schule einrichten, und schon 1553 wurde der erste Rector, damals Schulmeister genannt, mit seinen Schülern durch den M. Winter in dies Gebäude eingeführt. Da aber dies Haus sehr baufällig war, so wurde es 1557 von Grunde aus neu aufgeführt. Noch jetzt liest man an der östlichen Ecksäule desselben die Worte:

Erectae anno 1557 mense Junio die 26.

Da dies Haus in dem untern Geschosse nur 2 große Schulstuben nebst dem nöthigen Raume für Aufbewahrung des Holzes enthielt, im obern aber, außer den Schüler-Zellen, bloß eine kleine Stube mit 2 Kammern für den Rector, so läßt sich nicht denken, daß der Lehrer gleich anfangs für die Beköstigung der Schüler habe sorgen müssen. Denn dies hätte eine weitläufige Wirthschaft nöthig gemacht, zu der es im Hause durchaus am Raume fehlte. Nicht einmal für eine Küche war gesorgt, woraus man schließen kann, daß anfangs selbst der Lehrer seine Beköstigung vom Schlosse, oder vom Gute erhielt. Später mochte dies wohl den Herrn von Ebeleben lästig fallen; daher übertrugen sie dem Rector die Unterhaltung der Schüler gegen bestimmte Deputate, mit welchen er an das Gut gewiesen war. Der beschränkte Raum der Wohnung hätte daher schon früher eine Erweiterung derselben nöthig gemacht; aber erst 1657 wurde diesem Bedürfnisse durch den Anbau eines neuen Hauses, zur Wohnung für den Rector bestimmt, abgeholfen.

Wie sehr übrigens die Ritter ihr neues Institut begünstigten, geht schon daraus hervor, daß sie die Zahl der Schüler von 9 bis 15 erhöheten. Der Zweck desselben war, den Alumnen eine gelehrte Schulbildung zu geben; deshalb wurden sie auch nur dann aufgenommen, wenn sie fertig lesen und schreiben und im Lateinischen decliniren und conjugiren konnten. Den Elementarunterricht der neu aufgenommenen Schüler besorgte der jedesmalige Cantor des Orts, der überhaupt die Stelle eines Unterlehrers bei der Anstalt vertrat, und deshalb studirt haben mußte. Jeder Schüler konnte anfangs 6 Jahre im Stifte bleiben; später nur 5 Jahre. Neben einer gelehrten Schulbildung war besonders Religion und Sittlichkeit die Tendenz dieser Anstalt. Daher konnte man dieselbe mit Recht als die Fortsetzung des Familienlebens betrachten, bei dem der Rector den Vater machte und Alles mit seinen Kindern theilte, selbst die Mahlzeiten, und jeden ihrer Schritte beobachtete und leitete. Mit feierlichem Gesange und Gebete wurde jeder Tag begonnen und beschlossen; besonders war dies der Fall vor und nach Tische, und um auch während der Mahlzeit für Geist und Herz zu sorgen, wechselten hier Vorlesungen aus der Bibel und andern nützlichen Schriften mit dem Hersagen kernhafter Sittensprüche (sententiae aureae), und an be-

stimmten Tagen mußte auch ein Schüler einen historischen Vortrag über einen vom Rector aus der Geschichte gegebenen Zeitabschnitt halten. Kein Wunder also, wenn unter solchen Umständen ein großes Drängen nach der Stiftsschule war; daher fand sie auch 1601 wo Ebeleben an die Grafen von Schwarzburg verkauft wurde, eine vorzügliche Berücksichtigung. Denn damals wurde eine besondere Stiftungsurkunde über diese Anstalt aufgesetzt, und die Grafen mußten sich verpflichten, diese Stiftung für alle Zeiten unverändert zu erhalten. Zugleich behielten sich die Herrn von Ebeleben das Recht vor, 5 Stellen in dieser Anstalt besetzen zu dürfen; die 10 übrigen wurden den Grafen überlassen. Doch die alten Herrn scheinen sich in der Folge wenig um Ebeleben bekümmert zu haben. Daher wurden ihre 5 Stellen nicht weiter besetzt, so daß es bloß bei den 10 Schwarzburgischen Stellen blieb. Der leidige 30jährige Krieg hatte auch auf die Stiftsschule einen sehr nachtheiligen Einfluß, so daß man froh sein mußte, wenn sich der Lehrer nur mit 10 Alumnen erhalten konnte. An sich waren auch die verabreichten Deputate und Geldbeiträge nicht von der Art, daß man deshalb schon zur Zeit jenes Kriegs große Ansprüche an den Rector hätte machen können. Für Brod, Bier und Holz war hinreichend gesorgt, aber nur nicht für das Geldbedürfniß. Denn 148 Thaler 18 Groschen zur Besoldung und Beköstigung eines Lehrers mit 10 Schülern mochten für die Zeiten der ersten Stiftung genügen, wo 5 Thaler schon ein großes Kapital waren; aber den nachmaligen Zeiten entsprachen sie nicht mehr, die bei ihren gesteigerten Anforderungen und Bedürfnissen mit einer an das Gesetz der Stabilität gebundenen Schullehrerbesoldung sehr bald in das grellste Mißverhältniß treten mußten. Uebrigens mußte dieses Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe im Laufe der Zeit immer stärker werden und, da keine Abhülfe geschah, die endliche Auflösung der Anstalt nothwendig herbeiführen. Diese erfolgte auch 1829, indem der damals regierende Fürst Günther Friedrich Carl I. die Stiftsschule aufhob, ihren Fonds mit dem des in Sondershausen errichteten neuen Gymnasiums verband und den letzten Rector der aufgelösten Anstalt, den Verfasser dieser Nachrichten, als Professor bei jener neuen Schule anstellte.

Noch bleibt mir übrig, die Rectoren der Stiftsschule der Reihe nach anzuführen.

1) Anton Stange, der erste Rector des Stifts, wurde 1553 vom Pastor Winter eingeführt. Zu seiner Zeit veranstaltete der Kurfürst August eine allgemeine Kirchen- und Schulvisitation in allen sächsischen Ländern, die den Zweck hatte, dem geheimen Calvinismus entgegen zu wirken und die Einheit des evangelischen Glaubens wieder herzustellen. Die hiermit beauftragte Commission kam 1575 auch nach Ebeleben, wo ihr Stange seinen Lectionsplan vorlegte. Aus diesem geht hervor, daß die Stiftsschule gleich anfangs den Zweck

hatte, ihre Zöglinge für den Gelehrtenstand zu bilden. Denn das Lateinische und Griechische machten die Hauptgegenstände des Unterrichts aus. Es wurden die Briefe des Cicero, der Terenz und der Virgil gelesen. Stange starb 1578, und ihm folgte

2) Melchior Hammer, von dem wir weiter nichts wissen, als daß er 1616, im 37. Jahre seiner Amtsführung starb.

3) Marcus Paulus Jovius, eigentlich Paul Götze; war geboren zu Themar in Franken, wo sein Vater, Johann Götze, Prediger war. Seine erste Schulbildung erhielt er zu Schleusingen; als aber später sein Vater als Decan nach Sondershausen berufen wurde, vollendete er auf der Schule dieser Stadt seine Schulstudien unter dem Rector Stophius und begab sich dann nach Wittenberg, wo er sich 1598 den Magister-Grad erwarb. Götze war ein sehr gelehrter Mann, besonders ein tiefer Kenner der Geschichte. Daher wurde er bald nach seiner Rückkehr von der Universität als Conrector in Arnstadt angestellt und 1616 von da als Rector nach Ebeleben versetzt, wo er 16 Jahre lang mit rühmlichem Eifer wirkte und den 4. Juli 1633 starb. Er hat sich besonders durch seine historischen Schriften einen berühmten Namen erworben. Er nannte sich vor denselben Paulus Jovius, theils der Sitte der damaligen Zeit gemäß, theils aus Vorliebe für den 1552 verstorbenen berühmten italienischen Geschichtschreiber gleiches Namens. Götze hat von 39 merkwürdigen Orten Chroniken hinterlassen; doch sein vorzüglichstes historisches Werk war sein chronicon Schwarzburgicum, das noch jetzt als die Hauptquelle der Schwarzburgischen Geschichte betrachtet wird. Er selbst ließ keines seiner geschichtlichen Werke drucken; um so verdienstlicher war es daher, daß der Rector Schöttgen in Dresden dies merkwürdige Chronicon 1753 in seinen Diplomatarien abdrucken ließ.

4) Johann Schubarth wurde 1634 als Rector eingeführt. Zu seiner Zeit hatte Ebeleben die größten Drangsale durch den 30jährigen Krieg zu erdulden. Gleich nach dem Antritte seines Amts wurde sogar der würdige Pastor Müller von einem Schweden erschlagen. Schubarth starb 1649.

5) Johann Christoph Kayser, geboren zu Greußen. Seine Schulstudien machte er auf dem Gymnasium zu Eisleben und studirte dann in Jena. Wegen seiner Geschicklichkeit wurde er früh als Lehrer in Arnstadt angestellt und von da 1650 als Rector nach Ebeleben versetzt, wo er bis 1691, also 41 Jahre, mit großem Segen wirkte. Denn er war nicht bloß ein geschickter Lehrer, sondern auch ein so guter und frommer Mann, daß ihn seine Schüler als ihren Vater

verehrten. Seine zweite Frau, welche ihn überlebte, hat sich durch ein Legat zum Besten der armen Schulkinder in Ebeleben ein bleibendes Denkmal gestiftet.

6) Johann Melchior Hoffmann, gebürtig aus Breitenbach, auf dem Thüringerwalde, war ebenfalls ein sehr geist- und kenntnißreicher Mann, dessen gemüthliche, lateinische Elegien noch spät mit Wohlgefallen gelesen wurden. Um so mehr war es zu beklagen, daß er durch immerwährende Kränklichkeit gehindert wurde, von seinen Kenntnissen den erwünschten Gebrauch zu machen. Er litt so am Podagra, daß er oft 8 bis 12 Wochen keine Schule halten konnte. Er starb 1720 in großer Armuth.

7) M. Joachim Bein aus Schernberg gebürtig, ebenfalls ein tüchtiger Lehrer, der in kurzer Zeit seine Schule von ihrem tiefen Verfalle zu einem ziemlich hohen Standpunkte zu erheben verstand. Seine Schüler lasen den Cäsar, Cicero, Virgil und Horaz. Um so mehr war es zu bedauern, daß er 1739 als Prediger nach Himmelsberg ging.

8) Johann Gottlob Mechtold gebürtig aus Urbach, wo sein Vater Prediger war. Als Hofmeister der Kinder des in Ebeleben lebenden Fürsten August bildete er sich zum guten Pädagogen aus und erzog auch als Rector viele brave Schüler, die sich später als brauchbare Männer im Staatsdienste auswiesen. Schade, daß er durch sein mechanisches Talent zur Alchymie verleitet wurde, die ihm viele Zeit und viel Geld raubte. Er starb 1766.

9) Ludwig Friedemann Gerber, geboren den 15. März 1739 zu Sondershausen, wo sein Vater Hoforganist und Kellerschreiber war. Er erhielt in seiner Vaterstadt unter dem Rector Reif seine Schulbildung und ging 1758 nach Jena, wo er Theologie studirte. Er besaß gründliche Kenntnisse in der lateinischen Sprache und der Geschichte und nahm 1766 das Rectorat in Ebeleben an, in welchem er auch so glücklich war, mehrere brave Schüler bis zur Universität auszubilden. Später wurde er durch fortwährende Kränklichkeit sehr in seiner Wirksamkeit gehindert. Er starb den 23. Febr. 1803 an der Brustwassersucht.

10) Friedrich Wilhelm Ernst Gerber, Sohn des vorigen Rectors und Verfasser dieser Nachrichten, durch deren Niederlegung er die heilige Pflicht der Pietät gegen ein Institut zu erfüllen glaubte, dem er seit einer Reihe von mehr als 50 Jahren durch die wichtigsten Lebensverhältnisse angehörte. Er ward geboren den 14. November 1776, erhielt seinen ersten Unterricht vom Vater und besuchte seit 1791 das

Waisenhaus zu Halle und das Gymnasium zu Gotha. 1796 ging er nach Jena, wo er Theologie und Philologie studirte. Schon 1798 mußte er seinem kranken Vater in seinem Lehramte beistehen. Hierauf wurde er zum wirklichen Rector ernannt und den 21. Januar 1801 von dem damaligen Inspector Giseke eingeführt. Er suchte nach Kräften das in Verfall gerathene Institut zu heben und war auch so glücklich, mehrere brave Schüler für die Universität vorzubereiten. So wirkte er bis zum Jahre 1828, wo die Stiftsschule aus Mangel an hinreichenden Unterhaltungsmitteln aufgehoben wurde. Gerber selbst wurde zu Ostern 1829 als Professor bei dem neu errichteten Gymnasium zu Sondershausen angestellt.

Fr. Gerber.



Herzberg.

Herzberg.

Das Schloß blickt auf ein Meer
Von hohen Waldeskuppen,
Sieht frischen Wiesengrund
Mit Bach und Felsengruppen,
Sieht schönbebautes Land,
An Stadt und Dörfern reich,
Darin ein biedres Volk,
Dem bravsten Volke gleich.

Adolf Bube.

Mit Stolz und fürstlicher Majestät, noch völlig erhalten und mit Mauern und Thürmen wohl bewahrt, blickt Schloß Herzberg von hohem Felsen in das Thal herab und schimmert weit in die Ebene hinaus, der Landschaft eine köstliche Zierde. Ernst und Ehrfurcht erweckend horstet es auf der isolirt daliegenden Höhe, und der Hannoveraner, wenn er auf der Heerstraße, welche unten am Fuße des Berges hinläuft, daher wandert, bleibt sinnend stehen und schaut mit wehmüthigen Gefühlen hinauf zu der alten Burg, welche die Wiege und den Sarg manches Fürsten des Landes gesehen hat, so wie das häusliche Glück, das Leben und Treiben so manches Nachkommen von Heinrich dem Löwen.

Obwohl der zu den Füßen des Schloßberges liegende Flecken Herzberg mehrere Sehenswürdigkeiten aufzuweisen hat, wenden wir uns doch zuerst zum merkwürdigsten Punkte der Gegend, zum Schlosse.

Der Berg, auf welchem es liegt, eine der letzten Höhen des südwestlichen Harzes, steigt, von der Ebene her, allmählig empor, und fällt, gegen das Hochgebirge gewendet, steil in's Thal herab.

Auf dem höchsten, nordöstlichen Punkte dieses Felsens, der von drei Seiten her vom Thale durch steile Bergwände abgeschnitten ist, liegt das ziemlich weitläufige Gebäude stolz und sicher und schaut mit Herrschermiene auf Thäler und Wälder hernieder. Von dem Thale aus betrachtet, macht seine gegen Westen gerichtete, lange Fronte einen ganz besonders günstigen Eindruck und man starrt bewundernd hinauf zu dem gewaltigen Gemäuer, das, wie ein Adlernest auf die Felsenspitze gebaut, der Kühnheit und Kraft des Erbauers eine Lobrede hält.

Drei Wege führen zu der lustigen Höhe hinan. Der erste, bequemste und am meisten benutzte, besteht aus einer Steintreppe von 265 Stufen, welche, vom Flecken Herzberg aus, gemächlich in mehreren Winkeln und Absätzen bis zum Schlosse hinaufleitet und auf der man in den vordern Schloßhof gelangt. Der zweite Weg, oder der eigentliche alte Schloßweg, ist eine steile, hohle und gefährliche Fahrstraße, die zum äußersten Thore führt. Der Weg geht hier durch die beiden gewältigen Burgthore hindurch, deren eisenbeschlagene Pforten einst dem mächtigsten Feinde Halt gebieten mußten. Zwischen starken Mauern, aus lauter runden Kieseln zusammengekittet, kömmt man alsdann auf den Turnierplan, der mit Schattenbäumen umpflanzt ist. Der dritte Weg, welcher sich von Süden her, wo der Berg am wenigsten steil emporsteigt, hinaufzieht, aber einen bedeutenden Bogen macht, wird der Leichenweg genannt. Er wurde angelegt, als die Mutter eines auf dem Schlosse wohnenden Amtmanns, Gieseke, im starren Winter gestorben war, und der Sarg auf dem eisblitzenden, steilen Schloßwege weder hinuntergefahren, noch hinunter getragen werden konnte. Auf diesem Wege sieht man einen großen, weißen Kalkstein, dem man den Namen „Freudenstein" und „Fräuleinstein" beigelegt hat. Woher diese Benennung entstanden ist, wird weiter unten erinnert werden. — In der Nähe dieses Steines ist ein Lust- und Gemüsegarten eingerichtet. —

Wir wählen den bequemsten Weg und steigen die 265 Stufen der Steintreppe hinan bis zu den Mauern des Schlosses. Mit Bewunderung betrachten wir das Material, welches zu demselben verwendet worden ist, denn sie bestehen ganz und gar aus lauter kleinen runden Bachkieseln, wie sie das Thal in unzählbarer Menge darbietet, welche durch einen festen Kitt mit einander verbunden sind. Wir treten in den Vorhof, wo noch die Stechbahn ist, und von hier gelangen wir durch einen Mauergang zu dem innern überwölbten Schloßthore. In der Eichenpforte befindet sich noch das Noththürchen, welches, enge und schmal, mit dem Uebersteigbrett versehen ist und noch jetzt denjenigen Bewohnern des Schlosses geöffnet wird, welche etwa zur Nachtzeit heimkehren. In diesem Thorgewölbe befinden sich die Amtsgefängnisse. Treten wir nun in den innern Hof, so ist von den Gebäuden, welche denselben einschließen, der östlich gelegene Flügel derjenige, an welchem der Zahn der Zeit am meisten genagt hat. Er wurde schon vor vielen Jahren zum Kornmagazine umgeschaffen. Die drei übrigen Flügel werden von Beamten be-

wohnt, und wenn man durch die langen Corridors und hohen Gemächer, besonders des westlichen Theils, wandelt, kann man sich leicht im Geist in die Zeit zurücksetzen, wo hier eine fürstliche Hofhaltung war. In dem nordöstlichen Winkel des innersten Burghofs, der ein großes, längliches Quadrat bildet, steigt ein in einem besondern Stile erbauter Thurm empor, der fast einem Minaret gleicht. Er verdankt den Herzögen Christian Ludwig und Johann Friedrich seine Erbauung.

Von besondern Merkwürdigkeiten findet sich wenig. Das Auge des Geschichtsfreundes wird durch Inschriften, Namenszüge, Wappen u. s. w., welche sich hier und da an Mauern, Thürmen und Thoren befinden, gefesselt. Das Archiv, in welchem sich sehr viele Actenstücke, besonders aus Herzog Georgs Zeiten, befinden, ist noch wenig benutzt und enthält des Merkwürdigen und Interessanten gewiß mancherlei. Theile einer künstlich gearbeiteten Wiege, welche gezeigt werden, werden für die Wiege König Georg II. ausgegeben. Ob dieser nachherige König von England, wie behauptet wird, hier geboren wurde, ist vielfach bestritten worden; aber doch wohl ohne Grund, da es keinem Zweifel unterworfen ist, daß er hier getauft wurde.

Was die nächsten Umgebungen anbetrifft, so senkt sich der Berg, gegen Abend, gleich von den Mauern des Schlosses steil zum Thale hinab und ist daher nur hier und da mit einzelnen Sträuchen und Gebüschen bewachsen; gegen Mittag aber zieht sich ein Laubhölzchen fast bis an die Burg heran, und die beiden übrigen Seiten, welche die steilsten und nach dem Flecken Herzberg gerichtet sind, umzieht der Schloßgarten, der aus schmalen Graswegen, die hier und da mit alten Bäumen bepflanzt sind, besteht. Der Naturfreund findet hier eine Merkwürdigkeit. Die große Weinbergschnecke, helix pomatia, hält sich nämlich, trotz Kälte und Wind, hier oben in den Kräutern und Moosen auf. — Die Aussicht von hier auf den tief unten liegenden Ort und dann hoch zum Gebirge hinauf, ist sehr schön. Freundlich liegen tief unten die Häuser von Herzberg, in der Tiefe klein und zierlich anzuschauen wie ein Weihnachtsgarten zum Spielzeug der Kinder. Dort liegt das weite Thal und die Sonne strahlt auf Millionen glatter Bachkiesel, welche den unübersehbaren Grund bedecken und zwischen denen der winzig scheinende Hirt seine Schafe weidet, die, von dieser Höhe gesehen, wie umherwimmelnde Ameisen erscheinen. Herrliche Höhen schließen das Thal ein und den Hintergrund bildet der Urwald. Von ihm her drängt sich, wie eine blaue Schlange, das schmale Silberband der Sieber, wälzt zu unsern Füßen in vielfachen Ringen ihre kleinen Wellen über den ebenen Kiesgrund, und läßt nicht ahnen, zu welchem schrecklichen Strome sie anschwellen kann, denn wenn der finstere Geist des Gebirges grollt, den Nebeln winkt, sie zu Wolken zusammenballt und unendlichen Regen herabstürzen läßt; so wird das Bächlein ein Strom, steigt mächtig empor und macht das Thal zum See. Wer die Wasserschlange so zorngeschwellt gesehen, der wird die große Holzbrücke,

welche sich in einem hohen Bogen über das unscheinbare, mattfließende Wässerchen weit hinaus auf das Trockene legt, gewiß nicht unnütz oder gar lächerlich finden. — Treten wir auf eine andere Stelle des Schlosses, blicken wir hin nach Osten, wo aus geringer Entfernung die grauen Felsenzacken der alten Burg Scharzfels herübergrüßen, oder nach Süden und Südwesten, so bieten sich neue und eben so schöne Landschaftsbilder dar.

Behaglich strecket dort das Land sich
In Ebnen aus, weit, endlos weit,
Mit Thürmen, Wald und Flur, und windet
Der Bäche Zier in's bunte Kleid.

Hier steigt es plötzlich und entschlossen
Empor, stets kühner himmelan,
Mit grünem Laub das Haupt umgossen,
Vertritt den Wolken ihre Bahn.

Bald hängt mein Auge freudetrunken
Hier an den Felsen schroff und wild,
Bald ist die Seele still versunken
Dort in der Ferne Räthselbild.

Wer der Erbauer des Schlosses gewesen, wer diesen Felsen schicklich fand, eine Veste darauf zu bauen, ist durch authentische Nachrichten nicht zu erweisen, denn das ältere Archiv wurde von einem Feuer verzehrt, welches im Jahr 1510 im Schlosse ausbrach und großen Schaden anrichtete. Wahrscheinlich legte ein Graf von Lauterberg oder Lutterberg, Werner, edler Vogt des nicht fern von Herzberg liegenden Klosters Pölde, im Jahr 1024, den ersten Grund dazu. Er war nämlich ein großer Jagdfreund und da er oft in dieser Gegend jagte, seine Burg aber etwas entfernt lag, so bauete er auf den hochstrebenden Felsen ein Jagdschloß, welches er Hirschberg, Hirzberg, nannte, woraus nachher Herzburg wurde. Sein Sohn Burchard vergrößerte es und machte es zu seinem und seiner Nachkommen beständigem Wohnsitze. Als die alten Lauterberg'schen Grafen in der Mitte des zwölften Jahrhunderts ausstarben, nahmen die Vormünder Heinrich des Löwen ihre Besitzungen, und also auch Herzberg, als eröffnete Lehen zurück. Später saßen Heinrich des Löwen Vögte darauf. Nach des tapfern Löwenherzogs Tode (1195) kam Herzberg, bei der Theilung des Landes unter seinen Kindern im Jahr 1203 an seinen Sohn, den Kaiser Otto IV., dessen Gemahlin nach Otto's Tode einige Zeit auf Herzberg, als ihrem Wittwensitze, wohnte. Im Jahr 1279 fiel Herzberg, nach dem Tode Herzog Albrecht des Großen, bei einer neuen Theilung des Landes, an Herzog Heinrich den Wunderlichen, der seine Hofhaltung oft wechselte und bald zu Grubenhagen, bald zu Osterode, bald zu

Rotenkirchen und Katlenburg, aber auch sehr oft hier zu Herzberg verweilte, und von dessen Nachkommen, besonders Grubenhagenscher Linie, es auch die gewöhnliche Residenz blieb. Der jüngste Sohn Heinrich des Wunderlichen, Wilhelm, stiftete eine eigene Herzberg'sche Linie, starb aber ohne Nachkommen. Der Bruder dieses Wilhelm, Ernst, welcher zu Eimbeck residirte, erbte die Besitzungen des Bruders; seine Witwe, eine geborne Gräfin von Eberstein, wohnte noch lange Zeit einsam in stiller Trauer auf dem alten Schlosse zu Osterode. Von Ernst's Söhnen bekam der vierte, welcher Friedrich hieß, Herzberg und Osterode als Apanage. Friedrich ward Vormund Erichs, des einzigen Sohnes seines ältesten Bruders Albrecht II., der zu Salz der Helden Hof hielt. Dieser Erich führte, als er mündig geworden war, im Jahr 1415 einen förmlichen Krieg um Scharzfels und Lauterberg mit dem Grafen Heinrich von Höhenstein, schlug ihn bei dem Dorfe Osterhagen, und nahm in dem blutigen Treffen drei Hohensteiner gefangen, die sich später mit 8000 Gulden auslösen mußten. Albrecht III., Erichs Sohn, setzte Herzberg seiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin von Waldeck, zum Leibgeding aus. Ihm folgte Philipp I., der oft gepriesene Mann, welcher so glücklich war, das Fürstenthum Grubenhagen allein zu besitzen, sich im Jahr 1534 zu Luthers Lehre bekannte, und sich oft zu Herzberg aufhielt. Auch seine jüngern Söhne, Wolfgang und Philipp II., liebten den schönen lustigen Sitz zu Herzberg auf der freien, weitschauenden Felsenhöhe. Von dem Erstern erschien im Jahr 1593 eine neue Bergordnung; mit dem Letztern starb die Grubenhagen'sche Linie aus und zu Osterode ward Philipp im Jahr 1596 neben seiner ihm vorangegangenen Gemahlin Clara von Wolfenbüttel, begraben und Fürstenhut, Helm, Wappen, Siegel und Schwert ihm in das Gruftgewölbe mitgegeben (s. den Art. Osterode). Die Linien von Wolfenbüttel und Celle stritten sich jetzt eine Zeit lang um das erledigte Land, bis der Kaiser der Wolfenbüttler Linie im Jahr 1617 befahl, der Celle'schen das ganze schöne Besitzthum abzutreten.

In diese Zeit fällt der denkwürdige Vertrag zwischen den sieben Söhnen des Celle'schen Herzogs Wilhelm, deren Selbstentäußerung zum Besten der Landeswohlfahrt vielleicht nirgends ihres Gleichen gefunden, noch finden möchte. Herzog Wilhelm hinterließ nämlich sieben Söhne. Der älteste unter ihnen, Ernst, regierte zu Celle, und als er starb, hätte der zweite der sieben Brüder, Christian, sein Nachfolger sein müssen. Dieser aber berief seine Brüder: August, Friedrich, Magnus, Georg und Johannes zu sich und legte ihnen eine, von dem verstorbenen Bruder Ernst verfaßte Acte vor, welche eine Idee enthielt, die schon in Wilhelms, des Vaters Kopfe gekeimt hatte. Um nämlich die ewige Zersplitterung des Landes zu verhüten, hatte der verstorbene Ernst ein Hausgesetz entworfen, in welchem der Vorschlag gemacht wurde, daß nimmer wieder getheilt werden und daß jeder kommende Zuwachs von Land mit Lüneburg vereinigt bleiben sollte bis auf ewige Zeiten. Wer unter den Brüdern der Stammvater des neuen Hauses werden solle, möge durch's

Loos entschieden werden. Dieser Eine müsse sich dann standesgemäß vermählen, doch sollten die Successionsrechte der Erstgeburt dadurch keineswegs beeinträchtigt werden.

Was kaum zu erwarten gewesen war, geschah, — die Brüder waren mit dem Vorschlage zufrieden, den Herzogshut auf das Haupt eines ihrer Brüder zu drücken und unvermählt zu bleiben oder im Privatstande zu leben. Einige wollten sogar freiwillig vom Loosen zurücktreten, denn Herzog August war bereits heimlich mit der schönen Tochter des Amtmanns zu Ebstorf vermählt, und Herzog Georg liebte eine Unbekannte, die er erst kurze Zeit vorher auf dem Schlosse zu Herzberg hatte kennen lernen; Christian beredete aber Alle zum Loosen. Fünf silberne und eine goldene Kugel warf er in einen Helm und die Brüder zogen. Mit Entsetzen sah Georg die goldene Kugel, welche ihn zum Herrn des Landes machte, in seiner Hand, denn er glaubte, er müsse nun jener Unbekannten, die er so unaussprechlich liebte, auf ewig entsagen. Vom Canzler wurde nun, im Beisein der angesehensten Edelleute des Landes, das Document über dies merkwürdige Hausgesetz aufgenommen, welches die Brüder errichtet hatten nnd das einzig war und geblieben ist in der Geschichte deutscher Fürstenhäuser, welches mit Erstaunen das ganze gleichzeitige Europa als ein kaum glaubliches Opfer von fürstlicher Großherzigkeit der Eigenliebe und Selbstsucht gebracht, betrachtete, und welches der türkische Gesandte zu Paris ein Wunder der menschlichen Natur betitelte und zugleich laut den Wunsch aussprach, ein solches Fürstengeschlecht von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und wenn es am Nordpole wohnte.

Da Georg sein Lebens- und Liebesglück vernichtet glaubte, war er anfangs über alle Maßen traurig: aber das launenhafte Schicksal hatte es gut mit ihm im Sinne, und drückte ihm neben dem Herzogshute auch noch das Rosendiadem der Liebe in das dunkellockige Haar. Jene Unbekannte, welche er liebte, war ihm ebenbürtig, war Eleonore von Darmstadt, die Tochter Landgraf Ludwigs von Hessen, den die Bücher der Geschichte „den Getreuen" nennen. Sobald die ersten Regierungsgeschäfte beseitigt waren, eilte er nach Herzberg, wo die Geliebte noch weilte. *)

Ach! mit banger Sehnsucht blickt die Holde
Oft vom Söller nach des Thales Pfad;
Schild und Panzer glüh'n im Abendgolde,
Rosse fliegen, der Geliebte naht!

*) Diesen romantischen Stoff hat Blumenhagen, natürlich mit allerlei poetischen Zuthaten, zu einer historischen Novelle verarbeitet, die sich unter dem Titel: „Fürstenherzen, oder die Prinzen von Lüneburg", im sechsten Bande seiner gesammelten Werke, so wie im Taschenbuche „Rosen, auf 1829", befindet.

Ihm die treue Rechte sprachlos reichend
Steht sie da, erröthend und erbleichend;
Aber was ihr sanftes Auge spricht,
Sängen selbst Petrarch und Sappho nicht.

Bis zu dem großen, weißen Felssteine, der schon oben erwähnt ist und außerhalb des Burgthores liegt, auf dem Leichenwege, an dem Winkel der Straße, von wo man herabsehen kann auf den Flecken Herzberg, — bis zu diesem Felsstücke war sie ihm entgegengeeilt, und von seinen kräftigen Armen umschlungen, erfuhr sie Alles, was sich zugetragen hatte und der Stein wurde der Freudenstein genannt und heißt noch so bis auf den heutigen Tag.

Den Ort aber, wo er seine Anna Eleonore gefunden, liebte Georg von nun an wie seinen köstlichsten Edelstein, und als beide Liebende mit einander vermählt waren, nahmen sie ihre Residenz zu Herzberg und es wurde die Wiege der Kinder Georg's und das reiche Haus seiner Familienfreuden, der Schauplatz seiner stillen Freuden und Leiden. Herzog Georg wurde gar bald von Allen, die ihn kannten, für einen der tapfersten Kriegshelden des deutschen Landes gehalten, dessen Freundschaft Spanien und Dänemark, der Kaiser und der Schwedenkönig Gustav Adolf zu erwerben eifrig bemüht waren und welcher der Stammvater des Hannoverschen Churhauses so wie des englischen Königshauses geworden ist. Seine schöne Gattin gebar ihm hier auf Herzberg vier Söhne, die sämmtlich in der Geschichte Hannovers die bedeutendsten Rollen spielten. Auf Schloß Herzberg sah das Licht der zwar schwache, aber milde und gütige Christian Ludwig; hier standen die Wiegen der Herzöge Georg Wilhelm und Johann Friedrich, welche beide ein Paar ächt deutsche Männer wurden, Georg Wilhelm, der Lebensfrohe, aber Thätige und Gerechte, und Johann Friedrich, der Edle, aber etwas Strenge und Eigenwillige, der denjenigen, die ihm zuweilen Milde und gelinde Maßregeln anzurathen wagten, zu antworten pflegte: „Ich bin Kaiser in meinem Lande!“ — Hier auf Schloß Herzberg wurde Ernst August geboren, der weise Staatsmann, der Freund der Wissenschaften und Künste, der den Churhut auf sein Haupt zu drücken wußte, dessen Sohn den Thron Großbritanniens bestieg, und der von vier Brüdern allein ausersehen war, Vater eines blühenden neuen Herrscherstammes zu werden, der mit seinem Ruhme die Erde anfüllte und mehr als einmal Europa's Schicksal entschieden hat. So sah Herzberg glänzende Tage, aber seine Blüthenzeit ging auch vorüber, denn als Herzog Georg im Jahr 1634 die Regierung des Fürstenthums Kalenberg antrat, welches durch Herzog Friedrich Ulrichs Tod dem Hause Lüneburg zugefallen war; so verlegte er seinen Sitz nach der schon damals ansehnlichen Stadt Hannover und erbaute daselbst das Residenzschloß. Da Herzog Georg und alle vier Söhne desselben nach einander in Hannover regierten, stand Herzberg von da an verlassen und verödet und wird nur noch einmal erwähnt, als Christian Ludwigs Wittwe hier einige Jahre zubrachte,

bis sie mit dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, ein zweites Eheband knüpfte.

Bis zum Jahr 1788 war das Schloß noch vollständig möblirt und verziert, wurde auch beständig von einem Castellan bewohnt, später ward es jedoch dem jedesmaligen königlichen Oberamtmann des Amtes Herzberg zur Officialwohnung eingeräumt.

Die Größe in ihrer Verfallenheit hat immer etwas, das das Herz beugt, und dies Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir hier das Jetzt mit dem Sonst vergleichen. — Manches Denkmal, welches die Burg noch aus ihrer Glanzzeit und von ihren unvergeßlichen Bewohnern aufzuweisen hat, betrachtend, verlassen wir das in vieler Hinsicht merkwürdige Schloß und steigen auf der schon erwähnten Treppe von 265 Stufen, welche zwischen alten Bäumen und wildem Unterbusch, an Felsenwand und tiefe Schlucht hingelehnt, dennoch mit Sicherheit bis zu dem Fuße des majestätischen Felsens hinunterträgt, zu dem Flecken Herzberg hinab.

Der Flecken Herzberg, welcher gegen 400 Häuser und über 2000 Einwohner zählt, ist nicht besonders ansehnlich. Die Bartholomäikirche des Ortes ist im Jahr 1593 vom Herzoge Wolfgang von Braunschweig-Grubenhagen erbaut, und enthält mehrere historische Merkwürdigkeiten. Unter andern Monumenten der fürstlichen Familie haben hier zwei Töchter Georgs, die Prinzessin Magdalene und die Zwillingsschwester von Ernst August, die Prinzessin Dorothea, reich verzierte Epitaphien von schwarz und weiß geädertem Marmor. Hinter dem Altare bewahrt man einen mit schwarzem Marmor ausgekleideten kleinen Taufstein, aus welchem Georg II., König von England, die christliche Weihe empfangen haben soll, und im Gruftgewölbe derselben Kirche ruhen zwei Särge, die für Kunstwerke der damaligen Zeit gelten können. Beide umschließen den Staub zweier tapferer Söhne des ersten Churfürsten Ernst August. Der eine, Prinz Friedrich August, fiel im Jahr 1691 als kaiserlicher Generalmajor in einer Schlacht mit den Türken, als er in einen Engpaß einzudringen versuchte, den die Feinde besetzt hielten. Sein Leib wurde den tieferschrockenen Eltern ohne Kopf hingebracht und soll noch unangerührt in dem festverschlossenen und unversehrten Sarge ruhen. Der andere, Prinz Christian, war kaiserlicher Obristwachtmeister, und ertrank im Jahr 1703, während des spanischen Erbfolgekrieges, bei Elchingen, unweit Ulm, in der Donau, nachdem sein Pferd erschossen worden war. Warum diese beiden Leichen hier beigesetzt worden sind, da die Residenz doch schon zu Hannover war, ist nicht bekannt.

Die Orgel der Kirche wurde der Gemeinde Herzbergs im Jahr 1596 geschenkt und zwar vom Herzoge Philipp II., welcher zu Herzberg residirte. Eine alte Inschrift, welche sich an der Orgel befindet, erzählt dies dem Beschauer.

Früher war noch eine zweite Kirche Herzbergs, die Nikolaikirche, im Gange; sie wurde aber schon seit langer Zeit nur zum Lesen der Leichenpredigten gebraucht.

Eine sehr sehenswerthe Anlage in Herzberg ist die Gewehrfabrik und durch sie ist der Ort in neuerer Zeit wieder zu einer Art von Berühmtheit gekommen, denn ihre Arbeiten brauchen eine Vergleichung, selbst mit den berühmtesten Productionen der Art, nicht zu scheuen, und sind deshalb für das Land höchst wichtig. Die Fabrikgebäude liegen am Fuße des Schloßberges und ein Arm der Sieber setzt die Maschinen in Bewegung. Die Wohngebäude mit Feueressen für Rohr- und Bajonnetschmiede, die Rohrschmiede, in welcher die Röhre gerundet und geschweißt werden, die Bohr- und Schleifmühle nebst dem Glühofen sind einer Besichtigung sehr werth. Ueber die Menge der vorhandenen fertigen Flinten, Bajonnete, Säbelklingen u. s. w. wird jeder Besucher der Fabrik höchst erstaunt sein. Sie wurde anfänglich auf königliche Kosten eingerichtet, zuerst bei dem damaligen Eisenhüttenwerke Lonau, ungefähr eine Stunde von Herzberg entfernt, dann (im Jahr 1736) wurde sie nach Neuhof bei Scharzfeld, und endlich hierher verlegt, weil das Lonauer Eisen nicht gut genug war. Im Jahr 1740 wurde sie ganz hierhergebracht. — Die Röhre und Bajonnete aus Eisen, welches von der Königshütte (s. den Artikel Scharzfels) hierher geliefert wird, werden zuerst mit doppelter Ladung probirt und unter funfzig Flinten springen gewöhnlich zwölf bis funfzehn. Diejenigen Läufe, welche die Probe ausgehalten haben, werden dann verschraubt, nach dem Kaliber gezogen, vom Rüstmeister visitirt, gezeichnet, mit Schlössern versehen, und völlig fertig gemacht. Springt eine Flinte beim ersten Schusse, so muß der Meister den Schaden tragen, springt sie aber erst beim zweiten, so hat die Fabrik den Verlust auf sich zu nehmen. Bis zur Zeit des ephemeren Königreichs Westphalen wurde sie auf königliche Kosten betrieben, da aber an einen Privatmann verpachtet und endlich an den jetzigen Fabrikherrn, Herrn Crause, verkauft, der immerwährend mehrere hundert Arbeiter beschäftigt. Die Arbeiten der Fabrik werden wegen ihrer Trefflichkeit gar sehr gepriesen und in der Gewerbausstellung zu Hannover wurden mehrere Arbeiten der Fabrik als wahre Kunstwerke angestaunt und gewannen auch die Preismedaille. Eine bestimmte Quantität der Waare nimmt die Herrschaft der Fabrik jährlich ab.

In Herzberg wohnen viele gute Messerschmiede, auch wird hier viel Wolle gesponnen und die Armenanstalten sind gut eingerichtet.

Johann Klai, bekanntlich einer der ersten deutschen Grammatiker, wurde hier geboren.

Unter dem Schlosse liegt ein herrschaftliches Vorwerk und zwei große Teiche, „der Jües oder Ghüs“ und „der Ochsenpfuhl“ genannt, wahrscheinlich Erdfälle, welche in dieser Gegend keine Seltenheiten sind. Der Jües oder Ghüs, an der Ostseite des Fleckens, ist überaus tief und bietet zuweilen die merkwürdige Erscheinung dar, daß aus seiner Tiefe verfaulte Tannenstämme hervortauchen, obgleich in der Nähe keine Tannen wachsen. Seine Mitte gilt im Volk für unergründlich, er ist fischreich und man will bei klarem Wetter altes Gemäuer in seinen Wassern gesehen haben.

Der Sage nach hauste hier vor grauen Jahren ein Graf, der ein wildes und gottloses Leben führte und da er sich, trotz mancher Warnungszeichen, nicht zu Gott bekehrte, sondern nur nach seines Herzens Gelüsten lebte, so versank endlich unter Donner und Blitz sein Schloß in einen Erdschlund und Wasser stiegen empor und bedeckten geheimnißvoll die schaurige Tiefe.

Der andere Erdfall, der Ochsenpfuhl, liegt dicht an der Ostseite des Schloßberges und wird durch verborgene Grundquellen genährt, denn sichtbaren Zufluß hat er nur selten; er fließt ab in eine dunkle Schlucht des Felsens, und man weiß nicht, wo seine bedeutende Wassermasse bleibt. Sein Wasserstand ist immer derselbe, was wahrscheinlich durch verborgene Kalkschlotten bewirkt wird. Ueber die Entstehung des Wasserbeckens erzählt die Sage Folgendes:

Vor einigen hundert Jahren hatten sich, einer alten Sitte gemäß, am zweiten Feiertage des heiligen Osterfestes, die jungen Burschen und Mädchen auf der Wiese eingefunden, die sonst da grünte, wo sich jetzt die unheimlichen Wellen des Teiches ausbreiten. Rings umher waren Leinengezelte aufgeschlagen, in denen Alles zu haben war, was die Sinne begehrten, und rosige Jungfrauen lustwandelten oder schauten den kräftigen Jünglingen zu, die sich im Ringen und in andern Spielen übten. Während aber die Jünglinge noch miteinander kämpften,

Da waren lust'ge Musikanten,
Ganz unbemerkt herbeigeschlichen,
Es wurden die beliebt bekannten
Drehwalzer bestens aufgestrichen,

und — wie von Hüon's Zauberhorn bewegt, eilte Alles zum Tanzplatz, bald drehten sich die Paare jauchzend im lustigen Reigen und der Jubel der Fröhlichen wuchs von Minute zu Minute. Leider aber sollte das Vergnügen, für die lebenslustige Jugend nur allzubald, auf eben so unerwartete, als wunderbare Weise gestört werden. Es kam nämlich ein ungeheurer schwarzer Ochse des Weges daher. Das Gewühl und Gejauchz der Menge machte ihn wild, das Geschrei der ihn neckenden und verfolgenden Knaben verkehrte seine Wildheit in Tollheit und so erschien das riesige Geschöpf plötzlich auf dem grünen Platze und setzte die Versammelten in das tödtlichste Schrecken. Weiber, Mädchen und Kinder flüchteten im gefährlichsten Gedränge in die nächsten Höfe, hinter die Zäune oder auf die steilen Höhen; doch die kühneren jungen Burschen hemmten gar bald ihre im ersten Schrecken begonnene Flucht, bewaffneten sich mit jedem waffenähnlichen Werkzeuge, das nahe lag, sammelten sich wieder und schickten sich an, dem schwarzen Ungethüme, durch welches sie von der Wiese vertrieben worden waren, ihren Vergnügungsplatz wiederum abzukämpfen. Ihre Streitlust verwandelte sich aber zu starrblickender Ver-

wunderung, als sie das Treiben des tollen Thieres betrachteten. Dieser kümmerte sich nicht um die kampflustige, gegen ihn anrückende Menge, sondern tobte mit dem Gebrüll der schrecklichsten Wuth auf dem grünen Wiesengrunde umher, wetzte seine langen Hörner an den nächsten Baumstämmen und blies heiße Dampfwolken aus den weit offenen Nüstern. Mitten auf der Wiese hielt er endlich seinen Lauf an, senkte das breite Haupt, riß, mit den gewaltigen Füßen scharrend, den Rasen auf und stieß die Hörner tief in den Boden. Wüthender durch den Widerstand, den da liegendes Gestein seiner Gewalt entgegensetzte, ließ er nicht nach, zu wühlen, und Steine und Erde in die Luft zu schleudern, bis auf einmal vor ihm aus dem aufgebrochenen Boden ein dicker Wasserstrahl emporschoß, mehrere Fuß hoch sich zu einem sprudelnden Springbrunnen hob und in kurzer Zeit das trockene Erdreich um den Stier her mit rauschenden Fluthen bedeckte. Das Thier stand anfangs wie verwundert, dann schlürfte es mit gierigen Lippen aus dem Strudel, zog sich, wie das Wasser umher größer ward, langsam zurück und ließ sich endlich geduldig fangen und fesseln. Das Fest aber war und blieb verdorben und der Vergnügungsplatz der Herzberger Jugend war zerstört für alle Zeit, denn der Wasserquell blieb unerschöpft, der Strudel hörte nicht auf zu fließen, und in wenigen Tagen war der grüne Wiesengrund gänzlich ausgefüllt. Schon glaubten die nächsten Bewohner die Sicherheit ihrer Grundstücke gefährdet, aber die Gefahr wurde glücklicher Weise abgewandt, denn das Wasser hatte sich einen Ausgang geschaffen, so räthselhaft und außerordentlich, wie es sein Hervorquellen gewesen war. Es hatte sich eine Schlucht geöffnet, dicht unter dem Schloßberge, und so wenig man weiß, von wannen es kam, so wenig weiß man, wohin es geht. Das Wasser aber ward der Ochsenpfuhl genannt und heißt so bis auf den heutigen Tag.

Wenn man, am Jües vorüber, die Straße verfolgt, welche links ablenkt, so erblickt man ein nett aussehendes Försterhaus am eigentlichen Eingange des schönen Sieberthals. Etwas mehr zurück liegt am Berge das letzte Haus des Fleckens Herzberg, welches, so lange der Harz steuerfrei war, eine Eigenschaft an sich hatte, die man auch von mehreren andern auf Grenzen gelegenen Häusern rühmt. Dies Haus war nämlich eine Schenke und da es gerade auf der Grenzscheide zwischen dem Vorharze und dem eigentlichen Harze erbaut war, so brauchte man nur im Innern des Gebäudes durch eine, das Haus in zwei Hälften scheidende Wand in ein anderes Gemach zu treten, um auf der Seite nach dem Harze hin, den berühmten und allbeliebten Nordhäuser Kornbranntwein um ein ziemliches billiger zu trinken, als in dem Gemache nach dem Vorharze hin. Daß das Haus aus diesem Grunde gar fleißig besucht wurde, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Die Gegend um Herzberg hat in geognostischer Hinsicht ungemeine Aehnlichkeit mit der Umgegend von Osterode. Hier, wie dort, setzen die Flötzgebirge durch das Hauptthal durch und ziehen sich,

sammt der thonigen Dammerde, ziemlich hoch an den Harzgebirgen hinan, sind aber nicht bauwürdig. Gyps, Alabaster und Marmor findet man an der Sieber entlang, wo ganze Felsen aus diesen Steinarten bestehen. Der Marmor ist von besonderer Güte, überaus hart, und nimmt daher eine herrliche Politur an. Hauptsächlich findet er sich grau und weiß geädert, doch findet man auch einen fast ganz weißen, der nur wenige blasse graue Adern hat; ferner einen weißen, gelb punktirten, einen hellgrauen mit weißen Flecken und dunkelgrauen Adern, und andere Sorten mehr.

In den Mergelgruben, die sich in der Gegend von Herzberg befinden, werden sehr viele Versteinerungen angetroffen. Man fand sonst, und findet noch, große petrificirte Knochen in so großer Anzahl, daß man ganze Körbe davon einsammeln könnte. Die größten und merkwürdigsten darunter wurden von Kennern und Sachverständigen für Reste eines Rhinocerosskelettes gehalten. — Auch eine Viertelstunde unter Herzberg, dem Nylberge gegenüber, sind Knochen einer unbekannten, ausgestorbenen Thierart ausgegraben worden, unter andern ein Schienbein, welches eine Länge von fast zwei Ellen hatte.

Ehe wir die Gegend verlassen, machen wir noch einen Gang in das Gebirge hinein und zwar in das schöne Sieberthal, welches sich mehrere Stunden lang recht freundlich in die Berge hineinzieht und von keinem Freunde der Natur, welcher Herzberg besucht, unbesichtigt gelassen werden muß.*) Man findet sich wie umringt von den Waldgruppen und Felsenkuppen. Zur linken Hand steigt das rothe Gestein gerade auf gleich einer senkrecht gehauenen Wand und wendet sich dann zum Gebirg hinüber. Wie grünes Haargelocke das Haupt des alten Meergottes, so deckt dichter Wald die Scheitel der riesigen Felsen. Zur rechten Hand stürzt sich das Waldwasser vom Berge hernieder, silberfarben und klar bis zum Kieselgrunde, hier sich mit lautem Geräusch durch sein enges Bett zwängend und kleine Wasserfälle bildend, — dort sich ausdehnend, sich verflachend zu breitem Raume, und zum kleinen See austretend auf den Rasenplatz, welcher von niedrigem Tannengebüsch eingeschlossen ist und in warmen Tagen zum heimlichen Bade einladet. Aus den kleinen Silberwellen blicken in unzählbarer Menge wunderschöne, blaue Steinbrocken hervor, die den Neugierigen zu näherer Besichtigung herbeilocken, aber bei näherer Betrachtung sich nur als werthlose Hüttenschlacken darstellen. — Gar lustig ergeht es sich an dem murmelnden Wasser, das alle Mährchen und Heimlichkeiten des eben verlassenen Waldgebirges erzählen zu wollen scheint, und je weiter

---

*) Das Flüßchen Sieber entspringt am Bruchberge, in der Nachbarschaft der Oder. An der Sieber liegt, 1½ Stunden von Herzberg entfernt, das Dörfchen Sieber, welches 50 Häuser enthält und von Fuhrleuten und Holzarbeitern bewohnt wird. In der dortigen Schenke kann man fast immer gute Forellen erhalten.

wir fortschreiten, desto anmuthiger wird es um uns her. Jeden Augenblick ändert sich die Scene, jede Biegung der Steinstraße öffnet eine neue, möglichst schönere Ansicht. Heerden weiden am Ufer, Hirschrudel zeigen sich in der Ferne, — ein heiteres lachendes Idyll liegt vor Dir, dessen Grundton Ruhe und stiller ländlicher Friede ist. Doch bald wird die Scenerie großartiger. Jenseit des Wassers steigen mächtige Felsen hinan, ein zahlloses Heer schlanker Edeltannen tragend, die, den Wolken näher, immer kleiner für das Menschenauge werden, als wenn der Himmel, der ganz oben auf dem abgeschnittenen, geradlinigen Gipfel zu ruhen scheint, sie drücke und niederzwänge. Hoch erhebt sich die steile Wand, wie abgeschnitten, hängend in der Luft mit dem Prunkkranze des herrlichsten Gehölzes bedeckt. Kaum scheint es glaublich, daß ein Menschenfuß sich hinaufwagen möchte, und doch steigen an schönen Sommerabenden oftmals auf steilem Schlangenpfade dort fröhliche Gesellschaften hinauf und feiern am Rande der Felswand in reiner Lust gesellige Feste. Der breite rothe Sol und der zugespitzte Langfasz zeigen sich dann als Vorwächter der geheimnißvollen Gebirgswelt und ganz im Hintergrunde legt das Knollenpaar seinen breiten Felsenrücken gerade vor den Pfad, zwei grimmigen Riesen gleich im schillernden Sonnenlichte, welche an der Schwelle des eigentlichen Brockengebirgs mit drohenden Geberden Schildwacht halten und den Eintritt wahren. Freier wird der Geist, leichter die Brust bei jedem Schritte, den man tiefer in die Waldung thut, im feineren duftigern Blau glänzt der Himmel; wie ein kühler Labetrunk am heißen Mittage strömt die frische Zugluft durch die Schluchten zwischen den einzelnen Kuppen und Spitzen herein. Der König der Lüfte, der Bergadler, zieht über den höchsten Steinkuppen stolz dahin und immer häufiger zeigen sich auf besonnten Abhängen Rudel schlanken Hochwildes.

Wo die riesigen Felsenarme des großen Knollens, nach dem Abhange der rauschenden Sieber hin, vielfältige, labyrinthische Gänge umschließen, ist ein schmales Thal,

das Hörterthal.

Hoch bis zu den Wolken steigen die schroffen Seitenwände empor, welche mit dunkeln, thurmhohen Tannen bedeckt sind, welche mit geisterhaftem Rauschen das Thal erfüllen. Ein Bach rieselt über wild hingeworfenes Gestein, selten findet ein Sonnenstrahl Zugang in die Tiefe, selbst in den heißeren Sommertagen weht hier erfrischende Kühlung und tiefe Stille schwebt über dieser abgeschiedenen Gegend.

Nichts unterbricht das Schweigen
Der Wildniß weit und breit,

Als wenn auf dürren Zweigen
Ein Grünspecht hackt und schreit,
Ein Rab' auf hoher Spitze
Bemooster Tannen krächzt,
Und in der Felsenritze
Ein Ringeltäubchen ächzt.

Wie in einem Urwalde sind die Bäume in einander verschlungen, knorrige Wurzeln laufen wie Schlangen über den Weg, und Flechten und Kräuter bedecken in wildem Gewirre den Boden. Durch diese Wildniß wandert nur der kampflustige Keiler einsam seinen Weg und der kräftige Hirsch und das schlanke Reh nur treten zuweilen aus dem Dickicht und trinken von dem Wasser des Bächleins, welches das wilde Thal durchmurmelt.

Vor langen, langen Jahren wohnten in dieser Einöde auch Menschen; eine friedliche Hütte, in welcher glückliche Liebe ihr Nest gebaut hatte, stand unter dem Schatten der alten Bäume und wirthlicher Rauch stieg aus der Tiefe des Thales zum blauen Himmel empor.

In der Hütte wohnte ein junger Rittersmann, den namenloses Unglück aus seiner Heimath vertrieben hatte. Von falschen Freunden betrogen und verleumdet, aller seiner Besitzungen beraubt und selbst aus der Burg seiner Väter geworfen, war er gezwungen worden, dem Schauplatze seiner Jugendfreuden den Rücken zu wenden. Dennoch war er nicht ganz unglücklich, denn — was Feindes Wuth ihm auch geraubt, ein süßer Trost war ihm geblieben — sein holdes, erst kurze Zeit mit ihm vermähltes junges Weib begleitete ihn. Beide liebten einander grenzenlos und jedes Mißgeschick schien ihnen erträglich, wenn sie es nur vereint tragen durften. Doch in des jungen Mannes Herz war tiefer Menschenhaß eingezogen und er beschloß, in wilder Gebirgsgegend seine einsame Hütte zu bauen, wo er mit seinem Weibe leben könne, abgeschieden von dem Treiben der Welt und von den Menschen und ihren Leidenschaften. Der Zufall führte ihn in das Hörterthal und da es seinem menschenfeindlichen, verdüsterten Sinne gefiel, so beschloß er, hier seine Hütte aufzuschlagen.

In der That hätte er auch keinen bessern Wohnplatz wählen können, als diesen, denn mehrere Jahre vergingen und kein menschlicher Fuß betrat das wilde Gebirgsthal. Das Paar fühlte lange Zeit in stiller Selbstgenügsamkeit das größte Glück, welches nur die gegenseitig treu bewahrte Liebe kennt; doch auch hier drohete endlich ein finsteres Gewölk den sonnigen Horizont der Liebenden zu umdüstern.

Nicht weit von der einsamen Waldhütte, am Eingange des Hörterthales, da wo sich das Gebirge an die steile Wand anschließt, hatte ein herrlicher Hirsch, die Lust des Jägers und die Zierde des Waldes, seinen Stand. Der junge Ritter, dessen Namen die Sage nicht aufbewahrt hat, war mit dem Besitzer des Waldes bekannt

geworden, und dieser hatte ihm die Aufsicht über den Forst aufgetragen. Der neue Förster hatte beim Durchstreifen des Waldes den Hirsch schon öfters zu Gesicht bekommen, aber alle seine Bemühungen, ihn zu erlegen, waren vergeblich gewesen. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken, erforschte mit vieler Mühe den Wechsel des Wildes und legte sich mit seiner Armbrust in den Hinterhalt. Lange Zeit verging und des Försters Augen blickten forschend umher, aber kein Hirsch erschien und schon begann die Qual der Ungeduld sich des jungen Mannes zu bemächtigen, als ein Geräusch in den Büschen die gesunkene Hoffnung des Jägers von Neuem belebte. Die Büsche rauschten, das trockene Reisig knisterte, die Zweige schwankten, — und schneller rollte das Blut durch des Waldmanns Adern, seine Pulse pochten, — und als sich das Knistern der dürren Ruthen näherte, als es mit leisem Geräusch auf dem trockenen Laube heranschlich, da konnte der feurige, beutelustige Jüngling nicht mehr an sich halten, die Sehne schwirrte, der Pfeil flog, und — die Gattin des unglücklichen Jägers lag bleich und unbeweglich auf dem harten Felsgesteine. In wilder Verzweiflung warf der Erschrockene das Geschoß weit von sich und flog zn der theuren Gattin, die er von seiner eigenen Hand gemordet glaubte. Doch wie groß war seine Freude, wie hallte sein Jubel durch den Wald und weckte die Echo, welche in den Felsen schlief, als das geliebte Weib die Augen öffnete, bald wieder zu sich kam und dem Bangenden versicherte, unversehrt zu sein. Neben ihr aber lag, vom scharfen Pfeile durchbohrt und getödtet, eine große Eule, welche von den Schritten der, ihren Gatten suchenden Frau aus ihrem Verstecke aufgescheucht worden war.

Lange hielten sich die Beiden umfaßt und dankten dem Höchsten auf das Innigste für die gnädige Abwendung der Gefahr. Hand in Hand kehrten sie dann zurück zu ihrer Hütte und das Schicksal schien von dieser Zeit an müde, sie zu verfolgen. Die Verhältnisse in der Heimath hatten sich im Laufe der Zeit geändert, die Vertriebenen kehrten auf die väterliche Burg zurück und von rosigen Kindern umspielt lebten sie noch lange in ungestörtem Glück!

C. Duval.



Sage von der Margarethenhöhle im Rauthal bei Jena.

Wandrer, siehst du wohl im Abendschimmer
Hoch auf jener Berge steilem Rand,
Dort die öden, wild umrankten Trümmer?
Eckartsberga ward das Schloß genannt.
Rühmlich war vor allen
Einst in seinen Hallen
Ritter Ehrich rings umher bekannt.

Er, der in der Jugend Kraft und Fülle
Muthig einst befreit das heil'ge Grab,
Lebte nun in abgeschied'ner Stille;
Seine Tochter war sein einz'ger Stab.
Denn vom Himmel flehte
Zärtlich Margarethe
Für den Vater Glück und Heil herab.

Einst sprach er: „Der Graf von Orlamünde
Hat zu seinem Weibe dich begehrt;
Und nach flüchtigem Bedenken finde
Ich durch diese Wahl mich hoch geehrt.
Doch dein dumpfes Schweigen,
Diese Blicke zeigen —
Ist vielleicht der Graf dir minder werth?"

Bleich und bebend sank sie ihm zu Füßen:
„O vergieb der Tochter, die gefehlt!
Nimmer kann ich mich dazu entschließen,
Denn schon lange hat mein Herz gewählt;

Und in sel'gen Stunden
Ward ein Band gewunden,
Das ich, Vater, dir bisher verhehlt.

Er ist mir aus niedrem Stand geboren —
Weh', du zürnest, wenn mein Mund ihn nennt!
Conrad hab' ich Treue zugeschworen;
Gut und bieder, wie mein Herz ihn kennt,
Ist er mir ergeben,
Und für's ganze Leben
Gilt dies Band, das nur der Tod einst trennt."

Ehrich rief erstaunt: „Was muß ich hören?
Für den Knappen hegst du Liebesgluth?
Willst den alten Adel tief entehren,
Der auf unsres Stammes Ahnen ruht?
Ha! eh' ich dies leide,
Eher treff' euch beide
Unversöhnlich meines Zornes Wuth?"

Conrad ward zur Burg hinausgetrieben;
Margarethe, die als einz'ger Stab,
Als der Trost des Alters ihm geblieben,
Stürzt' er tief in einen Thurm hinab.
Ohne sich der armen
Tochter zu erbarmen,
Ließ er sie in diesem offnen Grab. —

Doch es trotzt die Liebe reiner Seelen
Jeder Trennung, jeglicher Gefahr.
Conrad wußte sich hineinzustehlen,
Ließ, sobald es Nacht geworden war,
In den Thurm sich nieder,
Und es ruhte wieder
Herz am Herzen das geliebte Paar.

Täglich kam nun Conrad, wenn die Sonne
Kaum entwich; doch als ein Jahr entschwand,
Naht', im Blicke sel'ge Liebeswonne,
Einst ihm Margarethe, und gestand:
Unter ihrem Herzen
Rege sich mit Schmerzen
Ihrer süßen Liebe theures Pfand.

Mit Entzücken hört' er diese Kunde;
Doch um seine Vaterfreuden schien

Sich ein düstrer Gram seit jener Stunde,
Wie ein finsteres Gewölk zu ziehn.
„Wehe! neue Leiden,"
Rief er, „droh'n uns beiden;
Theures Weib, wir müssen eilig flieh'n.

Und dem Paar, das, unter Angst und Sorgen,
Aus dem Thurm bei Nacht geflüchtet war,
Bot, im fernen Rauthal, tief verborgen,
Eine Höhle sich zum Obdach dar;
Oed' und abgelegen,
Auf verwachs'nen Wegen,
Sicher vor Verfolgung und Gefahr.

Als ihm nun ein Knab' entgegenlachte,
Ging früh Morgens einst der Vater fort,
Kam nach Frauenpriesnitz hin, und brachte
Einen Pater aus dem Kloster dort,
Der den Knaben weihe,
Segen ihm verleihe
Durch die Taufe, durch des Heilands Wort.

In des Rauthals Mitte stand, voll Schrecken,
Conrad still: „Von dieses Weges Spur
Hüte dich, je etwas zu entdecken!
Nie, und sei's auch das Geringste nur!
Bei der Kraft und Ehre
Des Allmächt'gen schwöre
Mir das heilig! — Und der Pater schwur.

Doch, als er die Mutter nun erkannte,
Brach, gelockt durch glänzenden Gewinn,
Der Verräther seinen Eid, und rannte
Mit der Botschaft zu Graf Ehrich hin.
Er und seine Mannen
Sprengten schnell von dannen,
Wuth im Blicke, mit verstörtem Sinn.

Abend war es; Berg' und Thäler schwommen
Schon in blauem Duft und Nebelflor.
Auf dem Gleisberg loderten die Flammen
Der Johannisfeuer hoch empor —
Als, auf seinem Rappen,
Ehrich mit den Knappen
Irrend in dem Rauthal sich verlor.

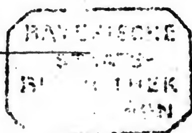
Spielend traf er Conrad mit dem Kinde:
„So entehrst du, niedrer Knecht, mein Blut?“
Weh! der Anblick schürte seine blinde
Zornesflamme, seines Hasses Gluth,
Statt sie abzukühlen. —
Kind und Vater fielen
Rasch als Opfer seiner blinden Wuth.

Auf sein Roß nahm er dann Margarethe,
Die, erstarrt, kein Leben mehr verrieth. —
Es begruben Hirten an der Stätte,
Wo der Vater mit dem Sohn verschied,
Beid', und in der Nähe,
Auf des Felsens Höhe
Pflanzten sie ein Kreuz, das man noch sieht.

Doch für Margarethen war verschwunden
Alle Hoffnung, jedes Lebensglück,
Und verletzt von tausendfachen Wunden,
Floh sie in die Höhle bald zurück.
Dort, mit bleichen Zügen,
Fand man sie einst liegen,
Sanft entschlummert, mit erlosch'nem Blick.

Am Johannisfest, beim Mondenscheine,
Sitzt sie jährlich noch, unfern der Gruft
Mit dem Kinde, auf dem grauen Steine,
Wo sie, in der stillen Abendluft,
Myrthenkränze windet,
Doch alsbald verschwindet,
Wenn im Dorfe zwölf der Seiger ruft.

Heinrich Doering.



Inhaltsverzeichniß des dritten Bandes.

Seite





